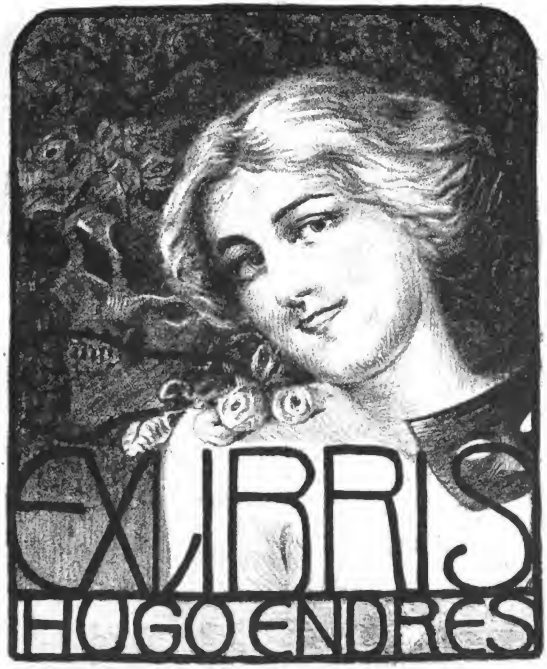
University of Virginia Library
PT2253.G38 A6 1905 V.1
ALD Ausgewahlte Werke; mit einer
NX 001 274 163



HE.

UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819

Hans Grasberger
84

Hans Grasberger
Ausgewählte Werke
Band I

Digitized by Google

Hans Grasberger

Ausgewählte Werke

I

Mit einer Einleitung von

Peter Rosegger

und einem Geleitwort der Herausgeber

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Hans Grasberger

Novellen aus Italien und der Heimat

Mit einer Einleitung von

Peter Rosegger

und einem Geleitwort der Herausgeber

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

PT
2253
.G38A6
1905
v.1
Copy1

Inhalt.

Der verpfändete Maler 1
Das Aloeblatt 100
Die Haberwirtin 157
Maler und Modell 299

Vorbemerkung der Herausgeber.

Gleich nach dem viel zu frühen Heimgang Hans Grasbergers äußerte sich die herzliche Liebe, die der treffliche Mann weit über die Kreise seiner engeren Landsleute und Freunde hinaus genoß, in ergreifender Art. Die besten Namen der zeitgenössischen Dichter von Deutschösterreich standen an der Spitze eines von Künstlern, Kunstfreunden, Politikern und Publizisten mitunterzeichneten Aufrufes, der für ein würdiges Grabdenkmal des Verewigten erging. Ihr Fürwort fand sofort vollen Widerhall. Auf dem Mödlinger Friedhof erhebt sich seit Jahren Grasbergers vom Bildhauer Schwarz geformtes Erzbild. Außer diesem ehernen Monument sollte der Bedeutung Grasbergers gemäß für eine Sammlung seiner besten Schöpfungen in einer Gesamtausgabe gesorgt werden. Joseph Bayer, Anton Bettelheim, Zacharias Konrad Lecher, Gustav Pawikowski, Peter Rosegger und Karl von Thaler trafen aus den Schriften Grasbergers die vorliegende Auswahl aus seinen Erzählungen und mundartlichen Gedichten, die hoffentlich so verdienten Erfolg haben wird, daß späterhin an eine Reihe von Ergänzungsbänden gedacht werden kann.

Die J. G. Cottasche Buchhandlung hat die Aufnahme der zu ihrem Verlage gehörigen Dialekt-Dichtungen Ploderjam und Geistling'schichten gestattet. Ein Entgegenkommen, für das ihr der Dank aller Freunde Grasbergers gebührt.

Einleitung.

An einem nebligen Spätherbstmorgen des Jahres 1849 rollte aus dem steirischen Alpenorte Obdach ein leichtes Steirerwäglein die Straße entlang — in die weite Welt. Darauf saßen zwei Knaben in grauen Zeuggewändlein, wie es Bauernstudenten haben, wenn sie in die „Studie" gehen.

Der eine blickte mit seinen braunen Augen, auf denen noch die Schatten des Abschiedes von daheim lagen, gegen den Himmel und sagte nach einer Weile betrübt: „Rudolf, es wird regnen!"

„Hans, es wird nicht regnen!" gab der andere zurück, „morgen ist Vollmond, da regnet es nicht."

Und richtig war's. Als sie durch die Engschlucht unter der Ruine Eppenstein ins breite Murtal hinauskamen, löste sich der Nebel; als sie durch das alte Städtchen Judenburg fuhren, zeigte der Himmel die ersten blauen Scharten; als sie an der Felsenburg des streit- und sangeslustigen Ulrich von Lichtenstein vorüberrollten, blaute das ganze Firmament in herbstlicher Reine. So ging's zwischen den schönen Bergen dahin, und als es abendlich wurde, sind die jungen Reisenden eingezogen in das ehrwürdige Benediktinerstift zu St. Lambrecht. Daselbst waren sie aufgenommen, um als Schüler den Wissenschaften der Welt obzuliegen und als hellstimmige Chorknaben das Lob Gottes zu singen.

Der eine dieser Knaben hieß Rudolf Falb und ist später der berühmte Erdbeben- und Wettermann geworden, der andere Hans Grasberger welcher sich im Laufe des Lebens den schönen, Künsten hingab und dem wir nun als einem der besten Dichter Deutschösterreichs dieses dankbare Gedenken bringen.

Jener kleine Hans könnte leicht Johannes, Abt von Sankt Lambrecht, geworden sein, wenn er dem Stifte hätte verbleiben mögen. Aber das geheimnisvolle Geschick führte ihn auf anderen Straßen zu demselben Ziele des Schönen und Guten. Den zweiten Teil der Gymnasialstudien vollendete Hans in Klagenfurt, dann ging er auf die Universität nach Wien, wo er Rechtsstudien trieb und sich bald auf eigene Füße stellte. Durch die Vermittlung eines Freundes wurde es dem jungen Manne möglich, eine Reise nach dem Orient mitzumachen, bei welcher er die Kasse der Gesellschaft zu verwalten hatte. Damals führte noch keine Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem hinein. Gerne erinnerte sich der ältere Grasberger daran, wie damals der dreiundzwanzigjährige Hans arglos auf dem Maultiere sinnend und träumend unterwegs in den Steingebirgen von Judäa die Reisekasse verlor. Da mußte er wohl den Poeten verabschieden und klugen Blickes auf dem Rückritt im weglosen Sande die Richtung erforschen, bis die Tasche glücklich wieder gefunden war. Über die Erlebnisse, Gedanken und Stimmungen jener Reise hat der junge Poet getreulich Buch geführt und seine „Sonette aus dem Orient" sind ein glänzendes Denkmal der großen Morgenlandsfahrt, in welcher der fröhliche, sinnige, fromme Dichter kühnlich untertaucht in die Welt und jauchzend

emporfliegt zu Gott. Ich habe nie etwas Schöneres über Reisen ins Heilige Land gelesen als dieses Sonettenbuch, wovon vor Jahren eine erweiterte und mit wertvollen Noten versehene Ausgabe in Leipzig erschienen ist.

Als dieser monatelange Morgenlands-Sonntag vorüber und der Dichter wieder heimgekehrt war in die Wienerstadt, ging freilich der prosaische Werktag an. Hans mußte sich einspannen lassen ins Zeitungsjoch, das für die Entfaltung dichterischer Talente sich oft so hinderlich erweist. Doch wußte er diesem Amte bald die für ihn ansprechendste Seite abzugewinnen; er wurde Feuilletonist und Kunstreferent. Als solcher ward Grasberger wiederholt nach Italien entsendet, in dessen sonnigem Leben und Weben seine dem Klassischen zugeneigte Seele schön und ebenmäßig ausreifte. Da brachte er stets seine Sachen mit heim, so Nachdichtungen von Michelangelo (Le Rime di Michel Angelo Buonarotti), eigene Poesien, die in den Sammlungen „Singen und Sagen", „Aus dem Karneval der Liebe", „Licht und Liebe", „Ein Triptychon" enthaltend sind. Die Gedichte aus verschiedenen Lebensepochen sind natürlich nicht von gleichem Werte, mehr gedanklich als anschaulich, mehr tiefgründig als volkstümlich, aber stets von hoher Weltanschauung durchleuchtet.

Doch hat der Dichter in der südlichen Sonne nicht der schattenernsteren Heimat vergessen. Daß er in seinem Empfinden ein kerniger Älpler geblieben, das bewies er bewundernswert durch seine Gedichte in steirischer Mundart. Die Sammlungen „Zan Mitnehm", „Nix für ungut", „Ploderjam", „Geistlingschichten" sind an wahrer Volkstümlichkeit in Gehalt und Form nicht über-

troffen, vielleicht nicht erreicht. Grasbergers „Vierzeilige“ sind nicht mehr Nachahmung des Schnaderhüpfels, sie sind das Schnaderhüpfel selbst; sie sind voll natürlicher Lebenslust und volkstümlicher Weisheit.

Wie schlicht weiß der Dichter die Innigkeit „heimlicher Lieb'“ zum Ausdruck bringen:

„I han a schön's Dirndl,
I nenn's aber nöt,
I sieh's wohl bein Leut'n steh'n,
Kenn's aber nöt.“

Dann will ich fragen, was man zu den trutzigen Herzklängen unglücklicher Liebe sagt:

Mit Nagerl und Rosmarin
Stöck i ma 's Miada voll,
Daß Koani nöt mirk'n soll,
Wia-r-i valass'n bin.

Hiaz tua-r-i erst recht und röd
Wia-r-in da liabstn Zeit —
A hamlini Schadenfreud'
Gun i enk nöt!

In schwerem Weh nicht ein bißchen sentimental! So ist der Naturmensch draußen in den Waldbergen. Hierher gehört auch das folgende:

Wann er hoamkem wöllet,
Han i eahm frag'n lass'n —
Er hätt' draußt'n z'schaff'n,
Hat er sag'n lass'n.

Er söllt net gar so sein,
Han i eahm bitt'n lass'n,
Und er: was broch'n war,
Das söllt i litt'n lass'n.

Ob i eahm nachkem därfet,
Han i eahm schreib'n lass'n,
Er hat hintagschrieb'n,
Das söllt i bleib'n lass'n.

Und wia-r aft 's Kind is kömen,
Han i eahm 's sech'n lass'n.
Aft is er fort von Ort
Und hat uns grech'n lass'n.*)

Tatsächlich ist Grasberger als Mundartdichter weiter bekannt denn als hochdeutscher Sänger und Erzähler. In letzterer Richtung hat er sich langsam entwickelt. Er gehörte zu jenen allmählich wachsenden Naturen, die erst in späteren Jahren jung werden. Bei unserem Hans kam zuerst der Philosoph, dann der Dichter, und endlich auch — der Bräutigam. Mit sechzig Jahren erfreute er sich eines jungen, glücklichen Familien-

*) Uns einfach selbst überlassen.

lebens. — Als Geschichtenerzähler hatte er etwas lange auf sich warten lassen, aber seine Popularität ist eine aufsteigende. Die ersten Erzählungen unseres Dichters waren in einem etwas schwerfälligen Schritt dahergekommen, die Sprache war zu gesättigt an Gedanken, zu behäbig, gerne an Nebenbildern verweilend. Man kam beim Lesen nicht weiter, jeder Satz verlangte ein Nachgrübeln für sich und darauf ist die Leserwelt schon einmal gar nicht eingerichtet.

Doch war die Philosophenfeder bald künstlerisch geworden und mit mancher Erzählung kann — was die formliche Vollendung angeht — unser Poet getrost mit den modernen Meistern des Stiles in die Schranken treten. Die Dorfgeschichte, die bürgerliche Erzählung, die Künstlernovelle weiß er mit gleichem Geschick zu meistern. Sollte in Grasbergers Geschichtenbüchern „Aus der ewigen Stadt", „Auf heimatlichem Boden", „Neues Novellenbuch" nicht auch der strenge Rezensent manchmal ein wohlgefälliges „Ah!" von sich geben und sagen: ein hochgebildeter Geist! aber nicht das allein! — Die reizendste aller Grasberger-Geschichten betitelt sich: „Maler und Modell". Es ist eine Barockgeschichte aus Steiermark, so zierlich, so leuchtend und so herzig, wie die Literatur seines Heimatlandes eine ähnliche nicht aufzuweisen hat.

Darf man bei dieser Gelegenheit auch einige Worte über des Dichters Persönlichkeit sagen?

Der kleine untersetzte Mann mit dem schönen Haupte, mit dem Auge, aus dem der Geist und die Güte leuchtete, aber auch Kampflust, wenn es galt, mit beredtem Munde Rechtes zu verteidigen. Den Mann als Festredner zu hören!

Das war mehr als rhetorischer Erguß, es war das volle, warme Ausleuchten einer Persönlichkeit. Eines Tages hörte ich ihn sprechen gegen die Korruption in der Kunst. Ich habe einmal bei nächtlicher Stunde den Ausbruch des Vesuv gesehen — diese Rede des sonst so sanften Hans hat mich daran erinnert. Oft, wenn es sich um gemeinnütziges Wohltun handelte, riß die Glut des Feuergeistes alle mit sich und der Idealist ward zum praktischen Rater und Tater. Wo es sich jedoch um eigenen Vorteil, um Anerkennung handelte, da war unser Poet unentschlossen, säumig, zurückstehend und gelassen verzichtend.

Es war keine geringe Arbeit gewesen, ihn zu bewegen, daß er für meinen „Heimgarten" seinen Lebensabriß schreibe. „Mit einem so armen Leben prahle man nicht," sagte er. Mir lag aber daran, gerade von ihm selbst eine Lebensskizze zu erhalten, damit spätere Biographen einen sicheren Leitfaden vorfänden. Und gerade diese gedrängte schlichte Lebensbeschreibung wird allen, die nun zur neuen Ausgabe seiner hervorragendsten Werke greifen, hochwillkommen sein. Sie sei hier wörtlich mitgeteilt:

Mein Lebensgang.

Von Hans Grasberger.

Ich erscheine als am 2. Mai 1836 geboren und getauft; nach mütterlichem Gedenken habe ich aber am 1. Mai an einem Sonntage das Licht der Welt erblickt. Daß ich Gras- und nicht Graßberger schreibe, beruht auf einer Weisung meines Vaters, der mir auch mitteilte, daß diese Grasberger einst ein Wappen geführt und die

Werke im Thörlgraben (Obersteiermark) besessen. Ich habe diesen abweichenden Angaben nie näher nachgeforscht. Daß ich mich bald nach den Studentenjahren Hans schrieb, langes Haar trug und nach einem weichen, breitkrempigen Hut griff, hat mir für längere Zeit die polizeiliche Aufmerksamkeit zugezogen. Mein Vater Josef war Weißgerber, ein Gewerbe, das damals, als man sich noch vorwiegend „irchen" (in Fellkleidern) gewandete, eine größere Bedeutung hatte als heutzutage; er hatte in Graz, in verschiedenen Klöstern, im Salzburgischen gearbeitet, ehe er sich in Obdach niederließ. Den Apotheker Grasberger in der salzburgischen Vorstadt Mülln bezeichnete er mir ausdrücklich als nahen Verwandten, den ich auf meiner ersten größeren Ferienwanderung 1854 ja aufsuchen sollte. Ich stellte mich diesem Herrn Onkel in seiner Offizin auch vor, mit einem stolzen Zeugnis mich ausweisend; als derselbe aber, wie um mich auf die kürzeste Weise abzufertigen, in die Geldlade griff, zog ich mein Papier wieder an mich und sagte, kehrt machend: „So war's nicht gemeint!" Seither hab' ich mich um meine reicheren Verwandten nicht mehr gekümmert, wie auch sie nicht um mich. Um 1816 sollen meine Eltern geheiratet haben und nach Obdach gezogen sein. Sie hatten daselbst ein bürgerliches Anwesen, und ist mir als dasselbe das heutige Nagelschmiedhaus am Bach bezeichnet worden. Feuer- und Wasserschäden sollen sie aber um ihre Habe gebracht haben, so daß sie früh verarmten, ihre Selbständigkeit verloren und „Einwohnerleute" wurden. Fortan brachte sich der Vater als Anstreicher, Aushilfsarbeiter, Taglöhner fort; daß er aber gelegentlich auch Heiligen-

bilder auf Glas malte, derlei Glasbilder ausbesserte, daß von ihm noch heute ein Herz Jesu-Aquarell vorhanden ist und daß er als Erzähler oder „Lügner“ da und dort die langen Winterabende verkürzte, wie er auch Schützenscheiben und Transparente fertigte, das darf vielleicht nicht unerwähnt bleiben. Er mag an die 60 Jahre alt geworden sein; ich erfuhr seinen Tod am Ausgange meiner Studienzeit in Wien. Meine Mutter Anna war eine geborene Reinerin; sie hatte beim Patrimonialgericht Authal auf dem Murboden ein kleines Erbe zu erheben und blieb trotz vieler Wanderungen dahin der Meinung, daß sie nie völlig zu dem gelangt sei, was ihr gebührte. Sie starb mit 92, ihrer eigenen Aussage nach mit 94 Jahren. Noch als Achtzigjährige ließ sie die Nadel nicht rasten, Bettdecken abstoppend nach Zieraten, die sie sich selbst mit der Kreide auf den Stoff vorgezeichnet hatte. Sie war arbeitsam, frohmutig, gern gelitten, redegewandt, und ihre Laune, ihr Witz hat selbst in ihrem hohen Alter nicht versagt. Wenn ich Mundartliches dichtete, achtete ich im Geiste immer auf Sang und Klang und Ausdrucksweise meines lieben Mütterchens, das eben nur zur Not gedrucktes lesen konnte. Von zehn Kindern war ich das vorletzte; der ältere, Alois, ist 1849 in Italien, der jüngere, Romuald oder Roman, 1866 bei Chlum gefallen; von den übrigen Geschwistern habe ich keine Erinnerung.

Als Knabe trieb ich mich lieber beim „Pirner-Bäcken“, meinem Paten, als daheim herum, obwohl ich mit der Mutter oft auch in den Wald „Holz klauben“ ging. Halterbub war ich in den Vakanzen. Die Trivial-Schule (Volksschule) be-

hielt mich länger als nötig; im „Ehrenbuch" stand ich obenan; der Kooperator P. Meinrad lieh mir Bücher, und die Rittergeschichten von Cramer, Spieß und Lafontaine verschaffte ich mir um Ministrantengroschen aus dem nahen Judenburg. Der musikeifrige Schulmeister Franz Swoboda lehrte mich, wie andere Kinder, singen, Triangel- und Tschinellenschlagen und auch Waldhornblasen, so daß ich anno 1848 und 1849 mit Rudolf Falb in der „Banda" der Obdacher Nationalgarde meinen Mann stellen konnte.

An einem Oktobertage 1849, da gerade im Ort ein Kalb mit drei Hörnern zu sehen war, bestiegen ich, der ältere, und Falb das Steirerwagerl, das uns unter dem Schutze des guten dicken Herrn Schulmeisters als Sängerknaben ins Benediktinerstift St. Lambrecht brachte. Nun, als Sänger und Musiker leistete ich wohl wenig — „unsicher im Treffen, gemütlos im Vortrage"; aber das Studieren machte mir so wenig Schwierigkeiten, daß mir meine geistlicher Lehrer beispielsweise in einem Jahre über die dritte, vierte und fünfte Schule hinweghelfen konnten. Nach vierjährigem Aufenthalte im Kloster konnte ich in Klagenfurt die Aufnahmeprüfung für die siebente Lateinschule bestehen. Die Konviktszeit ist mir ein lichtes, freundliches Erinnerungsgut; Lehrern wie P. Odilo und P. Justus zolle ich dankbares Gedenken; Conrad von Forcher, Landesgerichtsrat Iberer, P. Benno, sind mir Freunde geblieben; wir Konviktsjungen hatten unser eigenes Papiergeld (§ 1 „Die Bank ist eine — Republik"), unsere Fehden, Femen und Gastereien; tolle Streiche, bei denen nichts Böswilliges mitunterlief, wurden gelinde bestraft; wir bekamen kein

gehässiges Wort gegen Welsche oder Andersgläubige zu hören und ich durfte — Verse machen, die an Prüfungstagen mitunter sogar herumgezeigt wurden, auch Liebesgedichte, „aber nicht früher, als bis ich wußte, was Liebe sei".

In Klagenfurt beendete ich das Gymnasium, die Reife-Prüfung mit Auszeichnung bestehend. Einen Rückhalt fand ich da an dem studentenfreundlichen Hause des Stadtphysikus Dr. Adam Birnbacher, dessen edle Gattin mir in der Folge den Weg nach Wien bahnte. So kam ich auch zu Freitischen und Lektionen. Bücher über den Schulbedarf hinaus liehen mir Professor Karlmann Flor von St. Paul und der spätere Erzbischof Peter Funder. Ich lernte das kärntnerische Volkslied kennen und lieben — daher so manche Anklänge daran in meinen mundartlichen Schriften.

Wien betrat ich am 3. Oktober 1855. Ich hörte Jus ohne sonderlichen Herzensdrang, doch war ich kein schlechter Student und die theoretischen, die geschichtlichen Fächer hatten viel Reiz für mich. Freundliche Aufnahme fand ich in den Familien des Teehändlers Carl Trau, des Oberfinanzrates v. Hausegger, des Direktors v. Plenker, des Kaufmannes Franz Breither, der in der konservativen Welt eine hervorragende Rolle spielte, und anderer Gönner. Der letztgenannte war ein Bruder des Lambrechter Geistlichen P. Rudolf, der mich getauft hatte; er vermittelte meine Teilnahme („gleichsam an seiner statt") an der österreichischen österlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem 1859; er nahm meine Reisebriefe in sein Tagesblatt „Österr. Volksfreund" auf; er machte mich zum Mitarbeiter, ja selbst zum Leiter

dieses Organes — ein Verhältnis, das über 1864 hinaus gedauert hat. Im Jahre 1859 erschienen auch meine ersten Gedichte, enthalten in dem von Wiener Studierenden herausgegebenen „Album zur Schillerfeier". Nach der Orientfahrt kam ich zunächst als Hofmeister und Konzipient ins Haus des Advokaten Dr. Wolfgang Tremmel; aber ich schickte mich schlecht in die Kanzleipraxis, so daß ich bald lieber ganz der Tagesschriftstellerei angehörte. Ich hab' es demnach auch nicht völlig zum Doktor gebracht. 1865 und 1866 gehörte ich der Redaktion der „Presse" an. Ich wollte heiraten, aber ehe ich dazu kam, war ich wieder ohne Stelle. Dreimal hab' ich mich auf Grund meiner „Sonette aus dem Orient" und anderer schriftstellerischer Anläufe um ein Dichterstipendium beworben, aber vergebens. In den ersteren Monaten von 1862 beredete mich der mir wohlwollende Dichter Carl Beck zu einer gemeinschaftlichen Fahrt nach Italien. Das machte sich überraschend leicht; die Regierung gab mir als gewesenem „Volksfreund"-Redakteur einen Vorschuß von 300 fl. auf Berichte, die ich für die „Wiener Zeitung" schreiben sollte, und auch andere Blätter versprachen, ihre Spalten meinen Reisebriefen zu öffnen. Ich strebte denn auch bald weiter, als meinem Reisegefährten lieb war; ich trennte mich in Venedig, besah mir Bologna und Florenz, verweilte in Rom, drang nach Neapel vor und blieb sieben Monate aus.

Die zweite Romfahrt erfolgte schon im nächsten Oktober; ich weilte über ein Jahr in der ewigen Stadt, schrieb für ein Halbdutzend deutscher Blätter und ließ mir's sauer werden. Nachdem ich so bereits die Zentenar- und Kanonisationsfeier,

sowie die Garibaldinische Invasion miterlebt hatte, traf ich daselbst zum drittenmal, und zwar als Konzilsberichterstatter der „Presse“ ein. Auch das war ein anstrengender und heikler Dienst. Im Jahre des Krachs und der Wiener Weltausstellung war ich neun Monate lang in Italien, und anläßlich der slawischen Pilgerfahrt sah ich die Siebenhügelstadt wieder.

Dies meine italienischen Wanderjahre. Die freie Zeit widmete ich Kunststudien; zunächst hatte mir's die Malerei, sodann die Architektur, und zuletzt erst die Plastik angetan. Mit Künstlern verkehrte ich viel und gern, in den Ateliers war ich wohl gelitten, aber das ungebundene Leben machte ich nur wenig mit, denn ich hatte mein Herz in Wien zurückgelassen; es gehörte einer selbständigen Frau, die nach der Wanderschaft mir eine sorgsame Hauswirtin geworden und trotz allem Wandel eine edle Freundin geblieben ist bis zu ihrem letzten Atemzuge. In Rom begann ich meine Nachdichtungen der „Rime di Michelangelo“, von Franz Liszt ermutigt und unterstützt.

1871 war ich überflüssiger Kriegskorrespondent der „Presse“; ich sollte mich nämlich ausschließlich auf deutschem Boden herumtreiben. 1873 erschien mein „Karneval der Liebe“ — der naive Mensch hatte ja doch auch schon manchen Tiefblick ins gesellschaftliche Leben getan. Ich hatte nun als Kunstreferent und Feuilletonredakteur der „Presse“ einen ruhigen Dienst. Da mir aber die nationale Bedrängnis nicht gleichgültig bleiben konnte, verließ ich das genannte Blatt im Jahre 1883, als Kunstreferent bei der „Deutschen Zeitung“ eintretend. An förderlichem

Umgang hat es mir in Wien nie gefehlt; Ferd. Kürnberger, Friedr. Uhl, C. Oberleitner, Ludwig Speidel, Carl v. Thaler und in früherer Zeit der Komponist Winterberger, der Dramatiker Schneegans, die „Wartburg-Brüder" u. a. haben mit mir verkehrt. Deutschland habe ich zumal auf verschiedenen Ausstellungsfahrten kennen gelernt. Was jetzt noch mein Leben verschönt oder erfreut, gehört nicht hierher.

An die fünfzehn Jahre hatte ich die heimatlichen Berge nicht wiedergesehen. Als in den Ferienmonaten 1876 Steirisches, Kärntnerisches mir aufs neue traut zu Ohren klang, kam etwas zum Durchbruch, das ich in mir gar nicht vermutet hatte — meine Dialektpoesie, ein Tribut, den ich der lieben Heimat zollte! Und auf diesem Gebiete ist mir Roseggers Zuspruch zustatten gekommen.

Ähnlich wollen alle meine Schriften aufgefaßt sein: als Dank an das Leben, soweit es mich berührt hat, als Dank an den Boden, darauf ich Gastfreundschaft gefunden. Die „Sonette aus dem Orient", die Novellen „Aus der ewigen Stadt", die Geschichten „Auf heimatlichem Boden" sprechen dies klar und offen aus. Anderes begreift sich unschwer daraus, daß meine Denkweise mehr geschichtlich als philosophisch, meine Anschauung mehr realistisch als idealistisch und mein Wesen mehr hingebend als selbstsüchtig, mehr beschaulich als tätig ist. Ob, was das Pult birgt, bei meinen Lebzeiten noch ans Tageslicht gelangen kann, weiß ich nicht. Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben. Das Übrige steht in Gottes Hand."

Soweit Hans Grasberger über sich selbst. Das war 1891. „Vielleicht," setzte er mir damals bei, „gilt dieses Bekenntnis bald als Nekrolog." Das Geschick hatte ihm besseres zugedacht. Noch in demselben Jahre hielt er Hochzeit mit Emilie von Domazewsky, die ihm zwei Jahre später ein herziges Töchterlein geschenkt hat. Aber großes Glück ist nicht von Dauer. Wenige Jahre nachher begann er zu kränkeln und am 11. Dezember 1898 ist er in Wien gestorben.

Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist wehes Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben und — der Literatur das Ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten, die zu überwinden waren, diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein Dritter dazwischen tritt, unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahe treten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten und sie nie mehr ganz entlassen.

Krieglach, im Herbst 1904.

Peter Rosegger.

Der verpfändete Maler.

Zahlreich sind die Jungen im „Gallinaccio“ versammelt. Längs der Mittelnaht des schneeweißen Tischtuches haben sich schon unterschiedliche leere Flaschen aneinander gereiht, doch Marco, der Wirt, holt unverdrossen aus dunklem Versteck einen ehrwürdig bestaubten Fiasco nach dem andern hervor. Es ist hellgoldiger festlicher Orvieto, dem so wacker zugesprochen wird. Was der französische Schaumwein durch Kunst, das ist dieser von Natur. Er hilft über schwere Stunden hinweg und verwandelt sorgenlose in heitere. Und der köstliche Inhalt wird in einem ebenso eigentümlichen als zierlichen Gefäße geboten. Wie die Eichel zum Teil im Näpfchen steckt, wie der junge Vogel nur mit dem nackten Hälschen über das Nest sich hinausstrecken kann, so sitzt die Orvietoflasche zur Hälfte in einem aus Stroh geflochtenen Körbchen, wächst aber licht und frei daraus empor. Der Übergang aus dem weiten und vollen ins schlanke kann nicht gefälliger vermittelt werden.

Das oberste Strohschnürchen löst sich vom Geflechte los und schlängelt sich den Hals hinan. Und was das merkwürdigste, die Flasche braucht nicht entkorkt zu werden, denn als Verschluß dient eine fingerhohe Schichte Öl, das so sicher wie Salomos Siegel die würzigen Geister in Haft und Bann erhält. Es gehört eine geschickte Hand dazu, die ranzigen Tropfen so fortzuschwenken, daß weder ein fremdartiges Äuglein zurückbleibe noch zu viel vom edlen Naß verloren gehe. Die heitere Tafelrunde denkt gewiß noch sattsam nüchtern, indem sie die heiklige Verrichtung dem Wirt überläßt und sich an dem seltsam glucksenden Tone von deren Gelingen überzeugt.

Marco hat in der That alle Hände voll zu thun. Ihm steht kein Garzone zur Seite; er selbst ist Koch und Kellner, kaum, daß noch ein Ganymed als dienstthuender Ragazzo mit Eßbesteck und Tellern, Gläsern und Broten flink genug zu hantieren weiß. Heute Abend begnügt sich die übermütige Gesellschaft keineswegs mit Salat und Eiern oder mit einer Frittata oder mit Risotto und einem beißenden Finocchio zum Nachtisch; zum drittenmale verlangt man von Marco oder schmeichelt ihm vielmehr das Höchste seines kulinarischen Vermögens, das Jagdgericht, eine Art falschen Wildbrets, ab. Mit dieser Speise rühmt sich der kunstfertige Mann, einem deutschen Diplomaten die Junggesellenjahre bis ins späteste Greisenalter gefristet zu haben. Er besitzt ein lobendes

und empfehlendes Dienstzeugnis von der Hand der Eccellenza, und dies Papier hält er desto mehr in Ehren, je weniger er selbst die großen Schnörkel zu entziffern vermag.

Wieder steht also Marco am Herd; in der weiten, schmalbordigen Pfanne schmort es, leckerer Duft steigt daraus empor. Um die schläfernde Glut der Holzkohle zu entfachen, zerknittert der Kochkünstler trockenes Röhricht und schiebt es in die lebendige Asche, so daß es bald knistert und hell aufloht. Marco ist nie munterer als wenn er sein Jagdgericht bereitet. Da wandert nicht Salz, noch Kräutlein und Gewürz in die Pfanne, ohne daß er eine alte Arie oder den augenblicklichen Einfall als Ritornell dabei summt und singt. Und man hört und sieht ihm gern zu, wenn er so weihevoll schafft, wenn er den kleinen Blasebalg handhabt, wenn der jähe Gluthauch ihm über Gesicht und braune Arme gleitet. Für seine rüstige Gestalt ist die Arbeit leichtes Spiel; ist er doch gebaut wie Berninis herrlicher Triton auf der Piazza Barberini. Marcos Vorliebe für die Deutschen schreibt sich von der alten Eccellenza her, und er hat es noch nie zu bereuen gehabt, wenn er den jungen Künstlern ausgiebigen Kredit gewährte.

Seine Trattoria ist der urwüchsigsten eine, was wohl um so verzeihlicher ist, als noch Gregor XVI. die dreifache Krone auf dem Haupte trägt, er, der strenge, gelehrte Mönch, welcher

Neuerungen im Sinne der Reinlichkeit und des größeren Behagens mit einem unübersetzbaren Kraftworte zurückzuweisen pflegt. In Marcos Wirtschaft sind Küche und Zechstube eins. Die Wände sind geschwärzt wie die Travertinquadern des Theatrum Marcelli. Der Boden kennt Mosaik so wenig als Dielen. Tisch und Bänke lassen eher auf einen Zimmermann als auf einen Kunsttischler schließen. Leichte Strohmatten an Thür und Fenstern wehren den Fliegen und Sonnenstrahlen, weichen aber jedem erquicklichen Lüftchen. Der Balken, welcher die Decke durchmißt, verrät eine gefährliche Senkung, gleichwohl will Marco nicht eingestehen, daß auf ihm seine Schatztruhe mit den schweren Scudi laste. In solcher Schenke reiften in manch eines Zechers Kopfe herrliche Kunstschöpfungen, in ähnlicher Kneipe trank Goethe den besten Genzanowein.

Die Gesellschaft hat einen Scheidenden in ihrer Mitte, ist aber nichts desto weniger guter Dinge. So lange man sich selbst in Rom als in der Lehre und auf der Wanderschaft fühlt, trägt man diesen Wechsel von Kommen und Gehen leicht, nimmt fröhlichen und mutigen Anteil daran. Der Kommende bringt Grüße aus der lieben Heimat, der Scheidende nimmt solche über die Berge mit. Mit frischen Ideen und Idealen langt dieser an; mit Erfahrungen und Entwürfen scheidet jener. Man ist dem Neuling ein fördernder Mentor und verjüngt dafür an dessen ursprünglicher Em-

pfänglichkeit sein eigenes Wesen. Anders die Alten, Eingelebten und Eingebürgerten, die sich ihren Weg gebahnt, ihr Ziel gesetzt haben. Sie sind des ewigen Schauspiels von zu- und abziehenden Wandervögeln müde. Was sie brauchen, ist Ruhe und Sammlung. Sollen sie sich irre machen lassen von den neu eingeführten, unreifen Ideen? Diese leichtfertigen, naseweisen Dinger! Statt zu Fuß mit dem Ränzlein auf dem Rücken die Wallfahrt zu vollenden, lassen sie sich gemächlich vom Vetturin über Berg und Thal bringen. In etlichen Monaten glauben sie mit Rom fertig zu sein, das unsereiner als Lebensaufgabe betrachtet, ohne Aussicht, damit zu Ende zu kommen. Sie bringen Utopien mit und fordern von der Fremde heimatliche Bequemlichkeit. Über das Grabmal der Cäcilia Metella kommt selten einer mehr hinaus, während wir auf der Via Appia die Campagna durchwanderten, in Albano Rast hielten, dann, ohne den Staub von den Schuhen zu schütteln, die Rückkehr antraten und die ganze Fußwanderung als genußreichen, anregenden Spaziergang betrachteten. Und die mit ihrem Urteile so schnell fertig sind, mit welchen Anliegen kommen sie einem? Was der Scudo gelte, und wann die farnesianischen Gärten zugänglich seien, und wo man sich einen Permesso für die Katakomben verschaffen könne, und ob man ihnen nicht zu einer billigen Wohnung behilflich sein wollte ... schöne Kunstjünger das!

So greinen die Alten. Kein Wunder, daß der „Cancro“, die Stammkneipe der letzteren, und der „Gallinaccio“ im allgemeinen getrennte Lager vorstellen.

Anders als seine seßhaften Altersgenossen denkt Adolph, der Bildhauer. Wer sich jung erhalten will, muß mit der Jugend umgehen — Adolph hält sich zu den Jungen. Als Senior nimmt er bei dem Abschiedsschmause den Vorsitz ein. Ihm zur Rechten sitzt Friedrich, der Landschafter, dem eben durch das Liebes- und Ehrenmahl gehuldigt wird. Seine Lehr- und Wanderjahre sind um; er will in Deutschlands Norden die erlangte Meisterschaft bethätigen.

„Hörst du, Adolph?“ Den Nachbar mit dem linken Ellenbogen berührend und ihm zutrinkend, wiederholt Friedrich mit Nachdruck: „Es wäre schön von dir, Adolph, und völlig gerechtfertigt, wenn du dich wieder einmal, und zwar mit mir, auf den Heimweg machtest. In den beginnenden heißen Monaten versäumst du hier wenig, kehrst dafür aber mit frischen Kräften in dein Studio zurück. Selbst Antäus, der Riese, war nur solange unüberwindlich, als er durch erneute Berührung aus seiner Mutter Erde Kraft zog.“

„Wo denkst du hin?“ erwidert der Angesprochene mit heiliger Entrüstung. „Ich soll mein Modell, soll Hektor und Andromache preisgeben? Der Thon braucht jetzt schon täglich zwei-

mal naſſe Umſchläge. Ich kann ſo wenig fort als die Amme vom Säugling. Haſt du dich erſt recht bequem drüben eingeniſtet, mein Wort darauf, daß ich über kurz oder lang bei dir vorſprechen werde."

„Glaub' ihm nicht, Friedrich," läßt ſich ein dritter vernehmen, „ſo vertröſtet er jeden. Der ſieht ſo wenig Deutſchland wieder als er zum Heiraten kommt."

„Zitto!" herrſcht Adolph. „Dieſer Therſites von einem Propheten meint wohl gar, ich müßte mich in ein deutſches Stumpfnäschen vergaffen, um in Hymens Tempel zu treten."

„Hört, hört den Schmäher!" rief's von mehreren Seiten. „Und ſolch ein Vaterlandsverräter erkennt es nicht für die dringendſte Notwendigkeit, ſich wieder einmal gründlich in den Himmel blauer, deutſcher Mädchenaugen zu vertiefen?"

„Karger Erſatz für das große, ewig blaue Himmelsauge über Italiens Heſperidengarten! Und iſt mit der Farbe des Auges der Brunnen der Schönheit erſchöpft? Wo bleibt das ſchöne Profil, die herrliche Büſte, die angeborne körperliche Grazie und die Majeſtät des Ganges? Dafür habt ihr Farbenkleckſer keinen Sinn, bedauerlich genug. Wenn die marmornen Göttinnen wandeln könnten, ſie würden ſchreiten wie die römiſchen Frauen."

„Tedesco italianizzato!"

„Was er spricht, ist Frevel!“

„Der Mann ist unrettbar verloren!“

„Mag er sich den Dank bei den Römerinnen holen, auf ein deutsches Mädchen ist sein Recht verwirkt!“

So scholl es durcheinander. Friedrich beschwichtigte den Sturm und fuhr dann, in ein ruhigeres Fahrwasser einlenkend, fort:

„So in Italien aufzugehen wie du, mein Freund, das wünsch' ich mir nicht. Aber noch das ein- und anderemal italienische Luft zu atmen und Sinn und Auge aufzufrischen an den unerreichbaren Meisterwerken, das ist mein festes Vorhaben, noch ehe ich scheide.“

„Ja und bist du geschieden,“ ergänzte einer, der aus Erfahrung sprechen konnte, „so zeitigt wachsende Sehnsucht gar bald deinen Vorsatz.“

„Den Sommer in Deutschland und die übrige Zeit in Italien zubringen zu können, das wäre ein Götterlos,“ meinte ein anderer.

„Ich für meinen Teil,“ fiel ein dritter ein, „möchte mir's so einrichten: in Deutschland die Konzeption, in Italien die Ausführung.“

„So seid ihr,“ nahm mit zufriedenem Lächeln wieder der Senior das Wort. „Als ich warm wurde, habt ihr mich verketzert, und jetzt erklärt ihr, einer nach dem andern, daß euch nichts ferner liege als ein Verzicht auf Italien. Keine Wortklauberei! Laßt uns vielmehr in weihevoller Stimmung zu jenem Akte schreiten, der für unseren

Freund die Bürgschaft baldiger Rückkehr, für uns die Hoffnung fröhlichen Wiedersehens abgeben soll. Ganymed ist eingeschlafen und Marcos Humor ist zu Ende, sobald er seine Arme nicht mehr zu rühren braucht."

Die Freunde durchwandern zwischen ruhesamen Häusern mehrere enge Gäßchen, ehe sie der Silberflut des Vollmondes teilhaftig werden. Aber mit jedem Schritte vernehmen sie deutlicher das Rauschen eines Wasserfalls. Sie treten auf die kleine, unregelmäßige Piazza di Trevi hinaus.

„Wenn mir einer im Norden so etwas hätte weismachen wollen!" ruft überrascht der jüngste der Künstlerschar aus; „das Licht bläulich, kalt — der Schatten tiefbraun und warm im Ton — oder täuscht mich mein Auge?"

„Keineswegs," erwidert Adolph; „du wirst noch über manche ungeahnte Gegensätze zu staunen haben und jähe Übergänge zu fühlen bekommen. Hältst du es für möglich, daß du mit dem ersten Schritte aus der Julisonne in den Schatten nicht das Gefühl der Kühle und Erquickung, sondern das des unbehaglichsten Frierens haben könntest? Du wirst es verspüren."

Man stand vor der großartigen Brunnenfassade. Der Mond warf schräg sein Licht auf die Pilaster aus Travertin, auf die marmornen Säulen und Statuen. Jedes Wellchen der zahlreichen Cascadellen, die sich über und durch die scheinbar chaotisch aufgeschichteten Felsenblöcke, auf den

von des Künstlers Finger anmutig vorgezeichneten Wegen in das weite Becken ergießen, glitzerte berückend und tückisch.

Es war, als sei der gebietende Oceanus aus dem Dunkel seiner Grotte eben erst hervorgeschritten und habe vor den Blicken des Beschauers seinen Muschelwagen bestiegen. Die Seepferde bäumen sich auf, aber bändigende Tritonen sind flugs an ihrer Seite. Unter des Gottes Wagen hervor ergießt sich stromgleich die mächtige Quelle, breit und breiter, in drei Absätzen sich in die schäumende, brandende Tiefe stürzend.

Das Rauschen inmitten der Nachtstille stimmte feierlich. Die Freunde waren allein. Nur an der freieren Ecke der Fassade die luftige Bottega, welche frisch von der Quelle ihren Limonetrank schenkt, hatte noch Licht.

Dieses widerstritt erfolgreich dem bläsferen Mondenschein und umglühte golden die grünen Guirlanden, an denen Citronen und Orangen ausgehängt waren.

Friedrich unterbrach das Schweigen. „Wie oft eilte ich gleichgültig an dieser Fontaine vorüber und schmähte sogar ihren zopfigen Schmuck! Aber jetzt muß ich ihr einen großartigen Wurf zugestehen. Ich hätte nie vermutet, daß sie so auf mich zu wirken vermöchte. Wie ganz anders sieht Rom, wer mit überschwenglichen Erwartungen hierher kommt, als wer den Blick des Scheidenden auf dessen Schönheiten wirft!"

„Bravo!“ rief Adolph aus; „jetzt hab' ich dich in der rechten Stimmung. Weiß ich's doch seit langen Jahren, daß jedem der Abschied von Rom nahe geht, er hätte denn ein blödes Auge und ein Herz von Stein. Laßt uns denn,“ fuhr der Bildhauer salbungsvoller fort, „zur Opferung schreiten, und laßt mich, den Ältesten, als Priester walten. Tritt vor, Friedrich, Geliebter, der du in das Land des Frostes und der Nebel ziehst, erkauf' dir von den ewigen Olympiern, denen diese Quelle heilig ist, die Gewähr einer baldigen Wiederkehr in dies lichtbegnadete Land, in diese Heimat des Schönen. Was du in der Hand hältst, ist ein plumpes, schmutziges Stück Kupfer, ein Bajocco — wirf den schimmligen Obolus in die Fluten, die so verlockend gleißen, daß man sich am liebsten selbst hineinstürzen möchte. Was dafür deinem Geiste aus der Tiefe emportaucht, ist goldener Hoffnung Bild. Rauscht es nicht herauf wie Orakelruf? Wünsche, glaube, handle! Auf gut Deutsch: wünsche, hierher zurückzukehren, glaube, daß es möglich sei, und mache dich bald wieder auf die Socken; für das übrige laß die gütigen Götter sorgen.“

Geziemende Andacht und Rührung hatte sich der Umstehenden bemächtigt. Aber man hatte keine Zeit, diesen Gefühlen nachzuhängen. In Adolph war dramatischer Ungestüm gefahren. Er faßte den Neophyten bei der Hand und führte ihn an den vordersten Rand des Beckens.

Hier, dem stolzen Muschelgespann gegenüber, hat das Geländer eine schmale Öffnung. Ein paar Stufen führen zum Wasserspiegel nieder. Aus der Umfassungsmauer sprudelt ein Seitenbrünnlein der großen Fontaine.

„Bei der Nase des heiligen Vaters," hob Adolph wieder an, „welche vor Zeiten Eos' Rosenfinger gestreift haben mag, wir sind kein verlornes Geschlecht ketzerischer Wiedertäufer; noch weniger gedenke ich mich eines schnöden Hyperboreers meuchlings gleichwie einer überflüssigen Katze oder eines jungen Hundes zu entledigen. Drum fasse dir ein Herz, mein Sohn, und steig' die Stufen hinab. Schöpfe, trink' von der Acqua Vergine; wie der Brunnen Semsem auf den Mekkapilger, wirkt dieser jungfräuliche Born auf den Abendländer; er erfüllt die Brust mit Sehnsucht, daß dir nicht früher wohl wird, als bis er deine lechzenden Lippen wieder netzt . . . Du weißt dir nicht zu helfen, Narr? Mach's wie der heilige Diogenes! Denn Gott gab dem Menschen die Hand nicht bloß dazu, daß er zu unfruchtbarer Faust sie balle . . ."

Als Friedrich den Trunk gethan, der in ihm den Durst der Sehnsucht wecken soll, ließ Adolph das priesterliche Pathos fahren; der sinnige Quellenkultus war zu Ende.

Noch einmal aber gebot der launige Meister Schweigen; er trat vor den scheidenden Kollegen ihn und sprach:

„Empfange die höchste Auszeichnung, welche dir von deinen Landsleuten und Zunftgenossen zu teil werden kann. Ich nadle dir den Bajocco-Orden an die noch unentweihte Brust. Er giebt Zeugnis, daß du in Rom kein Kopfhänger und Leisetreter warst. Es klebt das Verdienst eines tüchtigen Narrenweibels auf unseren Auszügen nach den Cervara-Grotten an ihm, ein Verdienst, wie solches mancher nicht aufzuweisen hat, der zu seinem zwölften goldenen Kreuz oder Stern den dreizehnten gesellt. In welche Kreise du mit diesem Zeichen trittst, es vermehre Frohsinn und Heiterkeit. In einsamen, grauen Stunden wecke es lichte Erinnerungen. Werde kein Philister, mache unserem schönen Orden keine Schande, das schwöre bei Lunas sanftem Silberblicke!"

Von der Korsoseite her drangen Musikklänge ans Ohr. Sie hatten geschwiegen während der Abschiedsfeier an der Fontaine und fielen jetzt umso wirkungsvoller ein.

Auf der Piazza Colonna spielte die Kapelle der Karabinieri; die schöne Welt lustwandelte um die Marc-Aurelsäule und den Korso entlang; aus den Palästen Chigi, Piombino, Ferraioli ergoß sich gastlicher Schimmer; das Café war mit seinen Stühlen und Tischen ins Freie gerückt; die Limonadehütten glichen lockenden Marktbuden; nur die heidnische Kaisersäule, die den Apostel Paulus trägt und außen in den Reliefs des Spiralenfrieses kriegerische Thaten erzählt,

ragte ernst und starr über das bunte Treiben hinaus.

„Komm, Friedrich," mahnte Adolph, „erlab' dein Auge noch einmal an römischer Frauenschönheit!"

„Ich wüßt' einen besseren Vorschlag," sprach ein anderer; „bis Mitternacht sind wir zurück, brechen wir nach dem Kolosseum auf! Der wachehabende Schweizer läßt uns auch ohne Permeß hinein, die ungeheure Weite in der Stille, die jeden Schritt widerhallen macht, bei Vollmondschein zu durchmessen. . ."

„Keine großen aufregenden Eindrücke mehr!" wehrte Friedrich. „Ist mir doch, als hätte jedes einfache dunkle Haus, jeder Stein noch ein eindringliches Wort für mich. Bleiben wir auch dem Leben auf dem Korso fern."

Die Künstler lenkten ihre Schritte gegen die Piazza del Popolo. Der Palast der Propaganda zeigte sich in finsterer Majestät; die spanische Treppe, silberübergossen, glich einer Himmelsleiter; vom Obelisken aus warf Friedrich lange Blicke rechts die Terrassen des Pincio hinan, links nach dem Vatikan, nach der blinkenden Peterskuppel.

„Es bleibt dabei, wir sehen uns morgen früh noch einmal, am Ponte Molle draußen. Der Vetturin hat bereits meine Siebensachen. Ich erspare mir bewegte Auftritte, indem ich von meiner Stube, meinem Studio heimlichen Abschied nehme."

Nach diesen Worten reichte Friedrich seinen Freunden die Hand und bog allein in die Gasse seiner Wohnung ein. — —

Wer von Friedrichs Genossen nach kurzer Nachtruhe schon während des Morgengrauens die anderthalb Miglien auf der Flaminischen Straße zurückgelegt hatte, bereute es sicher nicht. Doch die Frühesten trafen den Scheidenden bereits in der Weinlaube der Osteria neben der Brücke.

Friedrich wollte den letzten kostbaren Augenblick nicht unbenutzt lassen. Er stieg mit den Freunden, die sich bereits eingefunden hatten, die Anhöhe nach dem Tor di Quinto hinan. Das Nahen des Gefährts, sowie das Eintreffen der noch säumigen Kameraden konnte von oben leicht bemerkt werden. Die Sonne tauchte hinter den Sabinerbergen empor, und was ihr Strahl verklärte, wollte Friedrich noch einmal genießen, das Bild des Morgens mit dem Scheideblick aufnehmen. Rom zeigt sich da zwar nicht in ganzer Breite; aber eine Linie, welche die Riesenkuppel von St. Peter und das Kastell St. Angelo umschreibt, die Zacken der Stadtmauer verfolgt, die Bekrönung des Thores aufnimmt und nach allmählichem Falle sich wieder zur doppeltürmigen Trinitá de' Monti aufschwingt, ist immerhin ausdrucksvoll. Abwärts bis zur Engelsburg, aufwärts bis gegen Monte Rotondo kann man die schönen Windungen des Tibers verfolgen. Die Monti Parioli links, gegen die Villa Borghese

hin, lassen einigermaßen erraten, wie die ganze Hügellandschaft ausgesehen haben mag, bevor Romulus auf dem Palatinus die Furchen zur Umgrenzung seiner urbs quadrata zog. Nahe dem Anio, der von Tivoli her durch die Campagna dem Tiber zueilt, liegt der Mons Sacer, und wo zwischen dem Anio und der Stadtmauer das stimmungsvollste Plätzchen ist, die Acqua Acetosa. Rechts aber sind die balsamischen Höhen des Monte Mario mit der einsamen Pinie, deren Schirmdach bereits des jungen Tages Strahlengruß empfangen!

Friedrich darf nicht länger schauen und weilen. Er will mit seinen Freunden zur Brücke hinab. Vor der Osteria hält bereits der Vetturin. Bei demselben sind noch mehrere Kameraden versammelt. Friedrich eilt auf sie zu, ihnen zum letztenmale die Hand zu schütteln. Doch erstaunt hält er inne: „Coppo, Giulia, wie kommt denn Ihr hierher?“

„Perfido! Traditor!“ kreischt es ihm aus schmerz- und wutgepreßten Kehlen entgegen.

„Treuloser! Verräter!“

Mehr bringt Giulia nicht hervor, so sehr sie nach Worten ringt. In wilder Aufregung, daran Zorn und Zärtlichkeit gleichen Teil zu haben scheinen, stürzt sie auf Friedrich zu, aber von den vielen fremden Blicken eingeschüchtert, kehrt sie sich wieder ab und wirft sich laut schluchzend Coppo, dem Bruder, in die Arme.

Und stößt hinwieder diesen von sich:

„Pazzo, was stehst du so dumm da? Sprich du! — O, ich Unglückliche!“

Friedrich ist verwirrt und ergriffen. Adolph, der das zitternde Mädchen kennt, beginnt beschwichtigend: „Liebes Kind, was ist dir denn? Laß uns vernünftig sprechen; du kennst mich doch, bist mir ja als Psyche gestanden.“

„Hinweg! Ihr seid alle so wie er, habt euch alle verschworen, pfui! gegen ein armes Mädchen!“

Die Wirtin war auf den Lärm aus dem Hause herbeigeeilt. Sie zog das Mädchen mit gewinnender Teilnahme an sich, führte es aus dem Kreise der Männer und ließ sich mit ihm auf eine Bank unter der Pergola nieder.

Coppo stand drohend und herausfordernd da, einem jugendlichen Athleten nicht unähnlich. Um seine Lippen zuckte es, sein Blick suchte Friedrichs Auge; er erwartete mit Ungeduld das erste Wort aus dessen Munde, um losplatzen zu können. Aber Friedrich schweigt.

Adolph besitzt Erfahrung und befürchtet hinter diesen seltsamen Anzeichen das Äußerste. Er sucht der Sache auf den Grund zu kommen, ohne sie zu verschlimmern, und wendet sich zu dem jungen Menschen in einem Tone, welcher darnach angethan ist, dem Selbstgefühle zu schmeicheln und den Zorn zu entwaffnen.

„Das ist ein peinlicher Auftritt. Der kluge

Coppo hätte uns denſelben erſparen können. Es giebt Dinge, die man unter vier Augen ausmacht."

„Aber der ſaubere Herr dort," Coppo warf einen grimmigen Blick auf Friedrich, „wollte uns entwiſchen."

„Ihr merktet jedoch, wohin er ſeine Sachen ſchaffen ließ, und Battiſta, der Vetturin, iſt kein Mann, der einen ſchmucken Burſchen und ein braves Mädchen im Stiche läßt. Wie aber, wenn Friedrich in Bälde wiederkehren wollte?"

„Der braucht ſich nicht heimlich aus dem Staube zu machen, der ſeinen Verpflichtungen nachkommen will."

„Gut, gut; eure Mutter weiß gewiß, weshalb und wohin ihr ausgezogen ſeid?"

„Nein, Signor."

„Ihr wolltet eurer guten Mutter nicht das Herz ſchwer machen, nicht wahr?"

„Si, Signor."

„Dann ſagt ſich Coppo gewiß ſelbſt, daß man auch eine gute Abſicht dabei haben kann, wenn man ohne Abſchied fortgeht. Doch das nur nebenbei; ich will zugeben, daß ihr im vollen Rechte ſeid. Aber was wollt ihr beginnen? Glaubt ihr, euren Mann zurückhalten zu können?"

„Wir wollen," erwidert Coppo mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „wir wollen dem Herrn Federigo ungebetene Geſellſchaft leiſten."

„Und schon in Viterbo," wirft Adolph ein, „wird er euch einen Vorsprung abgewinnen."

„Wir werden ihm nachfolgen; wir werden in Städte ziehen, wo Maler sind, man wird Modelle brauchen, und einen Pifferaro wird man wohl auch hören wollen."

„Und dann?" fragte Adolph gespannt und ein gefährliches Lächeln unterdrückend.

„In einer dieser Städte werden wir Federigo treffen . . ."

„Und dann?"

„Dann werde ich ihn gelegentlich lehren, was ein Ehrenmann seiner — Sposa schuldig ist."

Dies entschlossene Wort, welches zudem noch von einer unzweideutigen Handbewegung nach dem Messer begleitet ward, erregte in allen ein banges, unheimliches Gefühl.

Friedrich wollte sprechen, aber Adolph nahm ihn mit Gewalt beiseite.

Giulia, welche keinen Blick von der Gruppe der Sprechenden gewendet hatte, schrie laut auf, als sie Friedrich aus den Augen zu verlieren fürchtete; sie wollte sich losringen, aber die brave Wirtin umschloß das wilde Kind mit kräftigen Armen und bedeckte die ängstlichen Augen mit Küssen.

Als Adolph sich mit Friedrich allein und unbelauscht sah, sprach er, und seine Stimme klang ernst und bewegt: „Friedrich! Mann gegen Mann, hast du — sieh mir ins Auge — hast

du das Mädchen unglücklich gemacht? Du verstehst mich . . .“

„Nein, Adolph, und aber nein! Ich bedaure das Vorgefallene, ich sah es kommen, ich wollt' es verhindern, aber schuldig, wie du meinst, bin ich nicht.“

„Ich glaube dir, Freund! Du ahnst nicht, wie wohl mir deine männliche Erklärung thut. Es wäre mir wahrhaftig um meinen Bajocco-Orden leid gewesen. Du glaubst aber auch nicht, wie schief dies alles hätte gehen können. Es war gut, daß du den grimmigen Burschen — übrigens ein Götterkerl — nicht gereizt hast. Hast doch etwas gelernt in Rom, hast dich brav gehalten, Bruderherz! Aber sag' mir nur, wie kam das alles? Wie wurdest du zum Schuldlos-Schuldigen?“

„Die Geschichte ist einfach,“ entgegnete Friedrich, „und doch für mich ein lehrreiches Rätsel. Ich bezog vor dritthalb Jahren Zimmer und Studio bei Giulias Mutter. Giulia war noch ein Kind, ist es nach unsern Begriffen heute noch. Ich gewann die muntere Kleine lieb, die nun über Nacht groß geworden ist. Ich lehrte sie lesen, ich gab ihr alle mir geläufigen Kosenamen, cara mia, amica mia, sposa mia, was und so viel du willst. Bei der vorletzten Befana steckte ich ihr ein bleiernes Ringlein an den Finger, ohne es ungereimt zu finden, ihr gleichzeitig eine Puppe zu bescheren. Seit einiger Zeit merkte ich allerdings, daß Giulia gefühlvoller wurde und sich Gedanken

machte, doch ich wurde in demſelben Grade zurückhaltender. Ich beſchleunigte, ich verheimlichte meine Abreiſe und ſehe, daß ich daran nicht gut gethan. Was willſt du noch mehr? Kurz und gut, für Worte nimmt mich das merkwürdige Kind nun beim Wort."

„Wirklich bloß für Worte?"

„Zugeſtanden, auch für Küſſe, wie man ſolche nach Leſſing dem Kinde, der Schweſter giebt."

„Nun, nun, ich will dich nicht weiter auf die Folter ſpannen. In der Hauptſache bin ich zufrieden. Aber geſtehe ſelbſt: wo fühlt noch ein Volk ſo urſprünglich und natürlich, nimmt das Wort für die Sache, faßt das Symbol ernſt auf und lebt noch ganz die erſte heilige Empfindung aus? Muß man daran nicht eine rechte Herzensfreude haben? Doch nun laß uns zurückkehren; da die Sachen ſo ſtehen, gilt es lediglich, die aufgeregten Herzen zu beſchwichtigen. Es ſoll mir nicht ſchwer fallen. Kannſt getroſt zu allem ja ſagen. Nachwehen allerdings, Nachwehen wird es geben. Arme Naturmenſchen! Doch eben ihre beneidenswerte Natur überwindet alles!"

„Nur eins, Adolph! Verlange nicht, daß ich mich dem unreifen Burſchen gegenüber verantworten ſolle. Der verſteht noch gar nicht, um was es ſich handelt. Das zeigt ſein Auftreten."

„Und iſt doch ein wackerer Valentin, der für die Ehre ſeiner Schweſter ins Zeug geht. Doch ſei außer Sorge."

Adolph trat wieder in den Kreis der Männer zurück; Friedrich hielt sich abseits.

Coppo stand noch auf demselben Flecke, auf welchem ihn Adolph verlassen. Je eindringlicher die Frager ihm zusetzten, desto hartnäckiger war sein Schweigen geblieben. Nur als der Bildhauer sich wieder näherte, richtete der Pifferaro auf ihn einen scharfen, fragenden Blick.

Adolph hielt demselben unbefangen Stand.

„Coppo," begann er, „seid Ihr zufrieden, wenn Federigo Euch feierlich verspricht, nach Jahr und Tag hieher zurückzukehren und zu thun, was Ihr als seine Pflicht ansehet?"

„Nein," antwortete finster der junge Mann.

„Seid Ihr zufrieden," frug Adolph mit Nachdruck weiter, „wenn wir insgesamt, seine Landsleute — seht uns gut an! — Euch Gewähr leisten, daß Federigo längstens nach Jahr und Tag seine Verpflichtung einlösen werde?"

„No, Signore," wiederholte Coppo ungeduldig.

„So hört denn, junger Trotzkopf," sprach Adolph erregt; „wenn Ihr nach Jahr und Tag Grund habt, darauf zu bestehen, was Ihr heute für Giulia beansprucht — versteht mich wohl —"

„Capito, Signore."

„Wenn Ihr also Grund habt, darauf zu bestehen, und Federigo thut Euch nicht Genüge, so sollt Ihr das Recht haben, an einem Beliebigen von uns zu thun, was Ihr im äußersten Falle

unſerem ſcheidenden Landsmann zugedacht habt. Verſtanden?"

„Capisco, Sor Adolfo! Ich bin damit zufrieden."

Ein teufliſches Leuchten der Schadenfreude glitt durch den Blick des Jünglings.

„So geht hin und beruhigt Eure Schweſter!" herrſchte Adolph ſtreng.

Doch zuvor richtete Coppo an Friedrich die trockene Frage: „Seid Ihr damit einverſtanden?"

„Ja," lautete die Antwort.

„Alſo werden wir uns wiederſehen, Muſſiu!"

Coppo legte ebenſo viel Drohung als Zuverſicht in dieſe Worte. Er warf keinen Blick mehr auf den fortziehenden Hausgenoſſen.

Adolph bekam von ſeinen Landsleuten harte Vorwürfe zu hören.

„Das iſt ein ebenſo feiger als gräßlicher Pakt."

„Dieſem Buben gegenüber!"

„Sind wir Männer?"

„Ruhig, Freunde! Coppo iſt kein Bub', er iſt ein junger Herkules. Es iſt nicht notwendig, daß der ein' oder der andere das ſchnelle Meſſer zwiſchen die Rippen zu fühlen bekomme. Verlaßt euch darauf, er kann und wird nicht in die Lage geraten, auf einen von uns ſeinen Tigerblick zu heften. Dieſer garſtige Blick! Schade um den herrlichen Jungen! So wird man unter dieſem Volke immer wieder an deſſen Amme, die Wölfin, gemahnt."

So beschwichtigte und schwatzte der Bildhauer, während Coppo sich in die Pergola begab und seiner Schwester einige Worte zuflüsterte.

Giuletta stieß einen Freudenschrei aus, sprang auf und eilte auf Friedrich zu, der eben, sichtlich gedrückt, dem letzten seiner Kameraden schweigend die Hand reichte und daran war, den Wagen zu besteigen. Giulia warf sich ihm um den Hals, blickte innig und feurig zu ihm auf und rief ein- um das andremal:

„Federigo, caro mio, du kehrst zurück? Du kommst wieder? Kehrst du aber auch ganz gewiß zurück?"

Friedrich küßte das Mädchen, er gab ihr zärtliche Namen und Versicherungen, aber ihren Blick konnte er nicht ertragen, er wich ihm aus. —

Stumm sah Giulia dem fortrollenden Wagen nach; ernst, mit trockenen Augen kehrte sie zur Gesellschaft zurück.

Diese atmete freier auf. Die jüngeren Künstler umschwärmten das Mädchen, nannten es bald Kind, bald Heldin, und gefielen sich in allerlei Überschwenglichkeiten.

Da hieß es:

„Was wäre aus uns geworden, wenn uns die schönste Muse verlassen hätte?"

„Um meine Ruth als Ährenleserin wär's wahrhaftig geschehen gewesen."

„In meinem Chorreigen der Horen hätte mir das schönste Gesichtchen gefehlt."

„Und wo hätte ich eine Sta. Catarina für meine heilige Familie finden können?“

„Giulia, Ihr müßt meine Clölia werden! Als die Schönste und Mutigste lasse ich Euch an der Spitze der neun Jungfrauen den Tiber herabschwimmen.“

„Und ich, bei Gott, hätte Euch eingeholt und den schönen Flüchtling wieder zurückgebracht.“

„Und mir hätte es leid gethan um Euch; in Friedrichs Heimat ist's kalt, fast immer Winter.“

Giulia antwortete wenig.

Die Gesellschaft hatte sich auf den Rückweg gemacht und die anmutigere Straße am rechten Tiberufer, den Fuß des Monte Mario entlang, auf die Porta Angelica zu, eingeschlagen. Hier hatte man Pappelschatten und weniger Staub, links Wiesengrün und rechts die buschige Anhöhe. Am Seitenwege zur Villa Madama hinan trennten sich einige jüngere Künstler. Die Gelegenheit war günstig, in Architektur und Ornamentik eines der wunderbarsten Denkmale der Renaissance zu besichtigen. Die heiteren Namen Giulio Romano und Giovanni da Udine haften an den herrlichen Resten einer nie völlig ausgebauten Pracht, aber auch düstere Erinnerungen an die Pariser Bluthochzeit.

Giulia, die gedankenvoll an ihres Bruders Seite weitergeschritten, hemmte plötzlich den Fuß und sagte düster:

„Coppo, mir scheint, du hast die Sache schlecht gemacht.“

„Wieso?“

„Zehn Ziegen sind schwerer zu hüten als eine einzige.“

Der junge Bursch antwortete nicht.

„Coppo!“ begann Giulia nach einer Weile wieder.

„Was meinst du?“

„Du mußt mir einen ins Haus schaffen, den ich selbst überwachen kann.“

„Hast Recht, Schwester.“

Coppo sprach längere Zeit mit Adolph, welcher erst überrascht aufhorchte und dann nachdenklich dreinschaute.

Ehe man den Thorbogen betrat, wendete sich der Bildhauer zu seinen Gefährten: „Freunde, Giulietta will sich nicht eher beruhigen, als bis sie einen der Bürgen in Friedrichs Stube wohnen und in Friedrichs Studio schaffen sieht.“

„Das ist zu toll!“

„Ein Künstler als Faustpfand!“

„Das kann lustig werden! Vielleicht bekommt er auch Ketten zu tragen.“

„Ein freier Künstler als Geisel! Ein Einlager wunderlicher Art! So etwas ist noch nicht dagewesen.“

Ohne auf diese Scherz- und Spottreden zu achten, fuhr Adolph fort: „Heinrich, du bist, wie du mir neulich sagtest, mit deinem Atelier un-

zufrieden und wohnst abgelegen. Bei Coppos Mutter wärst du gut aufgehoben und hättest Zimmer und Studio unter einem Dache. Ich kenne die Verhältnisse . . ."

„Einverstanden!" erwiderte der Angesprochene.

Es ist derselbe, der gestern die Bemerkung über kaltes Licht und warmen Schatten machte und zum Besuche des Kolosseums bei Vollmondschein aufforderte. Er weilt erst seit dem letzten Oktober in Rom.

Bei den geschilderten Auftritten war er weder in erster Reihe gestanden, noch hatte er ein vordringliches Wort gesprochen.

Als den Geschwistern Enrico als neuer Gast vorgestellt wurde, nickte Coppo zufrieden, Giulia aber flüsterte: „Wie ein Engel! Aber auch so ein Forestiere!"

Adolph jedoch, als er dem Mädchen zum Abschied die Hand drückte, dachte für sich: „Armes verstörtes Gemüt! Sie will sich die Rache sichern, da sie fühlt, daß ihr die Liebe entgeht. — Sie ist kein Kind mehr . . !"

Schönheit ist Adel, und ein Geschlecht, in welchem sich die Schönheit von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder vererbt, ist ein bevorzugtes, ein privilegiertes wie kein anderes, ist in Wahrheit ein adeliges zu nennen. Höher als der Adel der Kraft, durch welchen ein Nimrod die Herrschaft an sich riß und der Erde Halbgötter gab, von denen noch altersgraue Lieder

und Sagen melden, ist der Adel der Schönheit, höher, wie Licht und Äther edler als Erde und Wasser ist. Höher als jener Adel, welcher aus einem einmaligen, oft fraglichen, oft vergessenen oder längst überbotenen Verdienst um die Gesellschaft auf späteste und verkommenste Enkel forterbt, ist der der Schönheit. Wer ihn besitzt, hat ihn von erster Hand; wer ihn zur Schau trägt, besitzt ihn auch; er ist er selbst und ersetzt jede Ahnenprobe. Er ist ein reines Geschenk und doch von allüberzeugender Würdigkeit. Er ist ein Zufall und dabei der Natur längst vorbereitetes Meisterstück. Wo er auftritt, wird ihm Anerkennung und Huldigung zu teil. Seine Herrschaft ist die einzige, deren sich kein Usurpator bemächtigen kann.

Sora Violante und ihre Kinder erfreuen sich dieser Auszeichnung, welche mit mehr Recht denn jedes Staatsprivileg als Geburtsadel zu bezeichnen wäre. Schön ist die Mutter; wenn der „Nazarener" die heilige Anna oder die Base Elisabeth malen will, wenn der Historienmaler ein Vorbild für seine Hekuba braucht: beide wenden sich an Sora Violante. Als Putto, als Amorino, als Sacro Bambino ist ihr jüngster Sprößling bereits in den Kreis bildlicher Darstellungen aufgenommen worden. Coppo und Giulietta sind Tag für Tag beschäftigte Modelle, in deren Vormerkbüchlein mehr Namen eingetragen sind als auf der Tanzordnung der gefeiertsten Salonschönheit.

Die ganze Familie ſtellt Modelle, denn auch der Vater iſt als heiliger Joſef, als Hirt an der Krippe, als Campagnuolo oder Brigante ſehr geſucht. „Die Familie lebt davon“ — ja, und lebt für die Kunſt. Die ſchönen Formen, die edlen Züge, in Hunderten von Abbildungen verbreiten ſie ſich über die Welt, und wo ſich ein empfängliches Auge an einem neuen Schönheitstypus erfreut, verdankt er dieſen Genuß vielleicht einem Landmädchen aus dem Saccothale.

Als Giuliettas Eltern nach Rom zogen, geleitet vom Stern der Schönheit, nahm ſie mit allen ihren Kindern eine ebenerdige Wohnung auf, deren Gaſſenthüre zugleich das einzige Fenſter war. Innen war's finſter, unfreundlich; wenn aber die Mutter mit dem ſplitternackten zappelnden Kleinſten im Schoße und mit dem Spinnrocken an der Seite auf der Schwelle ſaß und die Mädchen im weißeſten Linnen, die braunen Schürzchen mit den heiterſten Farben beſäumt, ſich neben und hinter ihr zu ſchaffen machten, ſo war dieſe Gruppe, welche ſich hell vom Hintergrunde abhob, wie ein taufriſcher Morgen anzuſchauen.

Die Alten ſparten, mieteten alle um die hintere Stiege eines kleinen Hauſes gelegenen Räume und vermieteten die Mehrzahl derſelben wieder als Monatszimmer und Ateliers. Und die Kinder ahmen den Eltern nach und legen einen — hier buchſtäblich genommen — ſauer erſtandenen

Scudo nach dem andern für Ausstattung und künftigen Hausstand zusammen.

Heinrich, der verpfändete Maler — so hieß man ihn viel länger, als sein eigentümliches Verhältnis dauerte —, zog in Sora Violantes Haus in der Via Sistina. Giulia hatte ihn erwartet; sie führte ihn in Friedrichs Stube und Studio ein. Dabei wurden wenig Worte gewechselt. Das Mädchen schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß es dem neuen Hausgenossen hier gefallen müsse.

Ernst lag auf Giulias Stirn und drückte den sonst so heiteren Bogen der Brauen. Das Auge glich einer teilnahmslosen Leuchte, nur dazu bestimmt Hand und Fuß zu weisen. Glitt zuweilen ein dunkler Blick über den Gast, so geschah es mehr, um dessen oberflächliche Eigentümlichkeiten wahrzunehmen, als um in des Menschen Innerstem zu lesen. Es äußerte sich keine Unruhe aus Giulias Wesen, vielmehr eine Entschlossenheit, eine Sicherheit, als ob sie der ganzen Umgebung fühlbar machen wollte: Ich weiß, was ich zu thun habe.

Man mußte sie gewähren lassen.

Vor einigen Tagen noch hatte man in den Zügen des Mädchens eine Art von Unfertigkeit finden können. Der seelische Ausdruck war ein kindlicher, arm an Inhalt; er füllte gleichsam den großen, schönen Rahmen noch nicht völlig, nicht würdig aus. Nun aber hatte sich das Ebenmaß gefunden, trotzdem kein einziger Zug die Fülle

einer Leidenschaft verriet. Ein Zweck, ein Wollen war über Giulia gekommen; der Plan, welcher den Kopf beschäftigte, drängte die Regungen des Herzens zurück. Daher kein Nachzittern des heftigen Trennungsschmerzes, keine dumpf hinbrütende Trauer. Doch der Ernst der Gedankenarbeit hatte sich eingestellt.

Heinrich fühlte, daß hier zudringliche Teilnahme ebensowenig als seichte Neugierde am Platze sei. Er spielte nicht den Gleichgültigen, denn das hätte ihn die Überwindung eines schönen Mitgefühls gekostet. Aber er vermied alles, was einen unzarten Beobachter hätte verraten können.

Er wurde zuerst in das ihm bestimmte Zimmer geführt. Dasselbe übte einen wohnlichen Eindruck aus. Ein Baldachin von feinen weißen Vorhängen schützte das Bett vor der Zudringlichkeit von Fliegen und Mücken. Das Fenster konnte durch Läden von außen und durch Strohmatte und Vorhang von innen gegen das grelle Tageslicht abgeschlossen werden. Tisch und Stühle, das Faulbett für die Stunden der Siesta, Kleiderrechen und Waschbecken mochten wohl aus dem Hausrat eines Monsignore stammen. Der Boden zeigte keine andere Mosaik als die aus rohen Ziegeln, aber er war rein gefegt, um dem Überhandnehmen der braunen Insekten möglichst vorzubeugen. Ein kleiner Tafelaufsatz auf dem Tisch war aus mehreren Marmorarten aufgebaut. Auf

dem Schubladkasten standen, ins Niedliche verjüngt, die Trajanssäule und die schlanken Schäfte vom Säulenschmuck des Dioskurentempels. Neben dem messingenen Leuchter mit den drei zierlichen Armen und dem Gehänge von Putzschere und Dochtkäppchen fand sich das häßliche Fläschchen, dessen Inhalt die Schwefelhölzchen entzündete. Unter dem Wandschmuck fiel zumeist die Darstellung ins Auge, wie Gasparone, der Banditenhäuptling, samt seinen Spießgesellen durch das eindringliche Wort eines schlichten, alten Landgeistlichen sich zur Unterwerfung und Selbstauslieferung bewegen läßt.

Heinrich war ins Zimmer getreten, hatte einen Blick durch das Fenster geworfen und dies und das mit den Augen eines Menschen betrachtet, dem das neue Heim zu gefallen beginnt. Als er sich wieder gegen die offen gebliebene Thür wendete, sah er Giulia geräuschlos, aber eifrig mit seinen Sachen beschäftigt. Sie hatte die Fächer des Kastens ausgezogen und verteilte darein Wäsche und Kleider wie nach einer vorbedachten Ordnung. Sie nahm die Bücher und stellte sie auf, ohne einen Augenblick um den schicklichsten Platz für dieselben verlegen zu sein. Und sie that dies alles mit solchem Bemühen, solcher Aufmerksamkeit, daß sie gar nicht gewahr wurde, wie Heinrich sie belauschte. Kleinigkeiten, deren Gebrauch sie nicht kennen mochte oder für welche ihr kein passender Ort einfiel, legte sie wieder ins Felleisen zurück,

aber nicht ohne jedes Ding betrachtet zu haben, als wollte sie es für immer ihrem Gedächtnisse einprägen.

Heinrich lächelte, indem er bei sich dachte: „Gewiß, sie will alles so einrichten, wie es Friedrich hatte. Sie will sich glauben machen, wenn sie einen Blick ins Zimmer thut, daß er noch hier hause.“

Giulia war mit ihrem Thun zu Ende; sie blickte auf, sah Heinrich und mußte merken, daß er sie beobachtet hatte. Gleichwohl zeigte ihr Gesicht nicht die geringste Befangenheit. Es fiel ihr sicherlich nicht ein, zu denken, sie habe eigenmächtig gehandelt. Vielmehr schien sie ebenso natürlich zu finden, was sie that, wie daß es der neue Mietsmann geschehen ließ.

Sie griff nach der Thürschnalle, um anzudeuten: Hier sind wir fertig.

Das Studio war im obersten Stockwerk, in dem turmartig überragenden Risalit des Hauses gelegen. Heinrich fand, als er an Giulias Seite eintrat, vor dem großen Bogenfenster die lichtdämpfende Blahe herabgelassen. Die Luft war schwül im geschlossenen Raume. Er schritt aufs Fenster zu, doch das Mädchen kam ihm zuvor, zog den Vorhang auf und spreitete die beiden unteren Fensterflügel aus. Ein würziger Luftstrom drang herein. Das Fenster war hoch angebracht; da das Licht für den Maler an der Staffelei nicht zu schief einfallen durfte, so nahm

den vorderen Teil der Bodenfläche ein breiter Auftritt ein.

Heinrich eilte über denselben hinweg, um einen Blick ins Freie zu thun.

Allein hoch über dem Straßengewirr, Jüngling und Mädchen, schöne fühlende Menschenkinder beide, aus demselben Fenster und so nah, daß eins des andern Atemzügen lauschen konnte: so schauten Heinrich und Giulia in eine herrliche Welt hinaus.

Giulia beachtete ihren Nachbar nicht allsogleich.

Wie oft wohl mag sie an Friedrichs Seite da geweilt, hinabgespäht und seinen kosenden Worten gehorcht haben.

„ . . . . Siehst du, Giuletta, all diese Bäume — dort die finstere Cypresse, hier den Feigenbaum mit der süßen Frucht und dem breiten, zackigen Blatte, und die Kronen dort mit glänzendem, dunkelgrünem Laub, das vergebens den goldenen Apfel zu verbergen sucht; und die bläßere Citrone da, und den Lorbeerbusch, der sich vielleicht um die Marmorbüste deines Tasso wölbt, und die hochragende Aloe mit Zweigen wie die Arme eines Kandelabers, und die breiten Blätter des Kaktus, so stachelig wie oft dein Zünglein ist — das alles müssen wir daheim entbehren."

„Ist's denn dann noch schön in deinem Paese, Federigo?"

„Möchtest du wohl mit?"

„Und würdest du gewiß wieder nach Italien zurückkehren? . . .“

Giulia seufzte tief auf und kam, indem sie sich bewegte, mit Heinrich in leise Berührung.

Flüchtiges Rot überflog ihr Gesicht und, wie sich ihrer Aufgabe besinnend, wies sie hinaus und sagte in der trockenen Weise eines Cicerone:

„Diese Wipfel gehören zur Villa Ludovisi; weiter links ist die Villa Medici mit ihrem Garten und das Kirchlein vorn ist S. Isidoro.“

Sie zog sich gegen die Thür zurück, Heinrich aber, ohne ihr nachzublicken, blieb noch eine Weile. Von den großen Villen, ihren Hainen und Laubgängen lenkte er den Blick auf die näheren Hausgärtchen unter ihm. Da bemerkte er nichts von ängstlich abgemessenen und gehüteten Beeten, von Blumen und Bäumchen in Reih und Glied. Er sah kleine Wildnisse, aber dieselben nahmen sich äußerst lieblich aus und standen zu der Terrasse, welche sie umsäumten, zu dem Aufstieg, an welchen sie sich vordrängten, im schönsten Verhältnisse. Sollte des Künstlers Auge nicht seine Freude daran haben, wenn es sah, wie ungesucht der breit ausladende Akanthus und die hochschießende Canna sich fanden?

Vom Fenster zurücktretend, nahm Heinrich das Gemach, welches ihm zur künstlerischen Werkstätte dienen sollte, näher in Augenschein. Giulia stand noch an der Thür, that aber keineswegs, als ob sie ihn drängen wollte. Der Raum entsprach

seiner Bestimmung vollkommen. Vom früheren Inhaber fanden sich noch einige Gegenstände des Handwerks vor: eine Staffelei, eine Palette mit eingetrockneten Farben, Abgüsse einer schönen Hand und eines Fußes, einige Skizzen in Öl und in Zeichnung, eine unvollendete Kopie von Claude Lorrains Mühle im Palazzo Doria-Pamfili und anderes mehr.

Heinrich betrachtete mit Aufmerksamkeit, was von Friedrichs Stift oder Pinsel hier zurückgeblieben. Als er sich endlich von den Gegenständen abwendete, trat das Mädchen vor, wies auf das eben Besichtigte und sagte mit Nachdruck, aber ohne daß der Ton verletzend klang:

„Signor Enrico, das sind Federigos Sachen…"

„Ich verstehe Euch, Signorina," erwiderte Heinrich sanft; „ich werde nicht an ihnen rühren; sie sollen bleiben, wo und wie er sie verlassen hat."

Giulia sagte nicht Dank darauf, sondern händigte dem Maler die Schlüssel ein und entfernte sich schweigend. Und doch schien sie nur deshalb so lange geblieben zu sein, um auf gute Art Friedrichs Habe der zarten Aufmerksamkeit des neuen Insassen empfehlen zu können. —

Die vornehmste Nachbarschaft bildete, wie das Mädchen dem neuen Hausfreunde gewiesen hatte, die Villa Medici — ein Palast, dessen Garten-Fassade sich eines Entwurfs von der Hand Michel Angelos rühmen darf. Die Zöglinge der französischen Akademie bewohnen ihn; ihnen ist des Künstlers

Erdenwallen leicht gemacht. Sie können paradiesische Anlagen in der Ausdehnung von anderthalb Meilen durchwandeln, ohne die Gemarkung ihres Wohnsitzes überschreiten zu müssen. Von ihren Fenstern sehen sie sich die Stadt schöner zu ihren Füßen gebettet, als der Papst auf dem gegenüberliegenden Hügel von seinem vatikanischen Palast aus. Kostbare Sammlungen zählen zu ihrem Hausrat. Wie die schönsten Ateliers, stehen ihnen auch die schönsten Modelle zur Verfügung. Kehren sie preisgekrönt nach Frankreich zurück, so sind ihnen neben dem erworbenen Ruhm auch die lohnendsten Aufträge gewiß. Sie können im Karneval neben Geschmack auch Aufwand entwickeln, während die deutschen Künstler ihre bescheidene Narrheit und tiefere Gemütlichkeit nach den Cervara-Grotten inmitten der Campagna verlegen, wo sie keinen Wettstreit zu befürchten haben. Und diese jungen französischen Meister danken, was sie in Rom genießen, ihrer Nation, während, wenn unter den Deutschen fünf wirklich von einem Mäcenatentum wissen, selbe gewöhnlich fünf verschiedenen Herren dafür verpflichtet sind.

Mr. Charles verließ die Akademie, schritt an Trinità de' Monti vorbei in die Via Sistina nieder und hält vor dem uns bereits bekannten Hause. Er ist Zögling der Akademie und gilt in ganz Rom für einen jungen Mann von seltener Schönheit. Und diese Schönheit findet selbst vor

Männern Gnade, denn sie hat keinen weibisch-weichlichen Zug, sie ist männlichen Gepräges. Verbindet sich mit dem Ausdruck: Malerkopf eine gewisse Vorstellung, so kann Charles' Kopf wohl als Typus dieser Art angesehen werden. Einen ähnlichen Kopf hat Rafael im Bildnisse eines jungen Mannes verewigt, das sich im Louvre befindet und das gern als des unvergleichlichen Künstlers Selbstporträt angesehen wird. Der Genius hat Charles den Kuß der Weihe aufgedrückt. Aber des Genius Weihe ist zwiefacher Art: den einen Erwählten bestimmt er zu harter Arbeit, so daß sich demselben frühzeitig die Stirne furcht und die Schläfe bleicht, dem andern gewährt er ein müheloses Finden.

Von den Begnadigten der letztern Art einer ist Charles.

Er tritt ins Haus und findet, die er sucht, auf dem ersten Stiegenabsatz in der Kühle sitzen und mit dem Strickzeug beschäftigt.

„Giulietta," begann er, „ich erwartete Euch vorgestern, gestern und komme Euch aufzusuchen, und siehe da, ich finde Euch müßig."

„Müßig?"

„Wer der Kunst gehört wie Ihr und derselben eine gute Stunde entzieht, treibt unverzeihlichen Müßiggang."

„Wendet das auf Euch an, Signor."

„Wenn der Vorwurf zutrifft, seid eben Ihr daran Schuld. Meine Leinwand ist leer, die

Farben sind eingetrocknet, die Inspiration ist dahin, nur die Sehnsucht ist groß geworden."

„Ich kann Euch nicht dienen. Seht Euch nach der Marietta um. Ihr werdet sie auf der spanischen Treppe finden."

„Das hieße von Göttinnen zu Heloten niedersteigen."

„So nehmt die Ghita — doch ja, die kommt Euch nicht wieder; sie hat weder Mutter noch Bruder . . ." Und bei diesen Worten machte Giulia eine Bewegung nach der Halsgegend, an der Charles eine Narbe hatte.

Der junge Franzose antwortete dreist und treuherzig zugleich:

„Giulia, ich bin zahm geworden."

„Und die Lucia?" sagte Giulia in ernstem, vorwurfsvollem Tone. „Es ist nicht recht, Signor Carlo, wenn ein Mann sein Mädchen verläßt."

„Seit wann ist denn die muntere Giulietta unter die Fastenprediger gegangen?" rief Charles verwundert aus.

Das Mädchen schwieg.

Der junge Künstler aber fuhr fort:

„Also kommt! Ihr habt mich vorgemerkt, seht in Euren Aufzeichnungen nach."

„Ich habe Euch ausgestrichen wie alle für die nächsten acht Tage."

„Ich verstehe Euch; aber meiner Ariadne," flüsterte Charles lächelnd, „wird eine gewisse Bläße zu Statten kommen."

„Ihr verſteht mich nicht," rief das Mädchen zurechtweiſend.

„In der That nicht," erwiderte der Jüngling und ſchickte ſich an zu gehen.

Giulia wollte ihn nicht gekränkt ziehen laſſen, ſie fragte beſänftigend: „Wie dachtet Ihr doch Euer Bild?"

„Nun, Ariadne auf grünen Pfühl gebettet, eben erwachend, das ſehnſüchtige Auge aufſchlagend; goldener Morgen, der blonde Gott naht . . ."

„Blond der Gott?" fragte das Mädchen nachdenklich.

Als es zum erſtenmale des blonden Enrico anſichtig ward, hatte es ausgerufen: „Wie ein Engel!"

„Natürlich," erklärte Charles; „blond iſt die Farbe der Lockenfülle, welche ſtrahlengleich Helios' Haupt umgiebt, Sonnengold reift die Rebe, Bacchus iſt der Gott des Weines . . ."

„Euer Bild taugt nichts," ſagte Giulia, die Auseinanderſetzung Charles' unterbrechend, mit großer Beſtimmtheit.

„Taugt nichts?"

„Ariadne darf nicht ſchlafen und träumen, nicht weinen, auch nicht ohnmächtig die Hände ringen. Sie müßte am Ufer ſtehen mit einem Fluch auf den Lippen, müßte den Enteilenden verfolgen mit Blicken, die des Treuloſen Schiff gleich Flammen verzehren ſollten, und ein mitleidiger Gott ſollte

ihren Fluch verwirklichen . . . Doch wer erhört sie, was vermag eine Verlassene?"

Als Charles das Haus verließ, murmelte er leise vor sich hin: „Ja, ja, auch die Sprödeste ereilt das Stündchen!"

Und weiter schlendernd fühlte er mit dem Finger an seine Narbe am Halse — brannte sie?

„Eine wilde Dirne, diese Ghita," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „zieht die Haarnadel . . . ich hatte dieselbe immer nur für eine große silberne Filigranblume angesehen und bekam sie als Dolch zu fühlen. Und ich wollte ihr nur einen feurigen Kuß rauben . . . Doch, doch, sie hatte Recht; sie hat weder Eltern noch Brüder, die sie schützen könnten."

Er ging nicht wieder in sein Atelier zurück, sondern setzte seine Passeggiata in die vormittags einsamen Büsche des Pincio fort.

„Lucia!"

Der Name kam ihm das ein- und anderemal auf die Lippe und eine Röte überzog das Gesicht, dunkler als das brennende Rot der Narbe.

„Mais, wer hätte noch Mut, seine Hand nach frischen Blumen auszustrecken, gedächte er immer nur der geknickten und verwelkten? Tant qu'on le pourra, l'on trinquera, chantera, aimera . . ."

Doch das „larirette, larira" wollte nicht recht beschwichtigend wirken.

„Es ist nicht recht, wenn der Mann sein Mädchen verläßt — muß ein Kind mich daran

mahnen? Freilich, wer selbst im Leid, ermißt am besten fremde Schmerzen . . ."

Und Charles ging mit beschleunigten Schritten die Terrassen des Pincio hinab, um in einem der versteckteſten Sackgäßchen des Campo di Marte ein ärmliches Haus zu betreten. —

Wie Charles hatte Giulia einen der vorgemerkten Kunden nach dem andern abgewiesen. Sie schien den Musen gänzlich entsagt zu haben, wendete aber dafür dem Haushalt eine um so größere Sorgfalt zu. So überraschte sie die Magd, welche eben mit einem Korb Wäsche nach dem nächsten Lavatorio sich aufmachen wollte, mit dem Anerbieten, ihr daselbst Gesellschaft zu leisten und beim Ausschwenken behilflich zu sein.

Die Lavatorien sind im wasserreichen Rom öffentliche, aus dem Gemeindesäckel errichtete und unterhaltene Wasserbecken mit stetem Zu- und Abfluß, mit steinernem Aufstieg und steinerner Einfassung; meist sind sie auch durch ein luftiges Dach gegen die Sonne geschützt. Solche Waschanstalten finden sich in sämtlichen Teilen Roms und bilden nicht selten ein vorzügliches Augenmerk für die Künstler, eine Augenweide für jeden Vorübergehenden.

Man erinnere sich des schönen Gemäldes, wie Rubens die jugendlichen Wäscherinnen am Gestade belauscht und mit schnellen Strichen deren schöne Formen und Stellungen festhält. Ähnliche Szenen spielen sich an den römischen Lavatorien

ab. Allerdings schießt an diesen Gestaden neben blühenden Rosen auch manche dürre Distel empor, und keineswegs jedes Distelblatt bietet ein Motiv, sei's auch nur zu architektonischem Schmucke.

Das Lavatorio, zu welchem sich Giulia mit der Dienerin verfügt, ist in einer stillen, krummen Gasse angebracht, deren eine Seite die den Garten des Quirinals festungsartig umfangende hohe Mauer bildet. Es ist dies kein heiteres Plätzchen; kaum daß das hoch oben überragende oder die Mauer durchbrechende und überziehende Grün den Ernst und die Ärmlichkeit der Umgebung mildert. Aber das rührige Völklein, das sich hier versammelt, ist gar heiter. Das schwatzt wie nur irgendwo die Mädchen am Brunnen oder überbietet sich gegenseitig in Ritornellen der zwanglosesten Form, den Eingebungen des Augenblicks Wort und Weise zu geben. Wenn aber die „Nachtigall" zu schlagen anhebt, dann verstummen selbst die zungengewandtesten Gefährtinnen am Becken, und wer von ferne den klagenden, schmelzenden Tönen lauscht, erriete wohl schwerlich, daß dieselben aus der Kehle eines Mädchens kommen, das bei seinem seelenvollen Gesange Strümpfe wäscht.

Was aber sucht Giulia hier? Lediglich um der Magd die Arbeit zu erleichtern, kam sie gewiß nicht hierher. Ihr Blick ist in der That ein suchender, forschender. Er schweift zwar nicht in die Höhe, dafür mustert er aber die Häuser-

zeile entlang jedes ebenerdige Fenster. Und dies eine an der Ecke des Seitengäßchens ist vor allen anderen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Es steht offen; die Sonne, wenn auch bereits auf ihrer Mittagshöhe, findet diesen Winkel so seltsam umstellt, daß ihr Strahl fast nur auf Schmuggelwegen hier Eingang finden kann.

Durchs offene Fenster bemerkte Giulia ein Kommen und Gehen, bald auch vernahm sie Hin- und Widerreden in einer ihr fremden und doch nicht mehr gänzlich unbekannten Sprache. Aber je reicher ihre Wahrnehmung, desto ungeduldiger wurde ihr Blick. Sie zählte zu den Letztangekommenen und fast alle Mägde hatten das Becken bereits verlassen. Wieder blickte sie vom bewegten Wasserspiegel auf, und nun schien sie befriedigt zu sein.

Hinter dem offenen Fenster, unter einem breitkrämpigen Künstlerhute war ein Goldstreif schlichter, blonder Locken sichtbar geworden.

Im „Gallinaccio" also speist er! Das wollte das Mädchen wissen, welches sich vorgenommen hatte, den Bürgen für den Entflohenen selbst zu überwachen.

Warum ließ Heinrich nicht einen Blick hinübergleiten zum Lavatorio?

Allerdings war es draußen bereits ruhig geworden. Doch selbst wenn alle Seiten des Beckens besetzt und alle Zünglein herum in Thätigkeit gewesen wären, so daß seine Aufmerksamkeit hätte

geweckt werden müssen, er hätte eben nur in Giulia die schönste der Wassernymphen erkannt. Einen Zusammenhang zwischen seinem Hier- und ihrem Dortsein hätte er wohl kaum geahnt. —

Am andern Tage, etwa eine halbe Stunde vor der Essenszeit im „Gallinaccio", lenkte Giulia ihre Schritte zum Großkrämer in der Via dell' Angelo Custode. Sie kaufte eine Kleinigkeit, und selbst um diese hätte es keine Eile gehabt. Es war sonach dieser Gang eher als Vorwand denn als letztes Ziel zu betrachten. In der That schlug das Mädchen den Rückweg gegen den Quirinal ein. Es näherte sich der Trattoria und sein Schritt verkürzte sich.

Ist der Wirt mit der Zurichtung des Mahles fertig, so schöpft er vor der Anstrengung des Auftragens und Bedienens gern ein paar Atemzüge frischer Luft und erwartet die erst ankommenden Gäste vor der Thür. Auf diese Gewohnheit hatte Giulia sicher gerechnet, denn ihr Auge glänzte, als sie Marco erwartungsvoll am Eingange seiner Wirtschaft gewahrte.

Sie schritt auf ihn zu, so daß derselbe kaum Zeit fand, den linken Zipfel seines Fürtuches rechts aufzustecken, damit als Dreieck wenigstens die Hälfte der reineren Innenseite zum Vorschein komme.

Sein heiteres braunes Gesicht legte sich in die freundlichsten Falten.

„Schöne Giulietta, womit kann ich dienen?"

„Ihr habt viele Gäste, Signor Marco, dunque va bene?“

„Non c'è male. Meist Künstler, Deutsche.“

„Und wie seid Ihr mit ihnen zufrieden?“

„Brave Leute. Zahlen ihre Sache, steht einer für den andern ein. Nicht so reich wie die Franzosen, dafür aber auch keine Ciarlatani. Trinken gern, etwas viel Lärm, wir sind's aber schon gewohnt.“

„Sie trinken gern, folglich habt Ihr gute Weine.“

„Erst gestern wieder ein paar Fäßchen aus Marino erhalten. Köstlich!“

„Laßt uns einen Fiascone zur Probe zukommen. Ihr könnt ja Euern Piccolo schicken; er ist flink und hat nicht weit hinauf.“

„Er hat nichts zu versäumen, bellissima Giulia.“

Mit sichtlichem Wohlgefallen blickte Marco dem enteilenden Mädchen nach.

„Wo denn doch meine Gäste ihre Augen haben? Die käme eben ins rechte Alter. Hat doch ihr großer Meister Cornelio eine aus Albano heimgeführt . . .“

Warum Giulia Marcos Piccolo, den Ganymed, zu sich bestellte? Derselbe versteht bereits einige Worte Deutsch über Chenedel und Craut (Knödel und Kraut) hinaus. Der Knabe braucht nur ein aufmerksames Ohr zu haben und Giulia ist

von Enricos und seiner Landsleute Thun und Treiben, Schritten und Plänen unterrichtet.

Noch waren nicht acht Tage um und das Mädchen kannte bereits die ganze Lebensweise des ihr verpfändeten Malers. Die heiße Jahreszeit, welche weite Sprünge nicht gestattete, war ihr dabei zu statten gekommen. —

Für alle, welche Rom selbst in der Zeit der Malaria festhält, wird die Villa Borgheſe zum ausgiebigen Ersatz einer ländlichen Sommerfrische. Nach der Sieſta beginnt die Wanderung zur Porta del Popolo hinaus; Schatten und Erquickung nimmt die Kommenden auf, sobald dieſelben das joniſche, adlergeſchmückte Thor hinter ſich haben. Man luſtwandelt durch die alten Alleen, naht den ſprudelnden Quellen und ſpringenden Brunnen, welche Kühlung hauchen, oder blickt in das ſtiere Auge des tempelumfangenden Äskulapſees; hier ein Obelisk, dort ein Ehrenbogen, der ſich über eine antike Statue wölbt, oder ein heidniſches Heiligtum in ſchönen Ruinen unweit einem chriſtlichen Kirchlein, alles bietet Anregung, ohne durch Überladung zu verwirren oder durch groben Prunk den feineren Sinn zu verletzen.

Eine Rennbahn nach antikem Zuſchnitt! Die Arena liegt tief, grüne Terraſſen umgeben amphitheatraliſch das anſehnliche Rechteck. Und grüner Raſen hat auch den Kampfplatz ſtaubaufwirbelnder Wagenlenker und den mit Gladiatorenblut

getränkten Sand überzogen. In den Ottobraten, den Festen nach überstandener Sommerhitze und erdeträukender Regenzeit, kommen Tänzerpaare in den blumenfrischen ländlichen Trachten auf diese sammtene Arena gehüpft und schwingen nach dem Takte des Tamburins die geschmeidigen Glieder.

Und wer den waldumrauschten Palast betritt, der sich bescheiden eine Villa nennt, wird überrascht durch Säle mit antikem Mosaikboden, mit Säulen aus rotem orientalischen Granit, mit Pilastern aus Alabaster, die Kapitäle vergoldet. Nach dieser Villa und einem ihrer siebzehn Säle hat der borghesische Fechter seinen Namen.

In diesen herrlichen Gemächern findet sich selbst nach dem großen Raube, den die Franzosen Napoleons I. ausgeübt, noch das Basrelief mit den Troja zu Hilfe kommenden Amazonen, das Winckelmann beschreibt, der tanzende Faun, Dionysos mit Ampelos, die schöne Pansherme, eine Porphyrurne aus dem Mausoleum Hadrians, der schlafende Hermaphrodit und die wunderbaren Jugendarbeiten Berninis: Apollo und Daphnis — Äneas, seinen Vater Anchises tragend.

Und wie das Besitztum, so ist auch der Besitzer wahrhaft fürstlich. Es geht beispielsweise ein Zug antiker Größe durch die wenigen Worte, mit welchen der Fürst Marc-Anton Borghese einen ihm begegnenden Künstler, der durch widrige Umstände sichtlich herabgekommen ist, gekränkt und tadelnd anspricht:

„Wie, Freund, lebt Don Antonio nicht mehr?“

Sobald die Sonne hinter der Peterskuppel zu verschwinden droht, verlassen die Lustwandler die gastlichen Pinienschirme der Villa Borghese und eilen heimwärts. Die „erste Stunde der Nacht“, d. h. die erste nach Sonnenuntergang ist malariaträchtig. Da weht es wie ein Gifthauch von dem durchglühten östlichen Steppenboden der Campagna über die Siebenhügelstadt. Die Fenster halten sich verschlossen, während noch am Abendhimmel in wunderbarem Schmelz das farbige Nachspiel des Sonnenuntergangs leuchtet. Allmählich überwindet aber eine kühlende Seebrise den schwülen Luftstrom, den die Campagna ausatmete. Thüren und Fenster thun sich wieder auf, man trifft sich auf dem Korso, auf dem spanischen Platz, in der Via Condotti, um sich „bona sera“ zuzurufen und einen Teil der Sternennacht noch im Freien zu genießen.

Noch ist aber der Park Borghese nicht leer; noch streben Scharen von Lustwandlern der Adlerpforte zu. Alle Pfade münden aber zuvor in den düsteren Pylon altägyptischen Stils ein, welcher die Verbindung bildet zwischen dem älteren östlichen Teil der Anlagen und dem jüngeren Zuwachs, um welchen Don Antonio dieses sein Besitztum durch den Architekten Canina vergrößert hat.

Hier am ägyptischen Thor holt ein junger

Mann einen älteren Landsmann ein; er hat ihn schon von weitem erkannt, das bezeugt die Ungeduld und Hast, mit welcher er sich zu ihm vordrängt. Die sich treffen, sind Heinrich und Adolph. Sie wandern Arm in Arm weiter und suchen aus dem Gewirre sich seitwärts zu stehlen.

Begegnen sich die Freunde auch häufig im „Gallinaccio", so behält doch jeder manch ein Wort in der Brust, das er in dem allgemeinen wenn auch noch so unumwundenen Gespräche nicht preisgeben mag, es für ein vertrauliches Stündchen zu zweien aufsparend.

„Alles ginge gut," begann Heinrich nach wechselseitigem Gruße, „wenn ich nur Mut zur Arbeit fände. So aber schwindet mir täglich mehr der Glaube an meine Kraft, meinen Beruf. Man schickt uns nach Rom als auf die Hochschule der Kunst; man beglückwünscht uns, wenn wir das Bündel schnüren zur großen Fahrt über die Alpen; man knüpft an unsere Rückkehr große Erwartungen . . . ich werde keine derselben erfüllen. Wessen ich mich vermessen wollte, das ist bereits gethan; wo ich freie Bahn zu finden hoffte, da begegnet mir ein unübertrefflicher Meister und weist auf ein längst gestecktes Ziel; Richtungen, von denen ich glaubte, daß sie sich weiter verfolgen ließen, haben hier oder anderwärts längst endgültigen Abschluß gefunden. Glückliche Zeit der Renaissance! Jeder Fund war fruchtbringender Gewinn, jedes Wagnis ein Gelingen, jeder Schritt führte den einzelnen

Meister wie die gesamte Kunst weiter. Unbewußt traf man das rechte, und Begeisterung befähigte zum Wettkampf mit den Besten. Benvenuto fühlte sich durch Michel Angelo keineswegs in den Schatten gedrängt. Ich kam mit Begeisterung hierher und werde mit lähmenden Zweifeln heimkehren. Schreiben könnt' ich über Rom, aber hier schaffen, malen . . ."

„Mut, Mut, mein Freund," entgegnete Adolph unterbrechend, „so haben die Besten gelitten und sich zur Verklärung durchgekämpft. Es ist immer dieselbe Erfahrung; Rom enttäuscht, wenn man es betritt; Rom wirkt erdrückend, wenn es einem allmählich seinen Reichtum entfaltet, und Rom wird für den, der aushält, alles: Schule, Kampfplatz, Ruhm. Der Boden, auf dem wir wandeln, ist fruchtbar wie kein anderer, und was ein guter Wein werden will, hat seine Gärung zu bestehen."

Als hätte er diese beruhigenden Worte gar nicht gehört, fuhr Heinrich fort:

„Ja, wenn man sich einer so glücklichen Selbsttäuschung gefangen geben könnte wie diese Neu-Nazarener mit ihrem johannessanften Apostel aus Lübeck! Sie lassen Rafael allenfalls bis zur sixtinischen Madonna gelten; die Sibyllen, die Galatea. Amor und Psyche sind in ihren Augen einfach ein Rückgang, eine Profanierung der Kunst. Ob es wohl auch einem Astronomen einfiele, nach Kepler und Newton auf den Ptolemäus und seinen Almagest zurückzugehen?"

„Warum denn nicht, wenn bei ihm noch unentwickelte, gesunde Keime zu finden sind?“, wendete der Bildhauer ein. „Laß den Nazarenern ihren Wahn, ihre Freude; Schaffensfreude gehört einmal zum künstlerischen Handwerk, und auch der gute Glaube, daß man etwas Rechtschaffenes leiste . . . wenigstens so lange die Arbeit währt. Hinterher mag der Zweifel kommen; er wird zum Ansporn werden, es nächstens besser zu machen. Du sprachst von der Astronomie; vergiß nicht, daß es die Aufgabe der Wissenschaft sein mag, Neues zu finden; der Bildner hat darauf zu sehen, daß er etwas schönes, gutes schaffe. Ob alt, ob neu, das hängt von der Anregung ab. In der Wahl des Stoffes ist er frei; die Alten hatten keine andere Welt und auch kein anderes Auge als wir. Wir Männer vom Meißel greifen noch weiter zurück als die Nazarener, um den verzopften Menschen wieder gegen den normalen auszutauschen.“

„Und dürft ihr euch einbilden, mit eurer Venus, eurem Apollo die Griechen übertreffen zu können?“

„Ich für meinen Teil denke nicht daran. Sieh meine Marmorgruppe für Amor und Psyche an, ich habe nichts dagegen. Ich wollte in ihr nur zwei schöne Menschenkinder darstellen, die sich in erster reiner Liebe umfangen. Wird einmal diese Allegorie nicht mehr verstanden, kommt wieder die Zeit, wo das keusche Nackte anstößig

wirkt, so sehe sich dann der Künstler nach entsprechenderen Trachten und Ausdrucksmitteln um. Altri tempi, altri costumi.“

„Doch die unerreichbaren Vorbilder . . .“

„Wenn unerreichbar, so stehen sie außer aller Vergleichung. Strebe die Lebenden, die Mitstrebenden zu überbieten; das ist gesunder Ehrgeiz. Dieser Ehrgeiz beseelte und förderte auch die Alten. So standen sich Rafael und Buonarroti gegenüber. Neben Sternen erster giebt es auch solche zweiter und dritter Größe. Sie erst machen den Nachthimmel reich. Nicht nur Kirchen und Prunksäle, auch das bürgerliche Gemach soll seinen Schmuck haben. Schaffe Schönes . . . muß es immer auch etwas Bedeutendes sein?“

Während sich Adolph so in Eifer redete, schweifte sein Blick von ungefähr zum nahen Pincio hinan.

Der brave Meister stutzte.

An der Mauerbrüstung droben stand, die blaue Jacke über die Achsel geworfen, den Hut eines Campagnuolen auf dem Kopfe, stand wahrhaftig niemand anderer als Coppo. Sein scharfes Auge spähte unverwandt nach den beiden Peripatetikern, die sich der Adlerpforte näherten.

Adolph gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Hatte er doch den verpfändeten Maler zur Seite. Er lenkte die Schritte an Sta. Maria del Popolo vorbei zur großen Terrasse empor, und wendete sich zu seinem Gefährten mit der Frage:

„Du ſagſt mir nicht einmal, wie es dir in Sora Violantes Hauſe gefällt?“

„Ich bin ſehr zufrieden,“ erwiderte Heinrich, „und dir insbeſondere zu großem Danke verpflichtet. Ich war in der Fremde noch nie ſo gut verſorgt und aufgehoben.“

„Wirklich?“

„Ich hatte früher einen unzuverläſſigen Schlingel zum Atelierdiener. Jetzt bedient mich Coppo ohne viel Lärm und Störung. Das Fell-eiſen hat mir Giulia ausgeräumt, und um Friedrichs willen laſſe ich mir die ihr zuſagende Ordnung gern gefallen. Die Wäſche wird im Haus beſorgt. Auch brauch' ich nicht mehr mit ſchmutzigen Stiefeln auszugehen . . .“

„Und fühlſt du dich nicht einigermaßen beengt, beargwöhnt, überwacht, da du dich nun einmal als Pfand im Hauſe befindeſt?“

„Nicht im geringſten. Du willſt doch ſicher am allerwenigſten den ſchlechten Spaß weiter fort-geſponnen ſehen? Giulia traf ich, ſeit ſie mich eingeführt, kaum wieder.“

Die beiden waren auf der Pinciohöhe angelangt.

Wie Adolph richtig geahnt, war Coppo von ſeiner Warte verſchwunden.

Die Abendglocken begannen zu läuten. Der hellen Glocke hier antwortete eine dumpfe dort. Bald klangen ihrer viele zuſammen und nun war's, als ob ein klingendes Wehen und Wogen über die ganze Stadt hinzöge.

Die beiden Freunde schritten schweigend die breite Straße niederwärts, dem düsteren Häusergewirr zu.

In Adolphs Kopfe bekämpften sich verschiedene Gedanken.

„Er hat Coppo nicht bemerkt," sagte er sich. „Er weiß nicht, daß er auf Schritt und Tritt bewacht wird. Den Auftritt am Ponte Molle hält er für eine längst verrauchte Sache. Und doch bleibe ich noch heute dabei, daß der wilde Coppo von seinem Messer einen schnellen Gebrauch gemacht hätte, wenn Friedrich nicht so zurückhaltend gewesen wäre . . . Coppo wähnt noch immer die Ehre seiner Schwester verloren. Wer soll ihn aufklären? So lange aber das nicht geschehen, ist mein Freund nicht außer Gefahr. Soll ich Heinrich die Augen öffnen? Er würde mir nicht glauben; er wäre, um mich vom Gegenteil zu überzeugen, wohl gar imstande, einen unbesonnenen Schritt zu thun. Es ist das beste, ich lasse der Sache ihren Lauf. Seltsam, gerade dieser richtige deutsche Ideologe muß es mit einem Paare so kluger Kinder Italiens zu thun haben! Was wird da noch herauskommen? Ihn rettet eben nur seine Schlichtheit. Aber kenn' ich meine Italiener? In jedem Kinde steckt ein Verschwörer. Macchiavelli konnte nur italienischem Geblüte entsprießen . . ."

Von diesem Gedankengange verriet Adolph nichts, als die beiden die wirtliche Halle Marcos be-

traten. Und aus dem Gallinaccio wanderte die Gesellschaft erst noch ins Café „del Greco“ in der Via Condotti zu einem „mezzo caldo“.

Es war daher später denn gewöhnlich, als Heinrich die Via Sistina hinanstieg.

Jetzt bemerkte er überdies erst, daß er in seinem Zimmer den Hausthorschlüssel vergessen. — War es dieser Umstand, welcher Coppo bewogen, den Ausgang des Verpfändeten zu überwachen?

Heinrich war zum erstenmal genötigt, vom Klöpfel am Thor Gebrauch zu machen. Er ließ ihn zweimal schwer aufs Eisenplättchen niederfallen, wohnte er ja doch im zweiten Stocke. Über eine Weile rief's mit glockenheller Simme vom Fenster herab:

„Chi è?“

„Enrico!“, antwortete der Harrende; er hatte Giulias Stimme erkannt.

Der Riegel wich zurück und Heinrich tappte sich bei karg einbrechendem Sternenschimmer in seine Stube.

Kaum hatte er mühsam die Dochte seiner Lampe in Brand gesteckt, so klopfte es an die Thür.

Giulia trat ein, noch völlig angekleidet. Hatte sie ihn erwartet?

Sie überreichte ihm einen Brief mit den Worten: „Er ist von Federigo.“

Wie genau das Mädchen sich doch die Schriftzüge des treulosen Freundes gemerkt hatte!

„Leggete!“ rief Giulia ungeduldig, als

Heinrich mit dem Erbrechen des Briefes zu zögern schien.

Lebhafte Röte färbte ihre Wangen; der Brief konnte ja doch nur sie betreffen.

Heinrich entfaltete das Papier, das Mädchen sah zitternd vor Aufregung über seine Schulter auf die unverständlichen Zeichen nieder. Sie suchte nach einem Namen; sie mußte ihn ja finden, wenn derselbe Giulia lautete.

Aber Heinrich schlug das Blatt um; auf der ersten Seite fand sich Giulias Namen nicht.

Heinrich überflog schweigend die zweite Seite.

Plötzlich rief Giulia freudig aus:

„Ecco, ecco! Les't, les't!"

Und sie wies mit dem Finger auf eine Stelle gegen Ende des Briefes.

Heinrich las und übersetzte:

„Und schreib mir, wie's der Giulia geht" . . .

Er las und stockte.

„Nichts anderes?" sagte das Mädchen, bitter enttäuscht.

Wohl standen noch die Worte „dem närrischen Kinde" auf dem Papier, aber Heinrich unterdrückte sie. Statt aller Antwort warf er der Armen einen unendlich beredten, mitleidigen Blick zu.

Giulia verstand ihn nur zu gut.

Sie richtete sich hoch auf; schmerzverstört war der Ausdruck des Gesichts.

„L'ingrato, der Undankbare!", preßte sie hervor.

Und mit einem tonlosen „Felice notte“ entfernte sie sich, in der Haltung stolz wie eine Königin. —

Heinrich hatte schlimme Nächte und faule Tage.

Adolphs entschiedene Weise hatte seine Zweifel keineswegs völlig entwaffnet.

Mit ihnen lag er in Fehde die langen Stunden der Nacht hindurch.

Soweit machte sich aber auch der erquickungslose Halbschlummer geltend, daß er sich nicht zu klaren Gedanken und Entschlüssen durchkämpfen konnte.

Hirngespinste und Traumbilder verflochten sich zu quälenden Schreckbissen. Und richtete er sich mit Gewalt auf, wollte er wachen und denken, um aus den verlorenen Stunden doch einigen Gewinn zu ziehen, so fielen ihm doch wieder licht- und schauensmüde die Augen von selber zu und die Glieder logen ihm Schlummerbedürftigkeit vor.

Gern überließ er sich diesem wohligen Gefühle, endlich sollte sich gesunder Schlaf einstellen.

Arge Täuschung! Wieder fand er es unbehaglich auf dieser, unerträglich auf jener Seite des Bettes; juckende Calori überzogen seinen Körper, Gedanken und Phantasie begannen den alten Veitstanz.

Er lernte sie kennen, die römischen Mittsommernächte.

Erſt wenn der Tagesanbruch grauäugig in die Fenſter glotzte, wenn der Fittich der Morgenfriſche ſich zu regen begann und die gefiederten Sänger in den Wipfeln und Büſchen der Villa Ludoviſi verſuchsweiſe den erſten Ton ausſtießen, jetzt erſt, da die Zeit zu einer herrlichen Morgenwanderung gekommen ſein ſollte, überkam Heinrichs gefolterten Geiſt und erſchöpften Körper Ruhe und Schlummer.

Der ſpäte Schlaf, der doch die Wohlthat der Nacht nicht erſetzte, brachte ihn dann um die ſchönſte, die ſchaffensfreudige Zeit des Tages.

Er fühlte ſich geiſtig und körperlich herabgeſtimmt; die Eßluſt ſchwand, aber ungebührlich dehnte ſich die Sieſta aus. Er verdämmerte drei, vier Stunden, eh' er, in Schweiß gebadet, völlig zu ſich kam und nach einem Glas Limonade brennendes Verlangen trug.

Den blonden Maler hatte die Malaria angeweht.

Eine that- und widerſtandskräftige Natur erwehrt ſich ihrer — das aber war er nicht.

Für ihn mußte der Antrieb von außen kommen, ſollte er ſeines Willens Zähigkeit, ſeine glänzenden Fähigkeiten entfalten.

Eines Vormittags — draußen brütete ſchwüler Scirocco und Heinrich hatte noch keine Luſt empfunden, auszugehen — trat Giulia ins Zimmer.

Sie hatte ein offenes Buch in der Hand und

ſchritt auf Enrico zu, wie eine Deklamatorin vor's Publikum treten mag.

Ohne ein einleitendes Wort zu ſprechen, fing ſie ausdrucksvoll zu leſen an:

Cercò di refrigerio e di riposo
All' arse labbra, al travagliato fianco,
E trasse ove invitollo all rezzo estivo
Cinto di verdi seggi un fonte vivo . . .

Held Tancred ſchleppt die kampfesmüden Glieder
Ins Wäldchen, das ihm Schatten beut und Kühle,
Die duft'ge Matte wählt er ſich zum Pfühle,
Zur muntern Quelle ſteigt er lauſchend nieder.

Doch plötzlich hält er, eilt und zaudert wieder;
Es wird ihm heißer als in Mittagsſchwüle,
Selbſt heißer noch als in dem Schlachtgewühle —
Tief atmet er und öffnet weit die Lider.

Clorinda ſteht, die Heidin, an dem Born;
Die Maid, die ſtolze, trägt die Panzerhülle,
Doch reich umringelt ſie des Haares Fülle.

Nun ſchaut ſie her und blickt auf ihn voll Zorn,
Und ſieh, die Jungfrau-Heldin ſprengt von hinnen,
Indes der Held noch ſtaunt mit allen Sinnen . . .

„Schöne Verſe!" rief Heinrich aus. „Und aus welch ſchönem Munde!" mußte er beifügen.

Er blickte auf das Mädchen mit Staunen und Wohlgefallen. Vom Feuer ihrer Begeiſterung fühlte er einen Teil auf ſich übergehen. Stand ſie nicht vor ihm wie ſelber eine Heroine?

„Aber was ſollen mir die Verſe Taſſos?",

fragte er, als Giulia noch immer feſt und erwartungsvoll den Blick auf ihn gerichtet hielt.

„Malen ſollt Ihr ſie!“, rief die Römerin mit eindringlichem Ungeſtüm. „Wie Tancred und Clorinda ſich zum erſtenmale begegnen, iſt das nicht ein herrlicher Vorwurf?“

„Aber wo find' ich eine richtige Clorinda?“, entgegnete er, indem ihm angeſichts der bezaubernden Erſcheinung kein beſſeres Wort einfiel.

„Ich werde Euch als Modell ſtehen,“ ſagte Giulia mit Selbſtgefühl.

Und das Auge des Malers mußte befriedigt werden, indem es einen prüfenden Blick auf dieſen ſtolzen Adel der Züge, auf dieſe Fülle nachtſchwarzen Haares warf, obgleich Taſſo ausdrücklich von „le chiome dorate al vento sparse“, alſo von goldblondem Gelock, ſpricht.

„Doch wie wird Euch, gute, ſchöne Giulietta, der Blick ‚voll Zorn‘ gelingen?“, fragte er lächelnd.

„Ich werde an Federigo denken,“ lautete die dumpfe Antwort.

„Und Tancred?“

„Zu dem kann Euch Coppo ſtehen,“ ſagte das Mädchen wieder lebhafter; „er ſieht mir nicht zu ähnlich, da er mein Stiefbruder. Er iſt gut gewachſen und kann ſich ſchon einen kriegeriſchen Ausdruck geben.“

„Da fehlten uns alſo,“ fuhr Heinrich mit immer größerer Anteilnahme fort, „nur noch die

Kleinigkeiten: das Gehölz mit dem Kühle und Labung spendenden Quell, das Schlachtfeld und im Hintergrunde die heiligen Mauern von Jerusalem.“

„Zu dem allen findet Ihr die schönsten Studien im Vallericcia draußen am Fuße des Albanergebirges. Als Brunnen kann Euch die Quelle der Egeria dienen, für das Gehölz werden Euch die reizendsten Baumgruppen die Wahl schwer machen; als Schlachtfeld nehmt die Campagna, und die Mauern Roms können füglich einmal die von Jerusalem vorstellen ... Signor Enrico,“ sprach Giulia weiter, und ihre Stimme nahm einen ungemein weichen, wohlthuenden Klang an „Enrico, Ihr müßt arbeiten, das viele Denken thut nicht gut; Ihr müßt aufs Land hinaus ...“

„Ich habe allerdings selbst schon daran gedacht,“ erwiderte der Maler kleinlaut; „aber wo ist jetzt noch eine Wohnung zu finden?“

„Laßt das meine Sorge sein,“ sagte das Mädchen entschlossen; „in Ariccia lebt eine alte Verwandte, die tritt Euch ein Kämmerlein ab, und für meine Unterkunft braucht Ihr nicht besorgt zu sein.“

„Wie, Giulia,“ rief Heinrich auf das Freudigste überrascht aus und getraute sich die Frage kaum zu vollenden: „wie, Ihr wolltet mich begleiten?“

„Voi state poco bene, Ihr seid unwohl,

Herr," erwiderte das Mädchen errötend. „Ich dächte, bis Ihr Euch wieder kräftiger fühlt ...

Heinrich ergriff dankgerührt ihre Hand, und sie wehrte sie ihm nicht.

Als die beiden schieden, sagte Giulia für sich: „Er ist aber auch gar nicht stolz."

Und Heinrich rief, indem er lebhaft das Zimmer durchschritt, das ein- und anderemal aus: „Ein gutes, ein herrliches Geschöpf!"

Die Vorbereitungen zur Übersiedelung ins Albanergebirge wurden rasch getroffen.

Wo Giulias Hand mitthat, ging alles wohl von statten.

Adolph war glücklich über den Einfall und Einfluß des wackeren Mädchens. Er wäre am liebsten selbst mit hinausgezogen, so sagte er wenigstens. Aber sein Thonmodell brauchte jetzt schon täglich dreimal nasse Umschläge.

Am Vorabend der Abreise fand noch ein kurzes, aber inhaltreiches Gespräch statt zwischen Coppo und Giulia. Letztere hatte vermutlich noch einmal den festen Entschluß, den Fieberkranken zu begleiten, ausgesprochen, denn der Bruder wendete finster ein:

„Bedenk deinen eigenen Zustand ..."

„Was Zustand? Bist du verrückt? Denkst du nicht besser von deiner Schwester?"

„Verzeih, Schwester, aber ich dachte, Federigo ... du warst noch ein unerfahrenes Mädchen ..."

„Und du?"

„Laß dir ſagen . . .“

„Baſta! Ich gehe mit!“

Coppo ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und brummte: „War ich ein Narr! Jetzt verſteh' ich den Vecchierello . . . falls ich Grund hätte . . . da giebt's freilich keinen Grund . . . doch es iſt beſſer ſo als ſo.“

Mit dem Vecchierello war wohl Adolph und deſſen ſeltſamer Pakt gemeint.

Als Heinrich ſchied, war Coppo gegen ihn weicher als gewöhnlich.

„Perdono, Signor Enrico,“ ſagte er, „wenn ich nicht immer ſo artig und aufmerkſam war, als ich ſein ſollte. Kommt uns nur bald und recht geſund zurück.“

Heinrich wußte ſich die Rührung des ſchönen, trotzig ſelbſtbewußten Burſchen nicht zu erklären.

Als der blonde Maler und ſeine ſchöne Begleiterin das Gefährt beſtiegen, war es früh am Morgen. Man wollte die vierzehn Miglien noch vor Eintritt der drückendſten Tagesſchwüle zurücklegen.

Kaum näherte ſich der Wagen der Ruinenſtätte des Forums, des Koloſſeums, des Palatins und des Circus Maximus, ſo holte Heinrich aus ſeinem Überrock ein beſchreibendes Buch hervor, ſteckte tiefe Blicke in dasſelbe und warf flüchtiges Augenmerk auf die ehrwürdigen Trümmer zur Seite. Es war, als wollte jedes der beiden Wanderer die Reiſe

völlig für sich machen, obgleich auf einem und demselben „Legno".

So kam man vor die Porta S. Sebastiano, auf die Via Appia. Wo möglich zog sich die sonst so stattliche Gestalt mit dem Buche noch igelmäßiger zusammen; dieselbe wollte auf der Fahrt in die freie, schöne Natur ganz Studium sein . . .

Auf einmal fühlte Heinrich aber einen schallenden Klaps, das unartige Buch lag, den Händen entglitten, in seinem Schoß.

Er blickte auf und sah in Giulias Gesicht, das herzinniglich lachte über den ausgeführten Streich.

Er sah das Mädchen zum erstenmale lachen.

Und wie erfrischend, wie ansteckend lachte der An- und Übermut aus diesen Zügen!

Wie hell die Zähne zwischen den Purpurlippen hervorblickten!

Jetzt merkte Heinrich auch erst, daß der sonnige Morgen angebrochen; er warf einen trunkenen Blick in die Weiten und die ganze Natur schien ihm entgegenzulächeln.

„Seid Ihr ein Gelehrter oder ein Künstler?" sagte Giulia, und der reizende Unwillen mußte selbst den Gram aufheitern. „Wenn Ihr ein Maler seid, so haltet die Augen für die Welt offen und lest allenfalls Dichter . . ."

„Ihr habt Recht, schöne Giulia, und recht unhöflich war ich noch überdies. Doch seht, das

schuldige Buch wird in den hintersten Winkel verbannt, und der schuldige Mann . . ."

„Wird mit mir schwatzen, damit uns beiden die Zeit nicht lang werde."

Und so geschah es auch. Dem Maler ward leicht ums Herz, wie schon seit langem nicht mehr. Seine Lippen wurden sogar beredt, aber lieber, als er selber sprach, lauschte er doch dem süßen Geplauder seiner Gefährtin. Er ließ sich von ihr die Legende vom Kirchlein „Domine, quo vadis" erzählen: wie Petrus sich aus Rom flüchten wollte; wie ihm da, wo jetzt die Kapelle steht, der Heiland begegnet sei, mit dem Kreuze beladen; wie der Jünger ihn gefragt habe: „Herr, wo gehst du hin?" und wie Jesus mit vorwurfsvollem Blicke darauf zur Antwort gegeben, er wolle sich abermals kreuzigen lassen, da seine Sendboten nichts taugten; Petrus sei darauf mutig in den Tod gegangen.

Dann verfolgten beider Augen die lang sich durch die Campagna hinstreckenden Bogen der Wasserleitungen, deren Ernst da und dort von einer wahren Kaskade Epheus unterbrochen wird. Heinrich verglich sie mit den Kamelreihen einer die Wüste durchziehenden Karawane.

Giulia stellte die unschuldige Frage, ob er schon Kamele gesehen, und der Deutsche ertappte sich bei der peinlichen Wahrnehmung, wie viel er lediglich nach dem Buche zu beurteilen und zu vergleichen gewohnt sei.

Als man zu dem Grabmal der Cäcilia Metella hinankam, diesem Quaderrundbau, der schimmernd weithin die Ebene beherrscht, blickte man nach Rom zurück — es war wie versunken, nur wenige Spitzen tauchten auf; die Peterskuppel aber durchbrach groß und mächtig die Linie des Horizonts.

Heinrich war heute besonders glücklich; wohin er sich wendete, entdeckte er wertvolle Motive. Jetzt eben blickte er einem Sechsgespann von dunklen Büffeln ins wildschöne Auge. Sie schleppten einen großen Paperinblock, der, von eisernen Ketten unterfangen, kaum spannhoch über der Erde unter der Wagenbank hing.

Da die Sonnenstrahlen schief einfielen und bereits empfindliche Kraft entwickelten, machte man von dem drehbaren, schellenbehangenen Baldachin Gebrauch, mit welchem das ländliche Fuhrwerk versehen war. Man wendete ihn gegen die Sonne und hatte Schatten wie in einer Tempel-Cella. Schmal allerdings war der Raum unter dem Schirmdach, aber die beiden Reisenden waren sich nicht mehr so fremd, daß sie sich nicht willig aneinander geschmiegt hätten.

Heinrichs Auge leuchtet; ihm ist, als flüstere ihm eine Stimme zu: Du ziehst durch die alte Gräberstraße neuem Leben entgegen.

Ob er den Grabhügeln der Horatier und Curiatier wohl die gebührende Aufmerksamkeit zuwendete?

Angesichts des „Casale Rotondo", eines antiken

Rundbaues, auf dem ein Bauernhaus mit Stallungen und ein Olivengarten Platz gefunden, richtet er an die muntere Gefährtin die Frage:

„Würde es Euch in dieser Einsamkeit gefallen, Giulia?"

„Warum denn nicht?" lautete die Antwort „wenn man sich sonst glücklich fühlt."

Man langte noch zeitig vor der Mittagsstunde in Ariccia an. Als Giulia den Gast ihrer Verwandten, einer schlichten Matrone, vorstellte, entfuhr auch dieser der Ausruf:

„Par' un Angelo! Wie ein Engel!"

Vergessen wir nicht, wie selbst Fiesole das blonde Haar der höchsten Ehre würdig erachtete. —

Er hatte geschlafen, lange und gesund geschlafen. Mit süßem Nachempfinden sagte sich's Heinrich am Tage nach seiner Ankunft.

Er fühlte sich schwach, gleichwohl war sein Zustand ein anderer als die zunehmende Mattigkeit in Rom.

Früher waren Körper und Geist in Trägheit verfallen, hatten jede Auffrischung eher abgelehnt als begehrt, hatten gleichsam sich selbst aufgegeben. Jetzt war neuer Hunger und Durst über beide gekommen und nur die zögernde Sättigung ließ noch ein Schwächegefühl übrig. Schon ragte der Mut über die Kraft hinaus, und letztere hatte dagegen das Begehren, nicht länger zurückzubleiben. Die Umwandlung war eine ebenso sichtliche als erfreuliche. Denjenigen wird sie nicht Wunder

nehmen, der weiß, daß selbst die gefährlichste Fieberform, die Perniciosa, nicht selten wie ein verscheuchtes Gespenst weicht, sobald der Patient die Thore Roms und die Campagna hinter sich hat.

Der erste Gang beschränkte sich auf das Weichbild des Bergstädtchens.

Der Palazzo baronale der Familie Chigi mit dem mächtigen Erdgeschoß übte einen stolzen Eindruck aus. Die Kirche, welche die Abendseite des Platzes einnimmt, täuschte durch die Großartigkeit der Formen zu ihrem Vorteile über die räumlichen Verhältnisse. Das nördliche Albano liegt so nahe, daß man hinüberrufen könnte und verstanden werden müßte, aber eine wilde, tiefe Bergschlucht trennt die beiden Schwesterstädte.

Das Auge blickt in diesen Spalt wie in einen finsteren Abgrund, denn was ihn, von der östlichen Berglehne sich herabziehend, füllt, ist eine Waldwildnis, der Orto di Mezzo, darin laut letztwilliger Verfügung kein Stamm oder Stämmchen gefällt werden darf.

„Seltsamer Einfall," dachte sich Heinrich, „hier einen Urwald züchten zu wollen."

Wie die meisten Akropolen, scheint auch Ariccia aus dem Felsenkegel, der es trägt, emporgewachsen, aus ihm herausgemeißelt worden zu sein.

So etwa haben sich an der Oberfläche eines Steines Krystalle angesetzt.

Die Häuser haben einfache Linien, stehen eng aneinander gedrängt und übergiebeln eines das

andere. Ihre Farbe ist, als hätten sie mit dem Berge gleichmäßig gealtert.

Heinrich verfolgte die Höhen, welche allmählich zum Monte Cavo ansteigen, und sah dann wieder zum Waldgürtel nieder, welcher den Fuß des Bergkegels umsäumt. Formen und Farben versprachen dem Landschafter reichliche Ausbeute.

„Ich pflichte dem Plutonismus bei," philosophierte er für sich, „schon aus Schönheitsrücksichten. Nur Feuersgewalt kann diese schöne Höhenwelt emporgetrieben haben. Allerdings," berichtigte er sich selbst wieder, „mußte auch Neptun das seinige beitragen. Als die Krater ausgebrannt waren, füllte er die leeren Becken mit Höhe und Himmel spiegelnden Wassern."

Als Heinrich in seine Herberge zurückkehrte, standen Schweißtropfen auf seiner Stirn; die Wangen waren noch bleich, aber die Lippen waren es nicht mehr.

Giulia hatte für einen leichten Imbiß mit kräftigem Vino de' Castelli gesorgt.

Während desselben stellte das Mädchen mit wirtlichem Sinn die Frage an den Gast, wie er es wohl mit dem Frühstück oder mit dem Mittagsmahl zu halten gedenke, wenn er einmal da oder dort, entfernt von der Osteria, mit Aufnahmen nach der Natur beschäftigt sein würde und die günstigen Stunden, das gute Licht ausnützen müßte.

Heinrich gestand, daran noch gar nicht ge-

dacht zu haben. Allerdings könne er von der Arbeit, wenn sie im besten Zuge sei, nicht ablassen, um eine halbe Stunde nach einem Schluck Wein oder Bissen Brot zu wandern. Er werde sich wohl mit etwas Mundvorrat versehen müssen, wie er dies bei ähnlichen Gelegenheiten auch sonst gethan.

Aber Wein und Wasser, meinte Giulia, werde warm, Brot und Käse ungenießbar werden. In den nächsten Tagen werde er seine Studien schwerlich schon beginnen können; sobald dies aber geschähe, wäre sie gerne bereit, ihm zur rechten Zeit etwas Rechtes zukommen zu lassen.

Es kommt alles auf den richtigen Anstoß an. Heinrich überholte das fürsorgliche Mädchen mit der Bitte, es möchte den Hauptteil der Wirtschaftssorgen, der so ziemlich alles, mit Ausnahme von Kaffee und Knaster, umfaßte, auf sich nehmen. Und Giulia sagte zu. —

Mit dem nächsten Morgen brach ein Sonntag an, der noch überdies ein Liebfrauentag war. Da strömte viel festliches Volk auf dem Platze des Städtchens zusammen.

Es kamen Gäste aus dem Norden von Grotta Ferrata, Marino, Gandolfo und Albano; aus den südlichen Nachbarorten Genzano, Nemi, Cività Lavigna und Velletri; selbst Monte Campatri, Rocca Priore im Rücken des Monte Cavo hatte seine Leute entsendet, um der Assunta in Ariccia und der Madonna di Galloro auf dem nahen

sammtgrünen Bühl, der sich mit seinem Kirchlein vom Kastanienhain im Hintergrund so einsam-feierlich abhebt, einen Besuch abzustatten.

Alle die teils lieblichen, teils trotzigen Ortschaften, welche im engeren und weiteren Kreise, einer doppelten Perlenschnur vergleichbar, den merkwürdigen Gebirgsstock umschlingen, schienen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben.

Und zu denen von den Bergen gesellten sich kleine Scharen, die, von den Küstenstädtchen Nettuno und Porto d'Anzo kommend, die Campagna durchzogen hatten, der schaulustigen Römer gar nicht zu gedenken.

Da brachte ein kleines Wägelchen junge fröhliche Gestalten, die sich, teils sitzend, teils stehend und sich umschlingend oder in den Armen haltend, zur lieblichsten Gruppe aufgebaut hatten.

Und auf eines Eseleins Rücken hält ein Paar Geschwisterchen seinen Einzug, das Büblein vorne, das Mädchen, gleichfalls rittlings, hinter ihm — wie nur die kleinen Wesen hinaufkommen konnten?

Heinrich saß im Caféhaus und blickte aufs bunte Leben des Platzes hinaus.

Er hatte das Skizzenbuch aufgeschlagen, und nicht minder beschäftigt als sein Auge war der Stift in seiner Hand.

Erst suchte er typische Gestalten und Trachten festzuhalten: hier das Mädchen aus dem Saccothale mit den aufgenestelten Sandalen, dort die Küstenbewohnerin mit dem Käppchen, dem Kopf-

und Halsſchmuck einer Saracenin; dann die Schöne aus Albano drüben mit dem brennendroten Leibchen und dem Kopftuche, das gleich weißen Schwingen den Nacken beſchattet; dann die behäbige Pächtersfrau, deren blendendes Umhängtuch ebenſo reich geſtickt als Hals und Finger mit ſchwerem Golde überladen iſt; oder jene Tochter der Abruzzen, die an die Hexe von Endor erinnert und deren Kleid aus einem einzigen, ſeltſam um den Körper geſchlagenen, dunkelſtreifigen Stück Zeug zu beſtehen ſcheint.

Aber die Mannigfaltigkeit, der Wechſel, ermüdete bald des Malers Hand.

Er gab es auf, nach dem Eigenartigen zu ſpähen, und vereinigte alle Aufmerkſamkeit auf das Schöne.

Im Vordergrunde ſtanden drei Mädchen in lebhaftem Geplauder begriffen.

„Wahrhaft ländliche Grazien!“ ſagte ſich Heinrich und wendete das Auge nicht mehr von ihnen.

Zweien konnte er ins Antlitz ſehen, und Züge und Geſtalt dem Buche einzuverleiben, ließ ſich der dienſtfertige Griffel angelegen ſein.

Aber die dritte hielt ſich hartnäckig abgewendet. Kaum daß unter dem ſchneeigen, weit auf den Nacken niederreichenden Schirmtuch eine der vollen, dunklen Flechten ſichtbar wurde.

„Nur ein bißchen Profil!“ ſchien des Künſtlers Blick zu flehen.

Aber es blieb ihm versagt. Und doch, wie schön mußte das Antlitz sein, sollte es mit der Gestalt im Einklange stehen! Er zog die Linien sorgsamer, er glaubte es der Fürstin unter den Dreien schuldig zu sein. Sie überragte die andern, sie übertraf sie an edlem Wuchs, an Würde der Haltung. Der rechte Arm war leicht in die Seite gestemmt, die Hand von der Hüfte ab zierlich nach auswärts gebogen. Das tiefgrüne Kleid, das dunkelkirschrote Mieder, die hellere Schleife an dem gestickten Achselblatte des bauschigen Hemdärmels, Verbrämung und Aufputz, Wahl und Maß der Farben, alles zeugte von einem feineren Geschmacke.

Heinrich besah das Blatt, aber die Zeichnung wollte ihn nicht befriedigen.

Er blickte wieder durchs Fenster, und unwillig wie freudig überrascht rief er aus: „War ich denn blind bis zur Stunde?“

Die schöne Unbekannte hatte sich zum Gehen gewendet — es war Giulia.

Erst nachdem der Hausgenosse hinter den Künstler zurückgetreten, wurde Heinrich völlig der äußeren Erscheinung des Mädchens gerecht, in dessen Herz er schon manchen Blick gethan hatte und dessen Gesicht selbst der Neid schön finden mußte.

Es litt ihn nicht länger im Café. Er eilte nach Hause, ins Zimmer der Matrone, er wollte Giulia sehen, so wie sie draußen stand als die

Herrlichſte der Schönen. Er war ſich eines Unrechts, eines langen Verſäumniſſes bewußt und ahnte zugleich freudig, wie lieb und teuer ſeinem Herzen werden könnte, was gleichſam ſein künſtleriſcher Blick erſt entdeckt hatte. In ſeine artiſtiſche Bewunderung ſtrömte Herzenswärme über.

Er traf die Geſuchte: ſie war noch im vollen feſtlichen Schmucke, ſie ſchien ihn erwartet zu haben.

Zu jeder anderen Stunde hätte er ihr Artigkeiten über ihr Ausſehen ſagen können, wohlverdiente.

Jetzt aber fühlte er zu tief. Es hätte denn ein ganzes, volles Wort ſein müſſen. Das war aber noch nicht gereift. Daher mochten ſeine Blicke wohl beredter ſein als ſeine Lippen.

Giulia machte den Vorſchlag: falls er ſich an dem Treiben auf dem Platze ſatt geſehen habe und davon nicht zu ermüdet ſei, könne man vor Mittag noch einen Spaziergang ins Thal hinab unternehmen; es wehe friſche Seeluft, ſie wolle ihm den Weg an der Schlucht hinunter zeigen, welchen, als den kürzeren, er oft werde betreten müſſen, wenn er einmal ſeinen Studien nachginge; es könne ihm leicht ſchon auf dieſem Gange etwas Rechtes aufſtoßen, und wenn man den Rückweg auf der Fahrſtraße antrete, ſo könne man bequem einen Blick nach der Fiera werfen, die ihren Kram auf dem grünen Anger hinter dem Palazzo ausgelegt habe.

Heinrich ging hocherfreut darauf ein.

Durch schmale, rußige Gäßchen kam man bald zu Häusern, die mit der größeren Hälfte im lebendigen Felsen stecken geblieben zu sein schienen.

Von da schlängelte sich der Fußpfad steil hinab zwischen emporragendem Gestein und halb verdorrtem Gesträuch.

Giulia schritt voran, leicht wie ein Hirtenmädchen der Berge. Der Wind verfing sich in ihrem Kopftuche und wehte dessen blendende Enden dem nachfolgenden Maler zu. Wo der Steig einen Absatz bildete oder eine jähe Wendung machte, streckte die Führerin weisend und wie sie zur Stütze darbietend ihre schöne Hand aus. Was sich dem Auge des Künstlers früher als edle Haltung, schöne Ruhe dargeboten, war hier zu anmutiger Bewegung, zu herrlichem Rhythmus geworden.

Das Wäldchen, welches die beiden nun betraten, besäumt die Straße zwischen Albano und Ariccia. Es ist ein bevorzugtes Fleckchen Erde.

Für den Wanderer ein lieblicher Schattengang, zeigt es dem Altertumsfreunde ein uraltes, mächtiges, mit fünf stumpfen Kegeln gekröntes Quaderndenkmal, läßt ihn die Cella eines Dianentempels finden, führt ihn auf den Hügel, welchen, seit Virbius von seinen Rossen ins Verderben gerissen worden, keines Pferdes Huf betreten durfte, und leitet ihn zu sagenumsponnenen Quellen.

Der Naturforscher gelangt auf diesem Wege knapp an eine Bodenbildung, welche einen alten Krater verrät, der später, wie dies noch an dessen jüngeren Brüdern in der Nähe zu sehen ist, in einen See überging, welch letzterer hier aber längst einer fruchtbaren Ebene gewichen ist.

Die reichste und frischeste Ausbeute aber gewährt dieses kleine Waldthal dem Künstler, dem Landschafter. Es ist für ihn ein Schatzkästlein von Motiven, sowohl was den Baumschlag, als auch was das einfallende Licht, das Gestein, die wechselnde Stimmung, Staffage und Hintergrund anbelangt.

Heinrich betrat zu guter Stunde dieses kleine Tempe. Alle seine seelischen und geistigen Kräfte hatten ja heute Schwung gewonnen, seine Empfänglichkeit war eine gesteigerte. Was den Künstler zum Schaffenden, zum Schöpfer macht, sind diese seltenen Augenblicke geistiger Empfängnis. Geburt und Reife des Werkes hängt später von Zeit und fördernden Umständen ab.

Kein Wunder also, daß der junge Meister an der Seite des kundigen Mädchens bald da, bald dort hielt und Bilder aufdämmern sah, in welchen diesem Licht, diesem Stamme, dieser Gruppe ihre Stelle angewiesen war. Viele Festgäste zogen vorüber, er bemerkte sie kaum.

Er hat auch kein Auge für das eleganteste Pärchen, das von Albano her naht, steht er doch eben vor einer Felsenhöhle, die eine abenteuerliche

Staffage im Geschmack Salvator Rosas geradezu herauszufordern scheint.

Giulia aber hatte verwundert auf die Kommenden geblickt; sie breitete die Arme aus und rief: „Lucia, du hier?“

Den Begleiter des Mädchens kennen wir ... es ist der französische Akademiker Mr. Charles.

„Ja sieh,“ flüsterte Lucia während der Umarmung ihrer Freundin zu; „er ist wieder zu mir zurückgekehrt. Wie bin ich glücklich. Und das ist dein Werk; du hast ein gutes Herz, Giulia, du hast ein gutes Wort für mich eingelegt; die Madonna segne dich dafür ... ich weiß alles.“

Nun näherte sich auch Charles flüsternd, und mit einem Seitenblick auf Giulias sinnenden Gefährten bemerkte er lächelnd:

„Hab' ich's Euch, schöne Ariadne, nicht gesagt? Blond ist der Gott, blond muß er sein!“

Giulia errötete, nahm aber den Scherz nicht unwillig auf. Sie war munter genug, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem sie sprach:

„Ei, was seh' ich, Signor Carlo? Die Narbe am Halse ist ja so gut wie verschwunden! Aber vor dem Witterungswechsel nehmt Euch in Acht!“ fügte sie hinzu und erhob warnend den Finger.

Die beiden Künstler kannten sich nur oberflächlich; das hinderte gleichwohl nicht, daß sie gemeinsam das Wäldchen durchkosteten.

Die Freundinnen ließen die Männer voranschreiten.

Lucia hatte Heinrich gemuſtert und that die unverblümte Frage:

„Giulia, iſt das der deine?“

„Was fällt dir ein?“ war die abwehrende Antwort, welche der Vorlauten gleichwohl nicht das Zünglein band. Dieſelbe fuhr vielmehr fort:

„Ei, warum denn nicht? Er iſt ein hübſcher Mann, ſieht aus, als wenn er gar nicht alt werden könnte. Allerdings ein bischen zu fromm, wenigſtens nach meinem Geſchmack. Es läßt ſich gewiß gut auskommen mit ihm, aber ich mein', er könnte mir weder angſt noch heiß machen.“

„Wie du nur ſo reden kannſt . . .“

„Geh, du biſt doch auch kein Kind mehr. Carlo kann mich bodenlos unglücklich machen, aber dafür auch, o, du ahnſt gar nicht . . .“

„Und wenn er dich wieder verläßt?“

„So werd' ich meine Augen trocknen und mir mit Stolz ſagen: Zweimal war er mein, und ich habe ihn länger beſeſſen, als alle übrigen zuſammengenommen.“

„Du biſt leichtfertig geworden, Lucia,“ ſagte Giulia verlegen und verletzt.

Als man zur Stelle kam, wo ſich der Weg zum Städtchen aufwärts windet, gingen die Mädchen voraus.

Heinrich ſah ihnen nach und hatte in dieſem Augenblick kein Ohr für die Worte des Franzoſen.

„Ist sie doch," dachte er für sich, „neben der andern gleich einer Lilie im Thale, in reiner Tau- und Morgenfrische!"

Die würdige Matrone hatte für den Festtagstisch unerwartet zwei Gäste mehr bekommen. — —

Heinrich begann seine Aufnahmen im Wäldchen unten, nahe bei der Schlucht, aus welcher der Bergkegel mit dem Städtchen emporsteigt.

Schon der erste Tag seiner Studien brachte ihm eine liebliche Überraschung.

Er blickte um die Stunde, da er die Zeit zur Collazione gekommen glaubte, erwartungsvoll den Fußpfad hinan. Er sah Giulia kommen mit einem kleinem Handkorbe. Ohne Zweifel, sie selbst wollte das wohlthätige Wesen sein, welches in seine Einsamkeit Gruß und Labsal brachte. So hatte er das hauswirtschaftliche Übereinkommen keineswegs gedeutet; er sah sich überlistet und zwar auf die zarteste, opferwilligste Art.

Giulia lächelte des Künstlers ablehnende Bedenken hinweg und meinte, wer einen sicheren Boten schicken wolle, müsse selber gehen.

Sie brachte Schinken mit frischen Feigen, eine Foglietta Wein, Brot und Wasser. Sie hatte sich teilnahmsvoll nach seinem Befinden erkundigt, sie blickte aufmerksam auf die begonnene Arbeit, sie sprach bescheiden von ihren eigenen Verrichtungen, lauschte seinen Worten, ob sie denselben nicht doch noch einen Wunsch abzumerken vermöchte, und schied freundlich, wie sie gekommen war.

Heinrich blickte ihr nach; er hätte ihr nachrufen mögen.

Wenigstens noch einen ihrer großen, ihrer so ruhig heiteren Blicke hoffte er zu erhaschen — doch sie zog ihres Weges frei und magdlich zugleich.

Es kostete ihn einen moralischen Ruck, um wieder Sammlung für die Arbeit zu gewinnen.

Von nun an erwartete er die Labestunden mit Ungeduld; eine Erregtheit bemächtigte sich seiner, deren er sich geständig sein mußte, so gern er sie in Abrede gestellt hätte. Er bewegte sich unruhig auf seinem Feldsessel und irrte vom Reißbrett seitwärts ab mit seinen Blicken, bis das Mädchen nahte und die einfallenden, spielenden Lichter, jedes für sich, der lieblichen Erscheinung habhaft zu werden suchten.

Giulia blieb sich gleich; ihr Auftreten war ebenso gefällig als sicher. Sie gab sich nicht als Magd, noch weniger ließ sie fühlen, daß sie Wohlthaten spende.

Schied sie, so folgten ihr wieder lange des Meisters Gedanken nach.

Deutsche Frauen, deutsche Treue!

Das ging ihm oft durch den Kopf und mancherlei Betrachtungen knüpften sich daran.

„Treue! Muß sie nicht jeder Mann selbst erproben? Und auch verdienen, wenn er sie beansprucht. Was die Frauen ziert, was sie uns wert macht, im Wesen ist's doch überall

dasselbe. Was hätte ein deutsches Mädchen vor Giulia voraus? Sie ist sittsam ohne Ziererei, sie hat ein gutes Herz, ein heiteres, starkes Gemüt. Und was für ein gesundes, welch herrliches Urteil! Dazu der echt weibliche Zartsinn, diese Feinfühligkeit, die uns errät, ohne sich einzubilden, uns zu überschauen,. die unseren Wünschen zuvorkommt und sich nichts darauf zu gute thut, und die selbst das Erwartete in angenehme Überraschungen kleidet . . . Bildung? Sie liest ihren Tasso, fühlt und versteht seine Schönheiten. Und vor jener Bildung, die das Herz leer läßt und noch viel weniger in körperlicher Anmut ausklingt, möge sie der gütige Himmel bewahren.

Puh, gedenk' ich jener Landsmännin, die Schiller und Lessing im Munde führte und dabei so widerlich eckig mit Messer und Gabel hantierte und so schlingend fraß, wie eine Äffin! . . . Genügsamkeit ist unter diesem Himmelsstrich heimisch. Eines Künstlers Weib muß Sinn und Empfänglichkeit für sein Planen und Schaffen haben. Und welche hätte hierfür mehr Verständnis als Giulia? Die Kunst ist kosmopolitisch; wo Schönheit blüht, ist ihre Heimat. Ich bin zudem frei, und das weiß Gott, kein blaues Auge blickte sonderlich mildthätig und liebreich in mein Leben, seit sich das meiner Mutter geschlossen hat. Giulia ist schön, sie ist die Anregung, die Inspiration, die Muse selber, und sie ist,

was mir vielleicht am meiſten fehlt, beherzten Weſens . . .“

Das alles ſagte ſich Heinrich. Bis zu dieſem Punkte führte ihn folgerichtiges Denken. Darüber kam er aber auch nicht hinaus, denn dazu hätte es zweier Schritte bedurft: vom Denken zum Entſchluß, vom Entſchluß zur That. —

Die Ausflüge erſtreckten ſich weiter und weiter. In Albano finden ſich Jahrtauſende alte Trümmer, zwiſchen welchen ſich die Hütte des beſcheidenſten Bedürfniſſes, der genügſamen Alltäglichkeit hineingeflickt hat.

Im Laubgang, welcher nach Caſtel Gandolfo hinanführt, ſtehen Patriarchen von Steineichen, unter deren Schatten, wie jetzt rote Eminenzen, einſt weltgebietende Cäſaren vorüberzogen.

Im Albanerſee ſpiegelt ſich das päpſtliche Landſchloß und die niedliche, blanke Kuppel der Pfarrkirche von Gandolfo, während gegenüber der Monte Cavo anſteigt.

Während Heinrich am ſchattigen Geſtade arbeitete, hatte ſich Giulia unter dem rieſigen gaſtlichen Laubdache vor der Kapuzinerkirche niedergelaſſen. Sie war diesmal nicht, nachdem ſie den Imbiß gebracht, ſchnellfüßig wieder nach Hauſe geeilt; ſie konnte dem friedlichen Farbenſpiele des Waſſers, den frühlingsgrünen Ufern, der feierlichen Ruhe ringsum nicht ſobald den Rücken kehren.

Des Malers Blicke hatten ebenſo weit, wie

zur schönen Kuppel, zum schönen Antlitz des Mädchens hinüber, und sie waren oft unterwegs von jener zu diesem.

Des Papstes weiße Gestalt wandelte im Schatten der oberen Allee vorüber; ihm zur Seite schritten Prälaten, ein Reitertrupp der Nobelgarde folgte; der einsame Wanderer, welcher dem Zuge begegnete, sank in die Kniee.

Giulia hatte wohl bemerkt, daß auch Heinrich dem heiligen Vater die übliche Verehrung bezeigte; auf dem gemeinsamen Heimwege begann sie daher:

„Signor Enrico, Ihr seid also ein Christ?"

„Ja, schöne Giulia."

„Ihr macht das Kreuz, glaubt an die Madonna und geht in die Messe wie wir?"

„Ja," erwiderte der Maler lächelnd, „wenn's auch nicht zu oft geschieht."

„Federigo that dies alles nicht."

„Er ist Protestant."

„Dacht' ich mir's doch gleich, daß er kein Christ ist," folgerte das Mädchen.

Heinrich fand diese Beschränktheit des sonst so klugen Mädchens allerliebst.

Wie hätte er je denken sollen, daß er so nahe bei der päpstlichen Residenz auf so unvergleichlichen Pfaden Veranlassung finden würde, einem schönen Kinde die Unterschiede zwischen den christlichen Bekenntnissen darzulegen?

Der schulgerechte Denker ging freudig daran, erlitt aber eine völlige Niederlage. Denn nach-

dem er haarscharf die Grenzen gezogen und die aufmerksamste Zuhörerin gehabt, langte letztere gleichwohl wieder bei ihrem Ausgange an:

„Also ist er doch kein Christ!"

Ja, wenn er zum Gefühl gesprochen oder seine Gedanken mit anschaulicher Bildlichkeit umkleidet hätte! — —

Über die herzens- und schaffensfreudige Idylle legte sich allmählig ein trübender Schatten.

Heinrich stellte seine weiteren Ausflüge ein und zog sich auf sein Stübchen zurück, indem er vorgab, er wolle seinen Studien nachhelfen, so lange die empfangenen Eindrücke noch frisch seien.

Er konnte eine eigentümliche Verlegenheit nicht verbergen, so oft er Giulia und der Hauswirtin unter die Augen trat. War er allein, so fuhr er manchmal unwillig auf und brummte vor sich hin:

„Daß mir so etwas geschehen muß! Und gerade jetzt, und gerade diesen guten Leuten gegenüber!" Häufiger als früher eilte er ins Café hinüber, wo bisher die an ihn gerichteten Briefe abgegeben worden; aber Tag auf Tag verging und immer verdrießlicher legte er diesen Weg zurück.

Und Giulia? Sie, die so Feinfühlige, schien kein Auge für den Kummer des Gastes zu haben. Sie war heiter und freundlich wie sonst, sie versah den Tisch wie sonst, sie besorgte die Wäsche wie sonst, und ihre Aufmerksamkeit hatte bei alledem nichts aufdringliches oder zutäppisches.

Aber gerade dieſe ſchonende Zurückhaltung, welche dennoch um nichts die frühere Teilnahme verminderte, ſteigerte noch für Heinrich das peinliche Unbehagen. Eine klare Auseinanderſetzung, ſelbſt eine etwas heftige, wäre ihm lieber geweſen; doch ſelbe durch ein beſchämendes Geſtändnis herbeizuführen, das konnte er nicht über ſich gewinnen.

„Il poveretto,“ ſagte Giulia gelegentlich zur Matrone; er grämt ſich, als ob dies, ſo fern von den Seinen, nicht jedem begegnen könnte. Er kennt uns doch noch nicht recht.“

Aber für den Beunruhigten ſelbſt hatte ſie kein derartiges Wort; ſie hätte gefürchtet, ihn damit zu verletzen.

Endlich ſollte Heinrich wieder erleichtert aufatmen. Ein Schreiben war angelangt, das ihn lebhaft befriedigte.

Gleichwohl entſiegelte es keineswegs ſeine Verſchloſſenheit. Die Unruhe hatte ſich eher geſteigert, als verloren. Er ſaß wenig über ſeinen Studien, ſondern durchmaß ſein Stübchen mit raſchen Schritten, was er meiſt that, wenn ſich für ſeine Gedanken kein rechter Abſchluß finden wollte.

Bei dem nächſten Morgengrauen ſehen wir ihn heimlich das gaſtliche Haus verlaſſen.

Er ſchaut ſich beſorgt das ein und anderemal um, eh' er aus dem kleinen Gäßchen biegt.

Als er den Felſenpfad betritt, auf dem Giulia ſeine Führerin geweſen, ſeufzt er auf und ſein Schritt hält wie reuig-zögernd inne.

Aber weiter, weiter treibt es ihn, wie ein gehetztes Wild. Er fürchtet den verräterischen Sonnenstrahl; eh' purpurn sich der Osten säumt, will er bereits ein Stück Weges auf der staubigen Via Appia zurückgelegt haben und den Nachspähenden als ein unkenntlicher Punkt erscheinen. Was hat er vor, der Flüchtling?

Er schreitet wacker aus.

Der Überrock, den er aufknöpft, läßt den Salonfrack gewahren.

Schnurgerade führt ihn die Straße Rom entgegen; aber bis er das nächste Thor erreicht, ist die Augustsonne längst herauf. Wie wird er schwitzen, der arme Läufer.

Welchen Eindruck aber wird Heinrichs Flucht auf Giulia ausüben.

Sie ist sich über ihre Gefühle für ihn noch gar nicht klar geworden. Vor Monaten, in ihrer krankhaften Überreiztheit, hatte sie ihn in Wahrheit als Bürgen für den treulosen Friedrich betrachtet. Sie hielt ihn für so schlecht als jenen, sie umgab ihn mit Argwohn; als Opfer der Rache wäre ihr sein Haupt kaum zu teuer gewesen, wenn nicht bereits sein erstes Erscheinen auf sie versöhnend und gewinnend gewirkt hatte.

Er hatte ihr Rachegefühl mit Mitleid versetzt; dafür suchte sie ihm zu grollen, ihn geringschätzig zu behandeln. Aber seine Arglosigkeit, sein edles, zartes, zufriedenes Wesen entwaffnete sie.

Nicht nur das, sie sagte sich, daß sie unschön an ihm gehandelt habe, und das wollte sie ihn durch Teilnahme und Eifer für sein Wohl entgelten lassen.

Als er krank wurde, war ihre Sorge eine aufrichtige, und seine Unbeholfenheit rührte sie. Um ihn aufs Land begleiten zu können, überredete sie sich und die Ihrigen, daß sie noch ein Recht auf ihn habe.

An seiner Seite lernte sie Friedrich verschmerzen und die erste Herzensverwirrung unbefangen beurteilen; sie gewann ihre Heiterkeit wieder, sie hatte eine Thätigkeit, eine Aufgabe, darin sie ein Genüge fand; sie fühlte, daß sie einem braven, tüchtigen Manne etwas sei.

Ob sie ihn liebe, ob er sie wieder liebe, diese Frage hatte sie sich noch nicht gestellt; aber sie waltete an seiner Seite in der stillschweigenden Voraussetzung, daß es nicht anders werden sollte. Gesunde, schöne Naturen wirken aufeinander, noch eh' sie sich's bewußt werden.

Und nun?

Als Heinrich zur gewöhnlichen Stunde nicht zum Vorschein kam, als es noch immer ruhig blieb in seiner Stube, als Giulia endlich eingetreten war und das Geräte ohne den Meister, die Habe ohne den Herrn fand, da stand sie wie erstarrt; ihr war, als öffne sich ein dunkler Abgrund vor ihren Augen, als erfasse sie der Schwindel, um sie hinab zu stürzen.

„Auch er?“ stöhnte sie, und herb und schmerzhaft zuckte es um ihre Lippen.

„O, Madonna, sind sie denn alle falsch?“ schrie sie auf und schlug die Hände zusammen und blickte empor mit dem Ausdrucke maßlosen, bittersten Erstaunens.

Nicht Wut, nicht Zorn befiel sie; ihre Augen brannten, aber keine Thräne entrang sich ihnen. Ihre Füße zitterten; sie ließ sich nieder, sie griff sich an die Stirn, aber sie konnt' es nicht fassen.

Ihr that's so weh im Herzen, so weh; sie hätte sich's am liebsten herausreißen mögen.

„Ist's denn möglich?“ fragte sie sich und wollte denken, aber sie hatte keine Gedanken.

Sie stand auf und musterte mit verlornen Blicken Heinrichs Sachen.

Sie kamen ihr alle fremd vor; die schönen Bäume, die er aufgenommen, sie kannte sie nicht wieder, und das Licht, welches so golden durch die Zweige brach, deuchte ihr bleich und traurig. Jetzt horchte sie auf, und eilig, als fürchte sie überrascht und beschämt zu werden, brachte sie die Sachen wieder, wie sie meinte, in die alte Ordnung; sie schloß sachte die Thür und trat wie erwartend vors Haus.

Die Luft wehte ihr frisch entgegen und sie fühlte kalte Schweißtropfen auf der Stirn. Aber die Sonne that ihren Augen weh.

Bescheiden, gesenkten Hauptes ging sie in die Stube der Matrone und setzte sich still in den

dunkelſten Winkel. Er konnte ja von einem Morgenſpaziergange zurückkommen und ſollte nicht merken, wie bange ſie ihn erwartet habe.

Sie nahm das Strickzeug. Es entglitt ihren unthätigen Händen und fiel ihr in den Schoß; doch ſie gewahrt' es nicht.

Über eine Weile machte ſie ſich über das Körbchen her, aber ebenſo plötzlich hielt ſie wieder inne, als ob ſie ſich erſt fragen wollte:

„Was lege ich wohl heute dem Freunde zurecht und wohin bringe ich es ihm?"

Die alte Frau hatte lange dem Gebahren Giulias voll Mitleid und Schonung zugeſehen.

Jetzt trat ſie auf das Mädchen zu, ſchloß die Erſchrockene in ihre Arme, zog ſie zu ſich auf einen Stuhl nieder und begann mütterlich ſanft:

„Giulietta, figlia mia, ich weiß, wie es dir ums Herz iſt, und verdenk' es dir nicht. Bin auch einmal jung geweſen, und da machen einem Herz und Augen viel zu ſchaffen. Wollte Gott, die armen Dingerchen von Mädchen hätten es immer mit ſo braven jungen Männern zu thun, wie Sor Enrico einer iſt! Ich ſelber könnt' ihm nicht anders als gut ſein, und mir ſind doch viele Menſchen untergekommen . . . Warum denn gleich ſo kleinmütig, Närrchen? Du wirſt ihn wiederſehen, das iſt die geringſte Sorge. Er ging mit leeren Taſchen nach Rom und kehrt mit vollen zurück. Hätteſt dir's ſelber denken

können, du weißt ja, wo ihn der Schuh drückte. Aber so ist das junge Volk. Wenn das Herz wächst, geht der Verstand durch. Das Herz ist mit seinem Vertrauen ein Verschwender oder ein Geizhals — beides am unrechten Fleck. Ich hörte ihn, wie er sich anzog, wie er leise die Thür öffnete, wie er sich davon schlich; es kam ihm schwer genug an, dem guten Jungen. Unsereins schläft wenig, dafür kommt es aber auch mit den Gedanken weiter.

„Also, daß ich dir's sage, das ist die geringste Sorge. Du wirst ihn wiedersehen. Was aber dann, mein liebes Kind? Er ist nicht mehr leidend, er kennt Weg und Steg; wirst du ihm auch dann noch das Essen zutragen, warten bis er die Arbeit beendet, und durch Busch und Wald mit ihm heimkehren?

Das ist kein Vorwurf, mein Engel. Du bist ein braves, standhaftes Mädchen, ich weiß es. Du thatest es aus gutem Herzen und die Madonna wird es dir lohnen. Aber wie das Sprichwort sagt: Wer viel mit Fremden verkehrt, verliert daheim den Markt!

Du weißt doch nicht, wer dir beschieden ist. Du bist schön, bist gut und brav und wirst glücklich werden. Aber durch wen? Das weiß Gott und die Madonna. Das Mädchen muß sich wahren und harren, bis der Rechte kommt. Enrico wird wissen, was er zu thun hat. Wenn er nun aber käme und sagte: Ich dank' Euch für alles

Liebe und Gute, es sei Euch droben gut geschrieben; aber ich sehe, daß es so nicht länger gut thäte, und will der Sache ein ehrliches Ende machen — was thäte dann wohl meine liebe Giulietta? Sie würde stark und verständig sein, das weiß ich . . ."

So sprach die Matrone.

Es klang nicht durchweg wie eitel Trost, aber es brachte Giulia auf richtige Gedanken.

Sie sah nun nicht mehr lediglich Lug und Trug in der Welt und sich ohne Halt darin. Ihr ahnte von einem Scheiden durch Notwendigkeit und ohne Schuld, und von schmerzlindernden Thränen flossen ihre Augen über.

Dann trocknete sie sich die Wangen, küßte die alte Frau und sagte, sie wolle zur Madonna di Galloro hinaus.

Die Matrone nickte liebreich und zufrieden.

Und so wanderte Giulia, in sich gekehrt, zum Kirchlein auf dem grünen Bühl. Vor dem Altare warf sie sich auf die Kniee, ihr Herz war so voll — voll Hoffnung und Zweifel, voll Verlangen und Entsagung. Um was sollte sie flehen, um Glück oder Ruhe?

Sie betete mit den Augen, die bald glänzten, bald sich trübten, mit Seufzern aus des Herzen Tiefen; ihre Lippen bewegten sich wenig.

Sie stellte ihre Sache ganz der Madonna anheim. Die heilige Einsamkeit that ihr wohl, gefaßter und mutiger trat sie wieder ins Freie.

Smaragden glänzte der Bühl, die Sonne auf ihrem Niedergange verklärte die ſtille Höhe.

Giulia ſagte ſich, wenn Enrico wiederkehre, ſo müſſe er wohl ſchon nahe ſein, und wenn er ankäme, könne er gewiß am Felſenpfad nicht vorüber, ohne einen Blick emporzuwerfen. Dort wolle ſie ihn erwarten, aber ihm keinen weiteren Schritt entgegenthun; erlaufen laſſe ſich das Glück ja doch nicht.

So ſteht denn Giulia hoch auf dem Felſenkegel Ariccias, da wo der Fußſteig ſich ins Thal zu ſchlängeln beginnt.

Die ganze Campagna ſeewärts lag offen da; ein wunderſames Farbenſpiel zog darüber hin, erſt in anſchwellenden helleren Tönen, dann allmählich verklingend und verſchwimmend, bis, ein Goldſaum, nur noch das ferne Meer aufleuchtete.

Giulia hatte heute kein Auge für dieſe Herrlichkeit; ihr Blick war auf die Lichtung des Wäldchens gerichtet, das über die Straße immer dichtere Schatten breitete.

Aber je mehr es dunkelte, deſto lichter hob ſich von den düſteren Häuſern im Hintergrunde die Geſtalt des hoffenden, harrenden Mädchens ab.

Wo weilt der Erſehnte?

Heinrich war nach der beſchwerlichen Wanderung zunächſt bei Adolph eingefallen und nahm deſſen Bürſte, Waſchbecken und Handtuch in Anſpruch. Statt weitläufiger Erörterungen ließ er den Freund

einen Blick in das erhaltene Schreiben thun. Letzteres berief ihn in den Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol. Dort hatte er eine Unterredung mit dem Gesandten seiner Heimat, worauf ihm in dessen Kanzlei eine runde Summe Geldes und ein ehrenvoller Auftrag eingehändigt wurden. Im „Gallinaccio“ sah Heinrich manchen seiner Freunde, im Café Greco las er die jüngsten Nummern der Augsburger Allgemeinen, in der Via Sistina begrüßte er seine Hausleute, welche über sein Aussehen sehr erfreut waren, und gönnte sich ein Stündchen Rast.

Kaum fühlte er sich wieder munter, so trat er in eines Goldschmieds Laden in der Via Condotti.

Daselbst wählte er sich ein feines goldenes Kettlein aus, daran ein Kreuz hing. Dieses war eine saubere Mosaikarbeit in goldener Fassung. In der Kreuzung der Balken standen die drei Buchstaben A E J; aus der Höhe und von den Seiten blickten und lächelten drei Engelsköpfchen auf diese Zeichen. Der Maler steckte den schönen Kauf zu sich wie ein süßes Geheimnis, dann mietete er sich, ohne viel zu feilschen, einen Zweispänner, und gab ihm die Weisung:

„Um eine bona mano ist's mir nicht zu thun — frisch zu, nach Ariccia!“

Er dünkte sich heute reich; wie schwer waren ihm die Tage und Wochen geworden, da Giulia und die gute Alte den Tagesbedarf für ihn

bestritten und dabei thaten, als merkten sie nicht einmal seine Geldverlegenheit!

Aber wie langwierig kam ihm die Fahrt vor! Er hatte kein Auge für die seltsamen Mauerreste von Grabdenkmälern zur Rechten und Linken! Seine Gedanken schweiften voraus, sein Herz pochte fieberhaft vor Ungeduld. Es dunkelte bereits, als das Gefährt Albano erreichte; als es ins Gehölz einbog, lagerten sich schon Nachtschatten über den Weg. Er naht der Schlucht, er naht dem Felsenpfad, er wirft vom offenen Wagen einen Blick empor, und freudig bewegt ruft er aus:

„Sie ist's!"

„Enrico!" ruft es ihm nicht minder freudig von der Höhe entgegen.

Giulia hat den Ankömmling erkannt, sie eilt, eine Lichtgestalt, auf nachtdunklem, fährlichem Steige zu ihm nieder.

Heinrich hat den Kutscher entlassen, er steht in der Tiefe und schaut schreckerstarrt des Mädchens kühne Wanderung.

„Piano, um des Himmels Willen!" Und Halt und Rettung bietend breitet er seine Arme aus.

Er fängt sie auf, er drückt sie an seine Brust, Giulia, die leuchtende Elfe im Dunkel der Nacht, in der Tiefe der Schlucht.

Aber sie hat sich ihm entwunden, sie steht hoch aufgerichtet vor ihm und sagt in zärtlich vorwurfsvollem Tone:

„Enrico, wie konntet Ihr uns das thun!“

Auf ihren Wangen glänzten Thränen, aber ihre Augen lachten.

„Verzeiht, Giulia,“ erwiderte Heinrich herzlich; „wie aber konntet Ihr Euch in diesen nächtlichen Abgrund stürzen und mich in solche Angst versetzen?“

„Ich kenne jeden Stein,“ sagte das Mädchen, die Sache leicht nehmend; „aber laßt uns zur Base gehen,“ fügte sie ernster hinzu.

„Nur noch einen Augenblick!“ bat Heinrich. „Nehmt diese Kleinigkeit als versöhnende Erinnerung an diesen bösen Tag.“

Giulia konnte Kette und Kreuzlein nicht zurückweisen, sie mußte es sogar geschehen lassen, daß der Freund selbst ihr das glückliche Gold um den schönen Hals legte. Wie zitterten seine Hände, als beim Zudrücken der Schließe der eine und der andere Finger mit dem vollen Nacken in Berührung kam!

Heinrich blickte auf die herrliche Büste nieder; da lag das Kreuzlein, weiß gebettet, und hob und senkte sich ... er konnte sich nicht enthalten, einen feurigen Kuß darauf zu drücken.

„Es galt dem Kreuz“, sagte er entschuldigend, und glaubte doch selbst nicht daran.

Giulia erschauderte.

Abwehrend streckte sie die Hände von sich, streng und flehend zugleich mahnte sie:

„Laßt uns nach Hause gehen.“

Und sie gaben einander die Hand, schlenkerten mit den vereinigten Armen, wie fröhliche Kinder, blickten sich selig an, sprachen wenig und hüpften nach Hause, jedes mit einem Himmel in der Brust. —

Der Süden gestattet kein langes Zwielicht der Gefühle.

Am Tage nach dem erzählten Wiederfinden trat Giulia in Heinrichs Stube. Sie sah reisefertig aus und sprach fest und ergeben:

„Ich komme, um Euch Addio zu sagen. Ich muß fort, Coppo kommt mir auf halbem Wege entgegen, ich hab' ihm heute früh durch den Vetturin Nachricht zukommen lassen.

„Was soll das? Was ist Euch, Giulia? Wie seht Ihr aus?" rief Heinrich erschreckt.

„Redet nicht so, Enrico; sprecht hart zu mir, fällt's mir doch ohnehin so schwer . . ."

„Aber süßes, gutes Mädchen, wer will, wer darf dich mir entreißen?"

„Es ist besser so. Zum zweitenmale . . ."

Sie vollendete den Satz nicht, sondern fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Ich ertrüg' es nicht, bei Gott, lieber ins Kloster! Damals ging's ins Blut, jetzt würde es mir mit eisiger Hand in die Seele greifen."

Heinrich zog das Mädchen an sich, sah ihm mit treuen, warmen Blicken in die Augen und sagte:

„Wie wär's, Giulia, wenn wir Coppo einfach

kommen ließen und ihm dafür, daß er sich müde gelaufen, eine hübsche Überraschung bereiteten?"

„Wie meint Ihr das?"

„Müßte der gute Junge doch Augen machen, wenn er neben seiner Schwester einen Schwager fände!"

„Enrico?!"

„So müßt' er heißen, jedenfalls."

„So bist du mir denn wirklich gut?" jubelte das Mädchen auf.

„Von ganzem Herzen, Giulia, meine Giulia! Wie konntest du noch daran zweifeln?" — —

Herzlichen Anteil an dem Glücke seines Freundes nahm Adolph.

„Das giebt ein prächtiges Paar," schwatzte er; evviva, Liebe und Schönheit sterben nicht aus!

„Jetzt wirst du doch endlich auch Ernst machen," schrieb ihm Heinrich, „nachdem es selbst ein so Unschlüssiger wie ich fertig gebracht hat."

Adolph antwortete:

„Ja, wenn ich meine Jugend nicht versäumt, verloren hätte! Aber in eine morsche Bretterhütte nimmt man keine hymenäische Fackel mehr — höchstens ein verschämtes Nachtlämpchen."

Marco bekam eine Festtafel zu rüsten und Ganymed rechnete auf ein nettes Trinkgeld; als findiger Mitverschworener der schönen Braut war er sich seiner Verdienste bewußt.

Am Hochzeitstage selbst ließ Friedrich durch

einen Freund und Landsmann der Braut ein niedliches Andenken überreichen. Dasſelbe ſollte ſühnen, was er durch unbeſonnene Liebelei verſchuldet.

Giulia wies aber das Geſchenk ſanft zurück und ſagte mit einem Blick voller Seligkeit und Hingabe auf Heinrich:

„Ich habe ſeiner vergeſſen.“

Das klang nicht verletzend für den Fernen, ſondern deutete nur ein Glück, ein Genüge an, darein einſtige Bitternis nicht einmal mehr einen Schatten zu werfen vermochte.

Coppo trank auf das Wohl Adolphs, des deutſchen Meiſters, der den Italienern was aufzugeben verſtehe.

Das Aloeblatt.

„Und so", — schrieb Signor Baldassare weiter — „halte ich die Zeit für gekommen, daran zu denken, wie sich das teure Vermächtnis unseres unvergeßlichen Freundes zum Glücke der jungen Leute und zu unserer Freude verwirklichen lasse. Diese unsere Genugthuung ist dann wohl die einzige Entschädigung für den unvermeidlichen Verzicht, zu welchem sich die Eltern verstehen müssen, wenn sie die Kinder von sich abtrennen, indem sie ihnen einen Hausstand gründen.

Der Selige wünscht es ausdrücklich, und es ist auch nur recht und billig, daß wir die Kinder denselben Weg betreten lassen, auf welchem wir einst — freilich hätt' es länger währen können! — selber glücklich geworden sind.

Unser Wunsch muß noch hinter der zu erforschenden wahren Neigung Ihrer Adelina und meines Renzo zurückstehen.

Diese Neigung zu erforschen, das soll mit Ihrer gütigen Erlaubnis zunächst meine Sorge

sein. Ich habe einen Einfall, der, wie ich mir schmeichle, nicht übel und zugleich ganz unschuldig ist. Danach ließe sich zwischen den beiden jungen Herzen leicht eine Mauer errichten, welche, wenn sie nichts für einander fühlen, vollkommen ihre Schuldigkeit thut, aber viel zu niedrig ist, als daß aufkeimender Liebe nicht der Gedanke und Mut kommen sollte, erst über dieselbe heimlicher Weise zu schielen und schließlich wohl gar sie zu durchbrechen, oder kecklich drüber zu setzen.

Sie sollen, verehrte Freundin, mit mir Zeuge dieses rührenden Schauspiels sein, das ganz danach angethan ist, uns an die glückliche Wagnis unserer eigenen Jugend zu erinnern. Daher dürfen Sie die Einladung, mit mir die geräumige Villa zu teilen, nicht ablehnen.

Noch halte ich mit meinem Plan etwas zurück, nicht um Sie danach lüstern zu machen, sondern weil er gar zu einfältig ist, als daß Sie ihn nicht schon durchschaut haben sollten. Wie ich Sie kenne, werden Sie aber, um meinem alten Kopf ein Kompliment zu machen, gleichwohl überrascht thun über die Art und Weise, wie ich Ihnen oder vielmehr Ihrem Töchterlein meinen Jungen vorstellen werde. Ein Wort über den Namen hinaus und die Probeschranke ist gezogen. Ohnehin glaube ich in eitler Geschwätzigkeit schon zu viel gesagt zu haben." —

Baldassare hatte bereits, während er dieses schrieb, behaglich gelächelt. Nun hielt er länger

inne und drängte sich selbst: „Nur noch eine artige Wendung, dann mag der Brandbrief abgehen und der Zünder an die jungen Herzen gelegt werden.“ Und er setzte von Neuem an:

„Sollten Ihre Adelina und mein Renzo, was Gott verhüte, für einander kein Verständnis haben, dann freilich bliebe mir, um dem Wunsche Ihres Seligen halbwegs gerecht zu werden, nichts anderes übrig, als jenen Schritt und Fußfall zu erneuern, welcher geeignet wäre, die beiden spröden Herzen trotzdem zu unseren Kindern zu machen, — selbst auf die Gefahr hin, daß alle Welt sagte: Der alte Baldassare hat wiederholt um die Hand der schönen Witwe Marcucci geworben, ist aber abgewiesen worden; dem Gecken mit dem Zipperlein ist recht geschehen.“

Er schloß auf die herkömmliche Weise und rieb sich befriedigt die Hände mit den rundlichen Fingern. Einen so umfangreichen Brief hatte er schon lange nicht geschrieben. Begnügte er sich doch in der letzteren Zeit sogar mit der einfachen Namensfertigung unter den regelmäßigen Konsulatsberichten.

Der angesehene Livorneser Kaufherr und Konsul Baldassare hatte aber auch seit Jahren nicht so viel Muße, als er nun genoß, seitdem er die Villa Cesarini in Frascati bezogen. Er hatte es über sich gewonnen, den Geschäften den Rücken zu kehren, um über einem Lieblingsgedanken brüten zu können, dessen Gelingen ihm um so

wahrscheinlicher vorkam, je öfter sein wohlgefälliger Blick den einzigen Sohn und Erben Renzo belauschte.

Die treueste Freundschaft sowie ununterbrochener Geschäftsverkehr hatten ihn mit dem römischen Bankier Marcucci verbunden. Sie hatten zusammen die Lehrzeit durchgemacht und sich die ersten Sporen verdient; sie arbeiteten sodann einer mit dem Gewinn des andern, sie bestanden Krisen, indem sie einander rechtzeitig beisprangen; sie hatten einander zum Vertrauten und Förderer in Liebesnöten und gelangten wie im Wetteifer zu Reichtum und Ansehen.

Marcucci starb und hinterließ eine Tochter; Baldassare verlor seine Gattin, die ihm einen Sohn geboren. Es war des sterbenden Freundes ausdrücklicher und des überlebenden stillschweigender Wunsch, daß Renzo und Adelina ein Paar werden sollten, wenn anders die Gesinnungen der Eltern sich in den Neigungen der Kinder forterben würden.

Die Witwe Marcucci hing zu sehr an dem Andenken ihres Seligen, als daß ihr dessen Wunsch nicht heilig geblieben sein sollte, aber sie konnte sich nur schwer in den Gedanken finden, ihre Tochter zu missen, und mochte sich nicht gern gestehen, daß dieselbe bereits das kindliche Alter überschritten.

Es kam daher dem Freunde zu, an das ungeschriebene Vermächtnis des Geschiedenen zu

erinnern, und er that es um so lieber, als Renzo der Schule und Lehre bereits entwachsen war, und als er ihn, eh' er ihn auf ein Jährchen in die weite Welt schickte, gern mit einem das Herz wahrenden Talisman versehen hätte. Was der Vater hatte entbehren müssen, sollte dem Sohne werden: junge Liebe.

Die Kinder, welche für einander bestimmt waren, hatten sich noch niemals gesehen. Um die Gemächlichkeit der Signora Marcucci zu schonen, hatte Baldassare Frascati zum Stelldichein, zum Schauplatz der ersten Begegnung gewählt und daselbst für die Sommerfrische eine der reizendsten Villen gemietet, die zudem, weil die nächste an der Eisenbahn, an der Porta Romana und am Domplatz, bequemer als jede andere gelegen war.

Baldassare betrieb die Angelegenheit mit jener ihm eigenen wohlwollenden Rührigkeit, welcher des Fremden Vorteil kaum minder als seinen eignen ins Auge faßte. Er war ein liebenswürdiger Egoist. Er versagte sich keinen der feineren Genüsse, liebte aber auch Gäste, um sie mit ihnen zu teilen. Gesellschaft war ihm ein Bedürfnis, aber er wußte die Kosten der Unterhaltung, wenn nötig, auch ganz allein zu tragen. Er sah gern heitere Gesichter um sich, dafür strahlte aber auch sein eigenes fast immer nur Sonnenschein. Sein Koch war eine Hauptanziehungskraft seines Hauswesens, er wußte und fand

es ganz natürlich. Auf seinen Wangen blühte eine zweite Jugend, welche um so frischer erschien, als sie des Schnees auf seinem Scheitel spottete. Sein bartloser Mund verriet Feinschmeckerei und Laune. Das vorlaute Bäuchlein stand ihm gut, zumal es der Behendigkeit der Beine wenig Eintrag that, und das Zipperlein plagte ihn nicht so sehr, daß er sich nicht gern selbst darüber lustig gemacht hätte.

Sein Renzo war ein stiller, ernster Jüngling. Völlig anders sich entwickelnd als der Vater, war er nicht nur in Farbe und schlankem Bau, sondern auch in ruhiger Anschauung und tieferem Gefühl der Mutter nachgeraten. Vater und Sohn bildeten Gegensätze, aber nicht ausschließender, sondern ergänzender Art; der eine hatte für die Natur des andern nicht nur Verständnis und Duldung, sondern auch ein gewisses Verlangen danach. Was der Alte mit Glück und Wagnis erworben, das sah er mit Beruhigung der klaren und verständigen Weise des Sohnes überantwortet. Dagegen bewunderte dieser die glänzenden geselligen Tugenden des Vaters und vertraute ihnen in freiwilliger Unterordnung. Wenn daher Baldassare in letzter Zeit häufige Anspielungen machte, welche Renzos entscheidende Herzensangelegenheiten betrafen, so begegnete er nicht nur keinem Widerspruch, sondern dankbarer Empfänglichkeit. —

Als die Witwe Marcucci in ihrem Palazzo auf der Piazza di S. Luigi Baldassares Schreiben

gelesen, rief sie lachend aus: „Der alte Schäfer! Er kann sein Possenspiel nicht lassen. Was er nur wieder mit den Kindern vorhaben mag?“

Darauf aber nahm die Donna eine bescheidene Prise und fuhr in ihrer behäbigen Weise fort: „Im Grunde genommen hat er Recht. Wenn sie sich einst haben sollen, so müssen sie sich erst sehen, und sind sie einige Tage beisammen, so läßt es sich über ihre Neigungen immerhin ins Klare kommen. Allerdings hätt' es damit noch keine Eile; Adelina wurde im Mai vierzehn Jahre alt — wie die Zeit vergeht! — und Baldassare hat fünf Jahre vor meinem Seligen geheiratet. Doch es braucht ja auch nicht gleich Hochzeit gemacht zu werden. Wir haben uns über sechs Jahre früher gekannt. Wie mußte sich der arme Mann emporarbeiten, bis meine Eltern nachgaben! Aber es war doch eine schöne Zeit!“

Und wie in Erinnerungen versunken hielt sie inne; es verbreitete sich ein eigentümlicher Glanz über ihre ruhigen Züge von noch jugendlicher Frische, welche aber des scharf geprägten Stempels römischer Frauenschönheit trotz anwachsender Fülle doch nicht entbehrten.

Wieder nach ihrem schmucken Döschen mit dem Bildnis des Papstes langend, seufzte sie leise: „Ja, ja, heutzutage muß alles schneller gehen. Renzo soll übrigens ganz seiner Mutter gleichen, während Adelina alles Zähe vom Vater hat. Gott hab' ihn selig! Wir verstanden uns doch ganz

gut, und die jungen Leute können von Glück ſagen, wenn ſie nicht ſchlechter fahren."

Und ſich ſelbſt verbeſſernd, fügte ſie hinzu: „Als ob es auch ſchon ausgemacht wäre."

Das Döschen in der Hand der Donna iſt charakteriſtiſch für eine zahlreiche Klaſſe römiſcher Frauen. Es bezeichnet im allgemeinen die Entſagenden, — Frauen, die, obgleich unglücklich verheiratet, nach keinem Freund ausſpähen, oder, verwitwet, nach keiner neuen Ehe Verlangen tragen, oder als Mütter ſich für ihre Kinder opfern, oder überhaupt vor den Jahren ſich eines gezähmten Blutes erfreuen. Meiſt ſind ſie auch fromm, dieſe Frauen, und laſſen ſich in nonnenhaftem Bußkleide häufiger als in feſtlichem Putze ſehen; oft auch wohlthätig, haben ſie eine Klientel von Hausarmen und Schützlingen. Eins aber iſt ſicher: das Döschen vermittelt einen innigeren Pakt mit der ſchnupfenden Kleriſei und iſt ein untrügliches Anzeichen rechtgläubiger politiſcher Geſinnung und treuer Anhänglichkeit an die Prieſterherrſchaft.

Trotz ihrer noch jungen dreißig und etlichen Jahre war die Witwe Marcucci in hervorragendem Grade ſchon alles das, was man einer ſchnupfenden Römerin nachrühmen kann, ohne aber den heiteren Weltſinn völlig eingebüßt zu haben. Sie trug ihre ſtrotzenden Formen mit Würde und wußte Baldaſſares verſtändige Gaſtfreundſchaft zu ſchätzen.

Sobald Adelina vom Ausfluge nach Frascati hörte, fiel ſie der Mutter liebkoſend um den

Hals. Sie war ein lebhaftes Mädchen und sehnte sich nach Bewegung und Abwechslung. Das schöne, feine Ebenmaß der Züge hatte sie mit vielen Altersgenossinnen gemein, aber das große dunkle Auge, auf dessen Weiß sogar ein leiser Schatten bemerkbar war, übte einen eigentümlichen Zauber aus. Es konnte ruhig fragend und lauschend in die Welt blicken, verriet aber auch zu Zeiten eine Schar eigenwilliger Geister in noch ungemessener Tiefe. Ungleich der blonden Mutter, hatte sie prächtiges schwarzes Haar von blauem Tiefglanze. Ihre Hautfarbe glich heller Bronze, gedämpft durch einen Anhauch von Olivengrün. Wenn Korallen sich um ihren Hals schlangen, leuchtete dies warme Inkarnat, als sollte ihm weder die bräunende Sonne, noch der bleichende Mond etwas anhaben können. Wenn aber Blut in diese, dem reinsten Oval sich schmiegenden Wangen schoß, dann verriet es sich als dunkles, glühendes Purpurnaß.

Adelina kannte den lustigen „Onkel" Baldassare. Sie erinnerte sich all der Scherze, die er, wenn er auf Besuch nach Rom kam, mit ihr getrieben, und gedachte ihm dieselben nun vorzuhalten und mit manchem Schabernack heimzuzahlen. Von derlei Erinnerungen und Plänen schwatzte sie auf dem ganzen Wege nach dem von Oliven und Reben umgebenen villenreichen Bergstädtchen. Und ihre Munterkeit konnte sich um so ungestörter gehen lassen, als die Mutter den

bequemen Reisewagen der, was die Stunde der Abfahrt und der Ankunft anbelangt, ziemlich willkürlichen Flügelbahn vorgezogen hatte. Die weite Campagna aber lauschte dem fröhlichen Geplauder eines glücklichen Menschenkindes nicht anders als der jubilierenden Lerche hoch in den Lüften.

Und die Mutter? Sie sprach wenig, horchte aber mit heimlichem Vergnügen auf das unschuldige Zünglein der Tochter. Gewiß, sie bleibt mir noch, dachte sie bei sich, ich werde sie noch ein, zwei Jahre haben: noch streben ihre Gedanken nicht mit unbewußter Sehnsucht aus dem engen Kreise hinaus, sie ist noch ein Kind, mein Kind.

O heiliger, rührender Egoismus des Mutterherzens.

Die Pferde verkürzten die Schritte, auf weit ausholender, gewundener Straße ging es bergan. Angesichts der ersten Häuser des Städtchens bog der Wagen nach rechts. Das eiserne Gitterthor des Parks stand offen. Diener mit heiteren Gesichtern grüßten ehrerbietig, doch ohne kriechende Katzenbuckelei, zum offenen Wagen hinein, der über den Kiesweg zur Freitreppe des ländlichen Palastes flog.

Hier harrten der Konsul Baldassare und sein Sohn Renzo. Ersterer eilte an den Wagenschlag, half seiner Freundin sachte heraus und streckte dann seine Arme vor, wie um Adelina an der Taille zu fassen und sie vom Trittbrett herabzuschwingen.

Aber das Mädchen litt es nicht. Sie ergriff nur leise seine Linke und stieg vorsichtig wie eine Dame ab.

Warum schmetterte sie nicht, wie sie sich's vorgenommen, dem lustigen Onkel eine Schelmerei ins Gesicht?

Weil der Onkel heute ein so feierliches Gesicht machte und weil sein „Willkommen!" aber auch gar nicht lustig klang.

Und dann hatte sie an seiner Seite den fremden, ernsten jungen Mann bemerkt und mußte vom Abstieg aus, über die Schulter des Onkels hinweg, unwillkürlich wieder zu ihm hinüberblicken.

Und Onkel Baldassare gestaltete die Begrüßung in der That etwas umständlich. Er faßte, sowie man die Schwelle hinter sich hatte, seinen Sohn an der Hand, führte ihn einen Schritt vor und sprach, zu Adelina gewendet, mit fast stolzem Nachdrucke: „Mein Sohn Renzo, Bräutigam."

Ein pfiffiger Seitenblick streifte das Gesicht seiner Freundin.

Signora Marcucci verzog den Mund zu einem säuerlichen Lächeln und aus ihrem Auge blitzte rasches Verständnis.

Von diesem verräterischen Vorgange ahnten aber die jungen Leute nichts; es hatte ja eins dem andern sein untadeliges Kompliment zu machen.

Kaum war dieses vollbracht, so trat Signora Marcucci mit Würde vor und sprach zu Renzo gewendet:

„Adelina, meine Tochter, Braut."

Die jungen Leute erneuten ihre Komplimente und sahen einander so überrascht und befremdet an, daß das eine wie das andere das übliche „Ich gratuliere“ vergaß.

Doch ja, Renzo holte es nach.

Lebhaft kehrte sich das Mädchen gegen die Mutter mit einem verwundert fragenden Blicke, mit einem „Aber!“ auf den Lippen.

Doch der gemessene Ernst auf ihrem Antlitz, das Steife und Beengende des ganzen Auftrittes machte sie verstummen.

Und als wäre des Guten nicht schon genug geschehen, begann Baldassare in der ungewohnten Weise aufs neue:

„Wenn es Ihnen, verehrte Freundin, und Ihnen, Fräulein Adelina, gefällt, möchte ich mir erlauben, Sie in Ihr Appartamento zu begleiten und Sie jener Bequemlichkeit zu überantworten, welche Ihnen nach der immerhin langen Fahrt nicht unerwünscht sein dürfte.“

Damit reichte er der Witwe mit gespreizter Förmlichkeit den Arm und setzte den Fuß auf die erste Stufe der Marmortreppe.

Renzo blieb zurück.

Adelina folgte zwar, aber der Widerspruchsgeist regte sich in ihr. Wagte sie auch nicht, den unerklärlichen Bann, den lästigen Zwang mit Ungestüm zu durchbrechen, so versuchte sie doch, die unleidlichen Fesseln zu lockern. Sie blieb hinter der Mama zurück, besah sich das Geländer

der Stiege, blickte ins Vestibül hinab, stieg dann wieder mehrere Stufen quer hinan und wollte zum mindesten unbefangen scheinen.

Da sich so das Mädchen trotzig fern hielt, flüsterte die Donna zu ihrem Begleiter: „Aber lieber Freund, Sie rauben den armen Kindern ja alle Ungezwungenheit."

Baldassare flüsterte zurück: „Täuschen wir uns nicht; wenn ich mich auf meine nicht geübten Augen verlassen darf, so haben beide aufgehört, Kinder zu sein."

„Aber Adelina?"

„Still, ich möchte mich nicht einmal auf meinen viel stilleren Jungen verlassen."

„Und ich will lachen, wenn Ihr Intrigamento zu Schanden wird."

„Wie? gefällt Ihnen mein Renzo nicht?"

„Birbante, wie können Sie es so deuten wollen?"

Die Alten waren oben angelangt. Adelina eilte ihnen nach, aber nicht, ohne noch einen Blick zurück gethan zu haben.

Sie sah Renzo mit jähem Kehrt vom Fuß der Treppe sich entfernen. Er hatte ihr nachgeblickt.

Sie errötete; geschah es aus Unwillen darüber, daß er sie bei diesem Heraufschlendern belauert hatte?

Baldassare öffnete seinen Gästen die ihnen zugedachten Gemächer und rühmte die Aussicht von

diesem Balkon, von jenen Fenstern. Er wies über die dämmerige Campagna nach der am fernen Horizont einsam aufstrebenden Peterskuppel, auf die weißen Cascatellen, welche in nächster Nähe plätscherten, auf den Hain immergrüner Eichen, der zum Lustwandeln einlud, auf schöne Gruppen von Pinien und Cypressen, auf die nahe Stadt mit ihren übereinander gestapelten Häusern.

So pries er, was rings die Natur an Reizen bot, verschwieg aber, was er selbst herbeigeschafft und angeordnet, um den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen und anheimelnd zu gestalten.

Und doch hatte er gerade in dieser Beziehung Geschmack mit pietätvollster Aufmerksamkeit gepaart. Es konnte kaum ein getreueres Abbild des Salons und der Lieblingszimmer der Donna Marcucci gedacht und herbei gezaubert werden. Sie sollte von ihrer häuslichen Bequemlichkeit nichts vermissen und alles an derselben Stelle wie daheim finden. So geschah es denn auch, daß, sowie sie eintrat, ihr Gesicht Überraschung und Wohlgefallen spiegelte. „Sie sind ein Hexenmeister," sagte sie lächelnd, und als sie auch noch das Bild des Seligen am gewohnten Platze bemerkte, drückte sie dem Konsul gerührt die Hand, hinzufügend: „und ein treuer Freund."

Wie um sein eigenes Gefühl zu verbergen, sah sich Baldassare nach der schmollenden Adelina um und fragte mit Vorwurf: „Und Sie, Fräu-

lein, haben für mich keinen Blick, kein freundliches Wort?“

„Schon wieder Fräulein! Du bist ein garstiger Onkel!“ lautete die Antwort; und dabei sah ihn das Mädchen mit einem so großen, zugleich zürnenden und flehenden Blick an, daß es um die künstliche Zurückhaltung des Onkels geschehen war und er hell auflachte.

„Na wart' nur, Schelmin,“ sagte er; „wir werden bald wieder gute Freunde sein. Aber dir wie damals, da du noch das kurze Röckchen trugst, die Stirn zu küssen, getrau' ich mir denn doch nicht mehr.“

„Wohl aber ich mir, dir den bösen Mund zu schließen.“ Und sie erhob sich und schlang ihre Arme um ihn.

Der Friede war hergestellt. Baldassare ließ Mutter und Tochter allein.

Kaum hatte sich aber die Thür hinter dem Onkel geschlossen, so fiel Adelina die Mutter an mit Vorwürfen, Liebkosungen, Thränen. Ihrer leidenschaftlichen Natur gemäß wurde sie erregter, je länger sie sprach, und an dem Verdachte, der ihr zuletzt aufstieß, hielt sie am hartnäckigsten fest.

„Aber, Mama,“ begann sie, „warum gabst du mich denn für eine Braut aus? Wie hab' ich mich geschämt vor Renzo, der mir's ganz gewiß ansah, daß ich etwas, wovon ich nichts verstand, vorstellen sollte. Gesteh', du und der böse Onkel

habt mich zum besten haben wollen. Das war recht garstig von dir. Wenn du wußtest, daß er mich wegen der langen Kleider aufziehen wollte, warum hast du mir's auf der Herfahrt nicht mit einer Silbe gesteckt? Ich wäre ihm die Antwort dann sicher nicht schuldig geblieben. An diesen Empfang werde ich denken, so lange ich lebe. Machte er doch ein Gesicht, als wenn ein Unglück geschehen wäre, so steif und trocken, daß mir angst und bange wurde. Und du mit ihm verschworen gegen deine Tochter. Grausame Mutter, das hätte ich von dir nicht erwartet. Diese Beschämung habe ich nicht verdient. Und wenn ich schon Braut sein soll, so nenne mir auch den Bräutigam. Du hattest den guten Vater zum Bräutigam und die Nonnen im Kloster haben den himmlischen Bräutigam, und ich? Soll ich die Luft umarmen, dem Wind süße Namen geben und vor dem heiligen Antonius die Kerze anzünden? Doch ich errate schon, wo es hinaus will. Du willst mich einem Manne geben, den ich nicht kenne, nicht liebe, den ich hasse, der mich unglücklich machen wird. Und damit ich, wenn's zum Ernst kommt, nicht mehr den Mut hätte, Nein zu sagen, sollen es die Leute früher als ich selber wissen, soll ich ins Gerede kommen . . . o ich Unglückliche!"

Obwohl an derartige Ausbrüche gewöhnt, geriet Signora Marcucci bei diesen Worten und Klagen ihrer Tochter doch in große Verlegenheit. Mehr als einmal dachte sie, während sie das

Mädchen zu beschwichtigen suchte, bei sich: „O, der verwünschte Einfall! Hätte ich doch zu diesem gottlosen Spaß nicht selbst auch mitgewirkt! Der sonst so kluge Baldassare, diesmal war er blind. Das hieß ja doch nichts anderes, als die guten Kinder mit Gewalt auf die Gedanken bringen, welche ihnen ohnehin zeitig genug kommen."

Und die liebevolle Mutter gedachte der süßen Hoffnungen, welche sich noch vor einer Stunde auf der Fahrt aus dem unschuldigen Geplauder Adelinas neu belebt hatten, und sah sich jetzt in die bittere Notwendigkeit versetzt, ihnen schnurgerade entgegen zu wirken. Sie mußte die Tochter über den ihr angedichteten Brautstand beruhigen, aber konnte sie es, ohne das unselige Spiel aufzudecken und dadurch die Sache nur noch zu verschlimmern, oder überhaupt, ohne dem Mädchen zu Gemüte führen zu müssen, daß es kein Kind mehr sei? Und doch hing der Mutter Glück und ausschließlicher Besitz gerade davon ab, daß Adelina möglichst lange in ihrer kindlichen, wunschlosen Unbefangenheit erhalten bliebe.

Die Mutter begann daher ernst und behutsam:

„Liebes Kind, bedenke, daß du nicht bloß die kurzen Kleider abgelegt hast, sondern, daß du auch zum erstenmale heute unter einem fremden Dache schlafen wirst. Du trittst in die Welt, in die Gesellschaft, denn du weißt, daß der Onkel Gäste liebt und vielleicht, obwohl gänzlich unbe-

gründeter Weiſe, auch uns ſchuldig zu ſein glaubt, ſolche einzuladen. Nun ſtelle dir lebhaft vor, welche Figur du vor ihnen machen würdeſt mit deinem ungebundenen Weſen, welches ich dir durchaus nicht zum Vorwurf mache, welches im Gegenteil dich zu Hauſe ſo gut gekleidet und in welchem dich zu meinem Troſte der liebe Gott noch lange erhalten möge, das aber nicht in die Geſellſchaft paßt. Wer an der Unterhaltung Erwachſener teilnehmen will, muß ihnen im Benehmen gleichen, und: Die Jungfrau halte ſich in der Geſellſchaft wie eine Braut! ſagt Mutter und Großmutter. Eine Braut genießt eben ein ganz anderes Anſehen in der Geſellſchaft als ein Kind; ſie muß ſich dasſelbe aber auch durch Würde und Zurückhaltung zu verdienen und zu wahren wiſſen. Nun frage dich ſelbſt, ob ich klüger und beſſer für dich und deine Geltung in dieſem Hauſe ſorgen konnte, als indem ich, ſobald ich erfuhr, daß Renzo verlobt iſt, dich als Braut einführte? Ich räumte dir mit dieſem einen Worte die gleichen geſellſchaftlichen Rechte ein, wollte dich jedoch auch an die entſprechenden Pflichten erinnern, dich nämlich zu halten wie eine Braut. Ich ſchmeichelte mir dabei allerdings, mein kluges Töchterchen würde mich ganz verſtehen."

Und das kluge Töchterlein ſuchte mit Küſſen den rügenden Mund zu verſchließen, aber die Mutter fuhr mit geringerer Selbſtbeherrſchung fort:

„Auf deine übrigen häßlichen Worte kann ich gar nicht antworten, — so weh haben sie mir gethan. Du solltest doch wissen, was du meinem Herzen bist. Es wird bluten, wenn du dich von ihm losreißest, um dem Manne zu folgen, den dir der Himmel zugedacht hat. Wie, mein Kind, solltest du ihn wirklich kaum mehr erwarten können?"

„Nein, nein, Mutter! Sei mir nur wieder gut! Gewiß, ich bin dein, will niemand anderem angehören, bin und bleibe deine sposa!" schmeichelte das Mädchen.

Aber die Rührung hielt nicht lange vor. Ehe sich's das beruhigte Mutterherz versehen konnte, lachte Adelina über einen neuen Einfall, und platzte mit der Bemerkung heraus:

„Mama, es wäre doch merkwürdig, wenn auch Renzo nur so ein sposo — ich meine nur des Anstands und der Gesellschaft wegen wäre."

Signora Marcucci riß die Augen auf und blickte mit gelindem Entsetzen auf ihr — kluges Töchterlein. Sie schüttelte ihr würdiges Haupt, als wollte sie bekennen: Die ist nicht lange mehr zu wahren und zu halten. Ein leiser Seufzer sollte vielleicht besagen: So möge es Gott und die Madonna zum besten wenden!

Einen Plan, den der schlaue Baldassare ausgeheckt und dem sie ihre Zustimmung gegeben, ohne weiteres einzugestehen, dagegen sträubte sich

wohl noch ihr Sinn. Sie versuchte Ehren halber die gefährdete Stellung zu verteidigen:

„Was sind das für närrische Gedanken," sagte sie, „Renzo ist um etliche Jahre älter als du; sein Vater ist ein umsichtiger Mann und gedenkt ihn nächstens auf Reisen zu schicken. Warum sollte er sich nicht schon nach einem Magnet umgethan haben, welcher das Herz des Sohnes an die teure Heimat fesselt, es vor Gefahren schützt und die Heimkehr beschleunigt? Übrigens haben wir kaum mehr anderhalb Stündchen bis zu Tische, und ich möchte, wenn mir's deine Grillen erlauben, doch zuvor noch ein bißchen ruhen."

Adelina wagte keine Widerrede mehr, sie kannte das Ruhebedürfnis der Mutter und begab sich leise ins anstoßende Gemach. Selbst auch zu ruhen, hatte sie keine Lust und keine Zeit. Es gingen ihr zu viele neue und widerstreitende Gedanken durch den Kopf.

Sie trat ans Fenster und blickte zerstreut ins Schattendunkel des Parks. Gleichwohl vermeinte sie von unten herauf Schritte zu hören. Sie beugte sich weiter vor und sah auf dem Kies Renzo langsam auf und nieder wandeln. Er las in einem Heft mit Abbildungen.

Ob er heraufspähen wird? Adelina hätte es nicht ungern vermerkt. Sollte sie ihn doch mit einem finstern Blick strafen für seine Unart an der Treppe.

Aber der schlanke Jüngling schien keine

Ahnung zu haben von diesem drohenden Strafgerichte und noch weniger gewillt zu sein, es durch eine wiederholte Neugierde herauszufordern. Er spähte nicht herauf.

Das schien aber dem Mädchen schon gar nicht recht zu sein. Sie wurde ungeduldig. Der Onkel hatte sie kurz gehalten, mit der Mutter hätte sie sich bald gezankt, nun schlief diese — das dumme Buch! Konnte er nicht auf den artigen Gedanken verfallen, sie zu seinem Rundgange einzuladen? Sie fühlte sich vernachlässigt, und Renzo spähte noch immer nicht herauf.

Hätte Adelina erst gewußt, in welcher Schrift er vertieft war! Er war mit den großartigen Abenteuern Jules Vernes auf der Reise nach dem Mond. Und darüber vergaß er seine neue Hausgenossin, den reizenden, munteren Gast auf der grünen, blühenden Erde — unverzeihlich!

Und hätte er nicht dort und anderswo Schatten gefunden? Warum muß er gerade vor ihrem Fenster auf und nieder gehen? Das thut er augenscheinlich, um sie zu ärgern. Und Adelina ärgerte sich, aber Renzo spähte doch nicht herauf.

Am liebsten hätte sie ihm ein neckendes Wort zugerufen, hätte dem langweiligen Menschen gesagt, daß sein Buch wohl sehr unterhaltend sein müsse, hätte ihn höflich ersucht, den Kies zu schonen, damit er nicht so knirsche, dieweil die Mutter schlafe. Und es kostete sie in der That nicht geringe Überwindung, das spitze Zünglein im

Zaume zu halten. Aber rechtzeitig erinnerte sie sich noch an die Ermahnung, sich wie eine Braut zu benehmen. „Wie eine Braut!“ murmelte sie und zog sich vom Fenster zurück.

Signora Marcucci hatte aus Adelinas Munde zu oft den Namen Renzo gehört, als daß sie sich bei Tische nicht hätte gelüsten lassen sollen, den jungen Mann ins Gebet zu nehmen. Sie ahnte in ihm denjenigen, der ihr über kurz oder lang das Herz der Tochter entfremden würde, und fühlte eine Art Eifersucht. Ihre Mutterliebe sah ihn für einen Gegner, einen gefährlichen Feind an.

Sie war gegen ihn aufgebracht.

Allerdings dachte sie viel zu edel und war von langer Hand her dem Jüngling zu sehr gewogen, als daß diese Voreingenommenheit hätte mehr sein können denn ein vorübergehender, nicht tief bohrender Ärger. Aber zur Stunde war er vorhanden und hätte es ihr zur Genugthuung gereicht, wenn sich Renzo auf großer Befangenheit, auf Unbehilflichkeiten in Wort und Gebärden, auf unreifen Gedanken oder dergleichen hätte betreten lassen. Dies um so mehr, als seine äußere Erscheinung einen vorteilhaften Eindruck nicht verfehlen konnte. Seine Gestalt war schlank, ohne schwächlich zu sein, seine Haltung bescheiden und sicher, seine Kleidung nett, ohne alles Auffällige und Geckenhafte der Mode.

Sein Gesicht war fein in den Verhältnissen, entbehrte aber keineswegs eines entschiedenen

Ausdruckes, der jedoch mehr einen geschulten Willen als Leidenschaftlichkeit verriet. Die noch blanke Stirn wölbte sich günstig, aber man mochte ihr mehr exaktes Denken als Schwung der Phantasie abmerken. Der Mund war zart beſäumt, aber das Kinn kräftig. Auch der erste Anflug dunklen Bartes zeigte kein Streben ins Buſchige und Maſſige.

Den angenehmen Eindruck dieſes geſchloſſenen Weſens, das von Glätte und Schroffheit gleich weit entfernt war, ergänzte der Blick des braunen Auges. Dieſer Blick war aufrichtig und warm, er bezeugte ein reiches, von der Mutter überkommenes Erbe: Gemüt.

Was alſo die Außenſeite anbelangt, konnte die Donna mit dem beſten Willen nichts auszuſetzen finden. Daher ließ ſie ſich's deſto angelegener ſein, auf den Buſch zu klopfen, um zu erforſchen, wie es mit Renzos geiſtigen Gaben und Vorzügen beſtellt ſei. Sie richtete an ihn verſchiedene Fragen nach ſeinen Studien, nach dem Zweck ſeiner bevorſtehenden Reiſe, nach ſeinen Bekanntſchaften, ſeinen Anſichten über dies und das; ſie ſpielte auf dieſe und jene Neigung der modernen Jugend an, ſorgte für verfängliche Wendungen, widerſprach ihm und ließ ſich hinwieder ſcheinbar von ihm belehren. Und dabei ſchlug ſie gegen ihre Natur einen vornehmen, nach Möglichkeit jedes Wohlwollen verleugnenden Ton an.

Gleichwohl erwies sich ihr prüfendes Verfahren bald als ein völlig verkehrtes. Hätte sie Renzo in die Lage versetzt, die Unterhaltung beginnen, den Stoff für dieselbe auffinden, seine eigene Persönlichkeit in den Vordergrund drängen und geltend machen zu müssen, so würde er die Probe kaum glänzend bestanden haben. Denn sein Wesen war mehr ein zurückhaltendes als wagendes, mehr auf Verteidigung bedacht, als für den Angriff geschickt, war mehr Feuerstein als Stahl. Aber befragt, angeregt, herausgefordert, stellte er vollkommen seinen Mann. Dabei kam ihm die fertige Gedankenarbeit, die gesammelte Kraft zu statten; dabei hatte er den Vorteil, daß der erhitzte Kopf nicht auf *seinen* Schultern saß.

Renzo antwortete mit Leichtigkeit, obwohl ohne die Gewandtheit eines Klopffechters, klar und bestimmt, artig, ohne Wohldienerei, und vor allem aufrichtig und wahr; Bekenntnisse wie: darüber habe er noch nie nachgedacht, das und jenes müsse ihn erst die Reise, das Leben lehren — ließen seine Bescheidenheit liebenswürdig, seine Jugend achtenswert erscheinen.

Adelina schenkte seinen Worten die größte Aufmerksamkeit. Ihr schönes Auge ruhte auf ihm und leuchtete freudig, wenn er mit einer längeren Auseinandersetzung eine glückliche Wirkung erzielt hatte.

Selbstvergessen nickte sie zu diesem oder jenem, das er sprach. Sie hatte, ohne es zu wissen,

im Vorhinein seine Partei ergriffen und war für ihn, war auf ihn stolz.

Papa Baldassare schmunzelte, und als er seine strenge Freundin halb verlegen, halb befriedigt sah, beugte er sich zu ihr hinüber und flüsterte leise:

„Zwar ein anderes Gewächs, aber ein tüchtiges, nicht wahr?"

Der Konsul schlug, nachdem er vom Mahle aufgestanden, seiner lieben Gesellschaft eine kleine Bewegung im Park vor. Es dunkelte bereits. Die gleichsam auf den Herzschlag des Menschen horchende Stille, der kühlende Lufthauch, der unaufdringliche Wechsel von mildem Lichte und unterscheidbarem Schatten lud in der That zu traulichem Lustwandeln ein. In den Wipfeln regte sich's nur leise, und die langgestreckten Silhouetten herrlicher Baumgruppen schwankten auf dem gebleichten Wiesengrunde.

Aber eine breitere Schattenmasse wurde vom Eichenhain gebildet, seltsam ausgefranzt an ihren Rändern und von wandelbaren Lichtflecken getigert.

Das Rauschen der Kaskatellen ließ sich wie der halblaute Traum von etwas geheimnisvoll Schlummerndem vernehmen, zum Lauschen reizend und die sachten Schritte anlockend.

Und trat man näher, so schoß das Wasser hier in zitternden Silberfäden, dort mit jähen Blitzen in die Tiefe. Es brodelte in diesen

schaumaufspritzenden Abgründen hörbar, unheimlich, aber das Auge strengte sich vergeblich an, die gärende, stygische Nacht zu durchdringen, welche sie erfüllte. Ja, je mehr der ordnende Blick dem Zauberkessel auf den Grund zu kommen suchte, desto tiefer schien er zu entweichen und den lüsternen Beschauer nach sich zu ziehen.

Doch verschlägt ihm das Element, welches in die Erde sich wühlt, den Atem, so ziehen dafür die Schimmerstrahlen, welche sich im fallenden Wasser glitzernd widerspiegeln, seinen Blick empor. Wer über sich die Sterne hat, vertraut ihnen und wallt sicher.

Renzo bot nach dem Beispiele seines Vaters Adelina, seiner Begleiterin, den Arm. Diese stutzte unschlüssig, blickte den Jüngling zagend an und eilte wie ein junges Reh durchs Walddunkel zur Mutter vor. Und so angelegentlich und geheimnisvoll, als nur immer möglich, raunte sie dieser fragend ins Ohr:

„Er will mich an der Hand führen — darf ich? — ich meine, ob sich's für eine Braut schickt?"

Gerührt antwortete Signora Marcucci:

„Gieb ihm immerhin deinen Arm; aber geht voraus, damit wir uns nicht zu weit von einander entfernen."

Und nachdem sie dem Freunde den wichtigen Zwischenfall mitgeteilt, fügte sie hinzu:

„Müssen Sie nunmehr nicht selbst zugeben,

daß Ihr frevelhafter Versuch ein verfrühter ist? So fragt und bangt doch nur die reine Unschuld!"

„Oder ein großer Schalk!" entgegnete Baldassare.

Aber diesmal hatte er Unrecht. Obwohl in ihrem magdlichen Gewissen beruhigt, überließ Adelina doch erst nach schüchternem Widerstreben Renzo ihren Arm. Und sie wagte nicht, ihn vorzuschieben, nicht ihn anfliegen zu lassen. Der Arm zitterte. Und als Renzo wie zur Ermutigung ihn an sich drückte, sah Luna, wie ein jäher, dunkler Blutstrom des Mädchens Wangen rötete, und die aus allen Büschen vorlauernde Nacht hörte ihr kleines Herz klopfen.

Den guten Jungen dauerte Adelinas Befangenheit. Er hütete sich, ihr ins Auge zu blicken; er schritt stumm an ihrer Seite, versuchte, sie auf dies oder jenes eigentümliche Schattenspiel aufmerksam zu machen, führte sie an die stürzenden Wasser, damit ihr Plätschern die stockende Unterhaltung ersetzte, und verfiel endlich auf seine Knabenerinnerungen, indem er erzählte, wie er ihren Vater kennen lernte, wie derselbe auf Besuch nach Livorno kam, wie er aussah, wie er den kleinen Renzo liebkoste und beschenkte.

Und in keiner andern Absicht, als um die Begleiterin von der Furcht und Scheu zu befreien, welche er den Schattengespenstern der Nacht zuzuschreiben geneigt war, schloß Renzo seine Mitteilungen mit der Folgerung:

„Da also unsere Väter einander so gut waren dürfen wohl auch wir Freunde sein und einander vertrauen.“

Aber auch dieser wackere Zuspruch verfing nicht oder wirkte wohl gar im entgegengesetzten Sinne. Adelina hatte für alles nur ein gelegentliches Ja oder Nein, ein So oder Ach. Und selbst dieses war mehr gehaucht als gesprochen.

Zum Glück hatte die gemächliche Mama, gar bald wandermüde, die Schritte zur Schwelle des gastlichen Hauses zurückgelenkt. Man wünschte sich wechselseitig die glücklichste Nacht und trennte sich.

Arme Adelina! Es währte lange, bis ihre unklaren Gedanken und Gefühle zur Ruhe kamen. Es währte lange, bis ihr Herz wieder friedlich schlug. Zum erstenmale in ihrem jungen Leben fühlte sie das Bedürfnis, die Wonne und Qual eines Geheimnisses. Aber für dieses Geheimnis wußte sie noch keinen Namen.

Brachte der Morgen Klarheit?

Während Signora Marcucci sich noch für den Gang in den Dom S. Pietro rüstete, weilte Adelina bereits im Salon. Sie betrachtete die Marmorpilaster mit den vergoldeten Kapitälen, den Apollo mit der Leier an der Decke, die florentinischen Mosaiken auf der Tischplatte, die Alabastervasen, die Büsten mit weißen Köpfen und farbiger Draperie nur flüchtig. Sie war diesen Reichtum, diese Kunst gewöhnt.

Sie trat auf die Loggia hinaus und ihr Blick

schweifte weit über die grünen Wipfel, über Ebene und Berge hinweg. Es war ihr, als würde ihr leichter, wenn sie recht tief atmete. Dabei gewahrte sie freilich nicht, daß sie mit jedem Atemzuge eine unbekannte Sehnsucht einsog, daß ein fremdes Verlangen ihre Brust schwellte. Sie blickte zum Himmel empor, breitete unbewußt ihre Arme aus — und kreuzte sie dann über ihrem Herzen, und hielt es für Andacht.

Aber es drängte sie bald wieder von der Loggia zurück, und sie hätte den einsamsten und verborgensten Winkel aufsuchen mögen. Sollte die Mama doch mit der Behauptung recht haben, daß die Landluft sie angreifen werde?

Während sie wieder unruhig den Salon durchschritt, gewahrte sie unter den vielen ein eigentümliches Bild und hielt sinnend davor. Es war eine getreue Kopie des deutsamen und mannigfach gedeuteten Fresko „Das Scheibenschießen". Hoch in der Luft hangt und bangt an den Schnüren eines Gebälkes ein rotes Menschenherz als Zielscheibe. Nackte Jünglinge heben den gespannten Bogen und fassen es scharf ins Auge. Von den abgeschnellten Pfeilen saust der eine darüber hinaus oder drunter hinweg, der andere streift und verletzt es am Rande, bis endlich jener kommt, der es in der Mitte durchbohrt.

Im Anblick dieses seltsamen Gemäldes versunken, hatte das Mädchen den Eintritt Renzos kaum bemerkt, seinen „Guten Morgen" überhört.

Als er aber lächelnd vor ihr stand, kam ihr ein plötzlicher Gedanke und sie sagte zu ihm, nachdenklich:

„Sie sind ein Gelehrter, Renzo; Sie könnten mir daher wohl sagen, was dies vorstellen und bedeuten soll.“ Und sie wies mit dem Finger auf das Bild hin.

Sei es, daß Renzo keine andere Auslegung kannte, sei es, daß ihm die Deutung so plötzlich wie die Frage kam, er antwortete artig:

„Ich kann mir nichts anderes darunter denken, als daß dies anscheinend so grausame Bild uns das Schicksal eines vielumworbenen Mädchenherzens vergegenwärtigen soll. Es sind gar viele, die nach ihm ausblicken und zielen; es sind gute Schützen darunter mit scharfem Pfeil und sicherer Hand. Der eine sucht den anderen den Stand streitig zu machen, jeder sich vor- und die anderen zurückzudrängen. Wohl versuchen auch mehrere zu gleicher Zeit von verschiedenen Punkten aus ihr Glück. Manch einer ist auch nicht ungeschickt, er trifft, verwundet, aber diese Wunde hat nur einen vorübergehenden Eindruck zu bedeuten. Von den vielen Freiern glückt es eben nur einem, sich mit einem Kernschuß die schöne Beute herunter zu holen.“

„Und das ist der Sposo, und soll es sein,“ bemerkte Adelina, wie die eigenen Gedanken fortspinnend; „die anderen können das arme Herz zwar verwunden, zerfleischen, aber nicht, aber nicht . . .!“ Sie stockte.

„Aber nimmermehr," ergänzte Renzo mit Wärme, „nimmermehr heilen und neubeleben am eigenen Herzen, so daß beide vereint und glücklich schlagen."

Adelina blickte auf, verwundert und erfreut, als hätte sie selbst dies schöne und wahre Wort gefunden. Und ihr Auge begegnete seinem und beide versenkten sich in einander ohne Scheu und Zurückhaltung.

Hätte man nun ihm und ihr gesagt, daß sich vor kurzem noch ihre Blicke ängstlich gemieden und nur verstohlen gesucht, sie würden es kaum geglaubt haben.

„Adelina! Adelina!" erscholl es jetzt wiederholt und nachdrücklich von den Seitengemächern her. Die beiden so tief mit dem Bilde und miteinander Beschäftigten mußten den ersten Ruf überhört haben.

„Die Mutter wird ungeduldig," entschuldigte das Mädchen und eilte leichtfüßig von dannen.

Bald darauf verließen Mutter und Tochter den Garten, stiegen die wenigen Schritte zum Marktplatze hinan und begaben sich in den Dom. Sie sprachen auf diesen ihrem Kirchgang kein Wort miteinander und hatten keinen neugierigen Blick weder für rechts noch für links. Wer sie so still und würdig wandeln sah, mußte sich zuvörderst sagen: „Stolze Römerinnen!" Der zweite Teil der Anerkennung galt aber ihrer Schönheit. Schön war noch die blonde Mutter, schön die

dunkle Tochter, erstere eine stattliche Erscheinung von fürstlicher Haltung, letztere in jeder Form Adel, in jeder Bewegung Anmut und Jugend. Daß sie auf dem Wege in die Kirche waren, sah man beiden an. Es ist ein eigenes feierliches Wandeln, dieser Kirchgang der Römerinnen; es ist Stil in ihm, hieratischer Stil.

Signora Marcucci konnte sich daher nicht darüber verwundern, daß ihr Adelina so ruhig, gesammelt und bewußt zur Seite ging. Das gehörte zur herkömmlichen Art dieses Ganges. Wohl aber hätte sie auf ihrem Gesicht eine eigentümliche Heiterkeit, einen unverkennbaren Schimmer von Frohmut bemerken können.

Adelina hatte die Lösung für das wichtigste Rätsel ihres Herzens gefunden, sie trug diese Kenntnis heimlich in sich, hätte sie aber in alle Welt jubeln mögen, vorausgesetzt, daß diese Welt weder Augen noch Ohren besäße. Wer darf es dem schönen Kinde verargen, wenn es Gedanken in die Kirche trug, die von dem Zielen nach dem Herzen herstammten? Und wenn auch diese Gedanken sich für Andacht ausgaben, ähnlich wie die Morgensehnsucht vor kaum einer Stunde — Fälscher waren sie darum doch noch immer nicht. Denn der angenehme Opferhauch, der durch alle Andacht zieht, quillt aus dem lebendigen Odem der Liebe.

Die bekannten Schritte auf dem Kies lockten Adelina nach dem Frühstück auf die Loggia. Sie

täuſchte ſich nicht. Wie geſtern zog Renzo bedächtig auf und nieder. Wieder hatte er das ärgerliche Buch in der Hand.

Das Mädchen gedachte ihrer geſtrigen Stimmung und mußte lächeln, über ſich ſelbſt mitleidig lächeln. Heute fühlte ſie weniger Geduld und mehr Mut; überdies war ihr, als ſei ihr die Sprache wiedergekommen, als könne ihr das Wort, das neckende, ſtachlichte Wort, nicht verſagen.

Raſch entſchloſſen langte ſie nach der roten Nelke in ihrem Haar, und ſowie Renzo unten an dem Balkon vorüberſchritt, fiel ihm die Blume ins offene Buch.

Er blickte auf, aber Adelina war rechtzeitig zurückgetreten.

„Die unſichtbare Hand ſei geſegnet und geküßt!“ rief er, da er die Loggia verwaiſt ſah. Er durfte wohl annehmen, daß ſein gedämpftes Wort ein lauſchend Ohr traf.

„Wenn es Blumen regnet, könnte man wohl von den garſtigen Kleckſen laſſen,“ antwortete es von oben, und das munterſte Geſichtchen kam zum Vorſchein.

„Ja, wenn man zu jeder Blume ſein Auge erheben dürfte.“

„Zur Sonne ſelbſt, wenn man ihren Glanz verträgt.“

„Und ſolch' ein Sonnenanbeter ſteht hier unten.“

„Sposo, sposo, welche Abgötterei!“

Renzo verstand die Anspielung gar wohl, aber sie in der angeschlagenen Metapher zu überbieten, fiel ihm schwer. Dafür erinnerte er sich des Gesprächs vor dem Bilde und erwiderte im Sinne desselben:

„Wer erst zielt, weiß nicht, ob er auch trifft, er kann auch noch vom Stand zurücktreten.“

„Aber,“ lautete die schlagfertige Entgegnung, „ein ordentlicher Schütz sucht doch nicht eine zweite Scheibe auf, eh' er weiß, was er auf der ersten getroffen.“

„Ich maßte mir an, der Königin von Saba das Bild zu erklären? Die Schülerin beschämt den Meister,“ bekannte Renzo ausweichend und machte Miene, weiter zu schreiten.

Daß er den Kürzeren zog, war offenbar. Er schlug das Buch wieder auf, und eh' er um den Risalit bog, grüßte er noch einmal gegen die Loggia zurück.

Adelina blickte ihm nach, bis er verschwand. „Er brach ab,“ bemerkte sie leise für sich. „Vielleicht ist er doch ein wirklicher Bräutigam . . .“ und über eine Weile seufzte sie: „Mein Gott, was soll denn dann aus mir werden?“

Sie erwartete mit Ungeduld die Siestastunde der Mutter, und kaum wußte sie diese eingeschlummert, so eilte sie hinab auf den Kies und unter die weiten Schirme der Bäume. Sie gestand sich nicht, daß sie Renzo suche, aber

hoffte und ſehnte ſich, ihn zu finden. Was ſie ihm ſagen wollte, ob ſie überhaupt den Mut haben würde, mit ihm zu reden, wenn kein hoher Balkon ſie von ihm trennte, das wußte ſie nicht, daran dachte ſie kaum. Sie fühlte einen Druck auf ihrem Herzen und verlangte nach dem erlöſenden Worte, und ahnte, daß nur eins und kein anderes dieſes Wort ſein könne. Sie achtete nicht darauf, wohin ſie zog, als verſtünde ſich's von ſelbſt, daß an irgend einem Punkte ihre und Renzos Bahn ſich treffen müßten.

Sie kam an blühenden und knoſpenden Roſen vorüber und pflückte eine der roten Knoſpen. Mit grauſamen Fingern wühlte ſie hinein in den noch geſchloſſenen, noch nicht von Tau und Sonne aufgeküßten Kelch und ſpähte funkelnden Auges nach deſſen tiefſtem Geheimniſſe. Sie wußte nicht, was ſie that, aber mit derſelben Luſt hätte ſie in ihrem und in jenes Anderen Herzen wühlen und ſpähen mögen.

Unbefriedigt ließ ſie ihr Opfer, die verſtümmelte Blume, fallen und ſchien erſt dann Reue und Mitleid zu empfinden, als ſie deren Blättchen wie Blutstropfen auf dem Sande erblickte.

Schonender griff ſie nach einer Knoſpe, betrachtete ſie lange, drückte ihr geſchloſſenes Heiligtum ſanft an die Lippen und ſteckte ſie dann vor die Bruſt.

Vom Roſenhag wandte ſie ſich zu des Kaktus wunderlichem Geſchlechte, das ihr die maſſigen,

mit Dornen bewehrten Blätter ſtarr und feindlich entgegenſtreckte. Es war ein Geſtrüpp wie von jungen, in Schlummer verſunkenen Drachen. Hoch darüber hinaus aber ragte eine blühende Aloe.

Adelina ſtaunte das ſpäte Blütenwunder an und plauderte, ſich ſelbſt beſchwichtigend: „Geduld, mein Herz! Auch dieſer Pflanze träger, herber Saft vermag Blüten zu treiben.“

Sie blickte um ſich und gewahrte Renzo in einiger Entfernung. Sie erſchrak freudig, aber bewegte ſich nicht. Sie rief ihn nicht, ſie entfloh nicht, als er haſtigeren Schrittes auf ſie zukam, noch auch ging ſie ihm entgegen.

Man erzählt vom Blicke des Baſilisken, daß er anziehe, um zu töten; man ſieht den feurigen Blitz durch die Wetternacht zur Erde fahren und weicht nicht zurück, weil von Bewunderung und Grauen feſtgehalten; man fühlt in entſcheidenden Augenblicken das Wehen des Schickſals und harrt in unbewußter Ergebung, im Banne der Notwendigkeit. Und das ſüßeſte und mächtigſte Schickſal, die Liebe, ſollte nicht ihr Nahen künden, alles Fühlen von den Banden des Willens loslöſend und zu ungekannter Hingabe ſtimmend?

Als ſie nahe bei einander ſtanden, ſuchte jedes nach dem erſten Worte.

Renzo hatte die Nelke an der Bruſt.

Adelina erinnerte ſich der Roſenknoſpe an ihrem Herzen, und reichte ſie dem Jüngling mit den Worten:

„Nehmt auch dieſe — für Eure Braut.“

„Du biſt gut, Adelina!“ ſagte Renzo und griff nach ihrer Hand, die ſich nicht zurückzog.

Als dann das Mädchen aufſchaute und dem Blicke Renzos begegnete, fing es an bitterlich zu weinen. Wie verborgene, plötzlich zu Tage brechende Quellen, ſtürzten die Thränen aus ihren großen Augen. Und das Schluchzen ward ſo heftig, daß ſie kein Wort hervorbringen konnte.

Der ehrliche Renzo hielt noch immer ihre Hand in ſeiner. Er begriff ihre Thränen, er zitterte und ſah vor ſich nieder; endlich ſagte er leiſe und bewegt, aber ſein Auge glänzte innig und ſein Blick war feſt:

„Adelina, hoffen wir!“

„Renzo, iſt's noch möglich?“ ſchrie das Mädchen auf, zweifelnd und beglückt zugleich. Sie blickte ihn mit ihrer ganzen Seele an, während ein paar Thränen in ihrem Lauf über die glühenden Wangen inne hielten.

„Laß mich machen; bei Gott, ich will dir wohl!“

„Und o, wie ich dir erſt, Renzo, Teurer, Einziger!“

Er hatte ihre Hand geküßt, wollte ihr auch raſch einen Kuß auf die Stirn drücken und dann enteilen, aber ſchon auf halbem Wege begegneten ſeine Lippen ihren Lippen, und in beſeligender Hingabe ſchmiegte ſich das gute, herrliche Mädchen an ihn.

Wie gut ist's, daß die Liebe blind macht! Die schönsten Augenblicke sind diesem holdesten Geschenke der Liebesgötter zu danken. Hätte Renzo auch nur für möglich gehalten, daß sich sein Vater die Siesta verkürzen könnte, um die Schritte der jungen Lustwandler zu verfolgen, welche die Ruhe verschmähten und der vollen Tageshitze trotzten; hätte er einen Blick nach den Fenstern der Villa geworfen: nimmermehr würde er sich der blühenden Aloe genähert haben. Und hätte er, da er zu der Nelke die Rosenknospe empfing und der schönen Spenderin Hand ergriff, ein Auge für die Dinge außerhalb des Kreises herzinnigen Umfangens gehabt, er würde lieber zu Stein geworden sein, als daß er sich geneigt hätte, Kuß mit Kuß zu erwidern und das Mädchen, das um ihn die Arme schlang, kräftig an sein Herz zu drücken.

„Aber, Kind, bedenkst du auch, was du thust?" fragte er sie, zärtlich besorgt, ihr treuherzig ins Auge blickend. „Wirst du es zu Wege bringen, dir deinen — andern Sposo gründlich aus dem Kopfe zu schlagen?"

Mit dem schlauesten und zugleich glücklichsten Lächeln antwortete Adelina, ebenso geheimnisvoll thuend als plauderselig:

„Aber ich habe ja keinen anderen. Wenn du mir gut bist, aber so recht gut, so will ich dir's sagen. Doch die Mama darf es nicht erfahren, und gar der böse Onkel, der würde mich gewiß

auslachen. Also, damit du es nur weißt, ich bin keine rechte Braut. Die Mutter sagte mir, ich würde nun, da ich groß bin, viel in Gesellschaft kommen, und da müßte ich an mich halten und recht ernsthaft thun, weißt, wie die andern. Und damit ich mich anständig betrage, giebt sie mich für eine Sposa aus. Ist das nicht zum lachen . . . aber du siehst ja so finster drein — was hast du denn, Renzo?"

Der wackere Jüngling war in der That nachdenklich geworden und biß sich auf die Lippen. Er durchschaute den ganzen Plan der Alten — wie konnt' es auch anders sein? Aber es widerstrebte seinem geraden Sinn, anzunehmen, daß man mit seinem und Adelinas Herzen ein leichtfertiges Possenspiel beabsichtigt haben könnte. Vielmehr vermutete er eine recht ernste Absicht hinter der doppelten Maske, welche man ihm und dem Mädchen aufgenötigt.

Und worin anders konnte diese Absicht liegen, als in dem entschiedenen Willen und Bestreben, eine Annäherung ihrer Herzen zu erschweren und zu verhindern? Das eine sollte gegen das andere gewappnet sein. „Ja, das ist's," sagte sich Renzo; „damit uns nicht das Band der Liebe vereinige, werden wir beide als bereits gebunden einander gegenüber gestellt. Die Einladung in die Villa war lediglich eine Artigkeitssache. Die Freundschaft der Väter soll sich nicht als Liebe auf die Kinder vererben." Und Renzo seufzte.

„Haſt du mich ſo wenig lieb? Biſt nicht auch du glücklich?“ drängte Adelina.

„Gewiß, wir werden es werden,“ tröſtete Renzo und lächelte wieder, aber ſeine Stirn blieb bewölkt. Sachte wand er ſich aus den liebenden Armen.

So hatte er den ſeligſten Augenblick nicht genießen können. Das Glück hatte ihn übereilt. Er mußt' es, um desſelben rückhaltlos froh zu werden, erſt durch Entſchluß und That rechtfertigen. Nicht früher wollte er ſich den Streich verzeihen, den das Gefühl dem zurückhaltenden Willen geſpielt. Sein Weſen duldete nichts Halbes und Unklares. Mancherlei erwägend, eilte er auf geſondertem Wege dem Hauſe zu.

Baldaſſare war heimlicher Zeuge der Begegnung an der blühenden Aloe. Als er Renzo geflügelten Schrittes auf Adelina zukommen ſah, lächelte ſein Geſicht zufrieden und er begleitete jede Bewegung der Liebenden. „Aha, dachte mir's ja gleich!“ murmelte er für ſich. „Aber wie unvorſichtig die jetzige Jugend iſt . . . gerade gegenüber meinen Fenſtern! Sie wähnen den guten Alten wohl in den tiefſten Sieſtaſchlummer verſunken. Er wär' es wohl auch, hätte er nicht ſelbſt das Netz ausgeſpannt. Knoſpenherzen, Blumenpfänder — es iſt doch eine ſchöne Zeit! Doch wie? Der dumme Junge wird ihr doch nicht geſagt haben: Es wird nichts daraus, ich bin ſchon vergeben? Nun ja, ſo iſt's recht . . . auf

Weiberthränen Sonnenſchein. Aber wie kann man nur ſo hölzern ſein als Liebhaber . . . er hält ihr wohl gar einen Sermon. Daß doch! das gleicht ja eher einer Trennung auf Nimmerwiederſehen? . . .“

Und Baldaſſare trat, ſowie er Renzo allein und geſenkten Hauptes herankommen ſah, vom Fenſter zurück und ging, mehr beunruhigt als befriedigt, ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Bald aber redete er ſich ein: Es iſt ja unmöglich, daß ſie nicht ſelbſt dahinterkommen, daß ſie unſere Abſicht verkennen. Der Schabernack muß ein luſtiges Ende nehmen. Für alle Fälle aber laſſen wir ſie noch eine Zeitlang zappeln.

Bei Tiſche, wo man ſich wiederſah, ging es ſtill ab. Signora Marcucci, welche weder von dem Wortgefecht an der Loggia, noch von den Bekenntniſſen an der blühenden Aloe etwas inne geworden, bemerkte nicht ohne Vergnügen, daß die jungen Leute nicht ſchon zu vertraut thaten.

Baldaſſare betrachtete ſeinen Sohn, deſſen beſorgte Miene, deſſen zurückhaltendes, ſinnendes Weſen nach dem Vorausgegangenen ihm wenig gefallen wollten. Er ſelbſt war ſeiner Zeit ein fröhlicher Bräutigam geweſen, und jede andere Art ſchien ihm mit dem Glücke der Liebe unvereinbar.

Rührend war Adelinas Bekümmernis; ihr Auge ruhte auf Renzo, lange, liebevoll, angſterfüllt; bittend, aber der junge Mann ſchien ſichtlich befliſſen zu ſein, dieſen Blicken auszuweichen.

Es folgte eine lange und bange Nacht für die liebenden Herzen. Adelina konnte nicht Schlaf und Ruhe finden. Alle Zweifel der Liebe, alle Ahnungen und Möglichkeiten eines Verluſtes deſſen, was ſie noch kaum gewonnen, überfielen ſie. Sie ſagte ſich, daß ihre Liebe Renzo nicht glücklich mache, daß bereits eine andere ſein Herz beſitzen müſſe, daß er mit ihr eben nur zärtlich geweſen, um ſie zu tröſten; ſie ſah ihn fliehen, fern von der Heimat, in Gefahren, ohne daß ſie ihm beiſtehen, mit ihrem Angſtruf rettende Engel herabbeſchwören könne; ſah ihn umkommen, einſam ſterben! Ihre Liebe war zu groß, als daß ſie ſich auch nur vorſtellen konnte, wie jene beglückte Andere ihm in ſeinen Nöten eine Helferin oder Tröſterin zu ſein vermöchte. Wahre Liebe iſt ja auch in dieſem Sinne ausſchließlich, daß ſie nicht denken kann, wie ein anderes als ihr eigenes Opfer den Geliebten ſchirmen und retten ſollte!

Adelina würde geſeufzt, geweint haben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, damit den ſüßen Schlaf der Mutter zu ſtören.

Und gleichwohl täuſchte ſie ſich in dieſer zarten Rückſicht; Donna Marcucci ſchlief nicht. Sie nahm die Unruhe ihres Kindes wahr und die nie erlöſchende Mutterſorge hielt ſie wach, aller ſonſtigen Schlummerſeligkeit zum Trotze. Aber die Mutterliebe iſt zugleich feinfühlig, daher bezwang die Donna ihren mütterlichen Eifer, drängte ihr reges Mitgefühl noch zurück, wohl wiſſend, daß es einen

Schmerz giebt, der schamhaft an sich hält, einen Schmerz, der sein eigener Tröster wird. Sie ahnte, daß der Kummer, das Geheimnis ihrer Tochter noch nicht reif sei zu freiwilliger Mitteilung, und wollte sich durch täppische Eingriffe in das Herz desselben nicht um das ihr sicher entgegenstrebende Vertrauen bringen.

So that jede der beiden Frauen aus Besorgnis für die andere ihrer Unruhe Gewalt an, beide aber sehnten sich nach dem erlösenden Morgen.

Kaum graute es aber, so ließ sich Gewieher und Hufschlag auf dem Kies vernehmen. Adelina sprang aus Linnen und Decke ans Fenster. Unbekümmert und unbewußt, daß nur ein weißes Hemd ihren jungfräulichen Leib umwallte, daß Arme und Hals bloß waren, daß der Morgenhauch ihr pochendes Herz küssen durfte, riß sie die Flügel auf und schwang sich auf die Fensterbrüstung empor.

Eben sprengte ein Reiter vorüber.

Das Mädchen erkannte ihn, als hätte sie seinen Aufbruch vorausgeahnt, und schrie ihm zu: „Renzo, Renzo! Ach du entfliehst? Grausamer, Treuloser — o ich Arme!“

Sie rang die Hände, sie hätte sich vielleicht, dem Entfliehenden nach, auf den dämmernden Kies gestürzt, wenn nicht liebevoll die Arme der Mutter sie gefaßt und sanft zurückgezogen und das verstörte Antlitz bergend an die Brust gedrückt hätten.

Keine Frage, kein Vorwurf kam aus dem Munde der verständigen Mutter. Sie bezwang den Ausruf der Angst, sie drängte den lähmenden Schrecken zurück und ließ nur die beschwichtigende Liebe walten. Aber nicht wie einem thörichten oder fiebernden Kinde sprach sie der Tochter zu, sondern mit jenem sicheren Zartgefühle, welches erraten ließ, sie wisse alles, sie billige alles, sie hoffe und verbürge alles.

„Beruhige dich, Adelina!“ sagte sie. „Du fürchtest, ihn zu verlieren; ich weiß, wie weh ein solcher Gedanke thut. Die Aufregung sieht aber alle Dinge falsch- und übertrieben. Kann er nicht einen Morgenritt thun wollen, um dir, zurückkehrend, den taufrischesten ‚Guten Tag‘ zu bringen? Das Pferdegewieher spielte ihm einen Streich; daher stutzte er auch, als er sich verraten sah und dich am Fenster erblickte. Du hast doch bemerkt, wie artig und beschwichtigend er dir zuwinkte. Ein Flüchtling hätte dazu keine Zeit gefunden. Vielleicht sprengt er jetzt über die Campagna, um bei Castellani zu holen, was einer jungen Braut das Liebste ist ... Du blickst mich überrascht und ungläubig an? Schelm, du denkst doch selbst auch schon an das Ringlein, welches seinen dauernden Platz zwischen dem kleinen und Mittelfinger erhält. Also Geduld, liebes Kind! Erwarten wir in würdiger Fassung den holden Flüchtling. Du hast wahrscheinlich bös geträumt, und das hat dich in Aufregung ver-

ſetzt. Wir werden den verkürzten Schlummer nachholen.“

So tröſtete und beruhigte die edle Donna ihr zitterndes Kind nach der humanen, praktiſchen und unter den Völkern romaniſcher Zunge auch nicht ſelten praktiſch geübten Philoſophie, der jene Italienerin aus dem Volke treffenden Ausdruck gab, welche die Angehörigen eines jungen Menſchen, der als Rekrut abgeführt wurde, mit den Worten zurechtwies: „Was weint ihr? Müßt auch ihr weinen, um dem armen Jungen den Abſchied noch ſchwerer zu machen?“.

Und unter dieſer Behandlung beruhigte ſich in der That Adelinas Gemüt. Es konnte nicht ausbleiben, daß ſie, ſobald ſie nach der leidenſchaftlichen Aufwallung zu ſich kam, arge Scham empfand. Wie wohl that es ihr da, ihr Geſicht an der Bruſt der Mutter bergen zu können! und als ſie nun keine Rüge zu hören bekam, als keine Frage ihr verſchüchtertes Herz folterte, als ſie ſich jedes peinigende Geſtändnis erſpart ſah, als vielmehr jedes Wort, das ſie vernahm, ihr Gefühl billigte, ihre Furcht zerſtreute und ihre Hoffnung belebte, da wurde es ihr leicht ums Herz; ſie wagte zur Mutter aufzublicken, voll Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, und ob ihr gleich noch eine Thräne im Auge ſtand, ob ſie gleich zur Anſpielung auf Caſtellanis goldne Schätze ungläubig das Haupt ſchüttelte, ſo gab ſie ſich doch zufrieden und ließ es willig geſchehen,

daß die Mutter sie ins Bett zurücktrug, ihr die feuchten Augen zuküßte und ihr zuflüsterte: „Schlaf, mein Herz!“

Und der Schlaf stellte sich mitleidig und gehorsam ein.

Und noch schlief Adelina, als in vorgerückter Morgenstunde Baldassare etwas heftig zur Signora Marcucci ins Zimmer trat.

Es gelang ihm schlecht, seine Unruhe zu verbergen.

„Da leſ't, Freundin,“ sagte er, „was mir der Schlingel, mein Renzo, hinterlassen hat.“

Und er reichte ihr ein entfaltetes Briefchen.

Dasselbe enthielt die Worte:

„Carissimo Padre! Laßt es Euch nicht befremden, wenn ich mich ohne Urlaub auf Stunden entferne und vielleicht tagelang ausbleibe. Ihr kennt meine Art und habt noch immer mit ihr Nachsicht gehabt. Nur zu wohl verstand ich Eure Andeutungen über die für mich getroffene Wahl und, bei Gott! ich möchte mich ihr gern und ohne Frage als gehorsamer Sohn unterwerfen. Aber mittlerweile hat trotz aller versuchten Zurückhaltung mein Herz so lebhafte Eindrücke aufgenommen, daß ich fliehen muß, um nicht völlig zu unterliegen, daß ich ferne von Gefahr und Versuchung mit mir zu Rate gehen muß, was ich zu thun habe. Ich nähre den besten Willen, Eurer gewiß liebevollsten und verständigsten Vorsorge mich dankbar zu fügen.

Sollte ich mich aber gleichwohl als Rebell Euch zu Füßen werfen müssen, so verschließt mir Eure väterlichen Arme nicht. Darum bittet Euch Euer ungeratener Renzo."

Ohne eine Äußerung der Leserin abzuwarten, polterte der Konsul:

„Gewiß, er ist gefangen, ist im Netz, aber noch sucht er die Maschen zu durchbrechen. Es wird ihm nicht gelingen, darf ihm nicht gelingen. Aber was sagen Sie zu dieser Blindheit? Er ist mein Sohn nicht . . ."

„Bitten wir Gott," antwortete Donna Marcucci, „daß die Sache nicht schlimm ende."

Und sie erzählte dem Freund den Auftritt vom frühen Morgen.

Um den guten Tag des alten Herrn war's geschehen.

Als Adelina erwachte, war ihre erste Frage, ob Renzo zurückgekehrt. Da ihre Mutter schwieg, blickte sie zu ihr auf, als wollte sie sagen: Siehst du, ich habe doch recht! und um ihren Mund spielte ein trauriges Lächeln.

Aber sie blieb ruhig, und ruhig ließ die Mutter sie gewähren. Als herrschte ein stillschweigendes Übereinkommen, berührte keines die wunde Stelle. Jedes litt und war sich des tröstenden Mitgefühls von seiten des andern Teils bewußt. Adelina kam und ging. Das Ziel ihrer Schritte war immer die blühende Aloe, deren Los eine späte, kurze Blüte und rasches Ab-

ſterben iſt. Mit wehmütigem Blicke hing das Mädchen an dieſer Blüte, welche den baldigen Tod bedeutet.

Es wurde Abend, es wurde Morgen, Renzo kehrte nicht zurück. Adelina ertrug es ſchweigend.

Ihre Mutter meinte aber doch:

„Wie wär's, gutes Kind, wenn wir heimzögen? Mich dünkt es ſchicklicher, wenn Renzo, der ohne Gruß ſchied, uns bei ſeiner Rückkehr nicht mehr hier trifft."

Und milder fügte ſie hinzu:

„Gewiß, er wird uns trotzdem aufzufinden wiſſen."

Adelina antwortete nicht ſofort, ſondern neigte ihr Köpfchen gedankenſchwer. Sie ſtieg in den Garten hinab, wie um ſich bei der blühenden Aloe Rats zu erholen.

„Wenn er noch mein gedenkt, ſo kommt er hierher," ſagte ſie ſich, und von einem koſtbaren Einfall überraſcht, fuhr ſie fort: „Und eines dieſer glatten, dicken Blätter ſoll ihm mein letztes Addio melden."

Und ſie kniete zu den ſtachligen Blattungetümen nieder, zog den ſilbernen Pfeil aus ihrem ſchwarzen Haar und fing an, mit demſelben auf das Blatt, welches ſich am willfährigſten ihr entgegenſtreckte, ein Herz zu ritzen, mit einem tiefen Punkte in der Mitte, zum Zeichen, daß es beſtgetroffen, daß es durchbohrt ſei.

Sie ſeufzte und preßte die Hand auf ihr eigenes Herz, das ſchmerzhaft ſchlug.

Das Herz nahm ſich auf der langen grünen Blattfläche einſam und zu wenig auffällig aus. Adelina ſetzte daher von neuem den ſilbernen Stift an und grub Buchſtaben, Worte, Zeile auf Zeile dem widerſtrebenden Faſerngewebe mit der gleißenden Oberfläche ein.

Wie ein Briefchen, bevor ſie es faltete, überlas ſie aufmerkſam das Geſchriebene und nickte zufrieden.

Aber zugleich ſtürzten ihr Thränen aus den Augen und tropften wie Perlen auf das plumpe, unempfindliche Blatt.

Und auch noch einen heißen Kuß preßte ſie auf das ſpröde, blöde Ding, da, wo das darauf gezeichnete Herz die tödtliche Wunde hatte.

Was dieſes Kuſſes Inhalt war? Wohl ein tiefer, ſchmerzlicher; ein hoffender und doch zugleich unendlich zagender — denn er währte lang, der Kuß, und ſo glühend er auch war, eine Flut von Thränen ſuchte gleichwohl ſeine Spur hinweg zu ſchwemmen.

Endlich erhob ſie ſich entſchieden, trocknete die Augen und trat vor ihre Mutter, indem ſie ſprach:

„Mama, ich bin bereit . . . je eher, deſto lieber.“

Der Abſchied von Baldaſſare war nicht wortreich. Der Konſul begriff zu gut den Beweg-

grund seiner Freundin, als daß es erst einer Verständigung bedurft hätte. Er drückte den Frauen die Hand und sagte:

„Verzeihen Sie, Signora, und auch du, Adelina, daß nicht alles sich so fügte, wie es sollte. Aber," rief er den Scheidenden mit beneidenswerter Schnellkraft, zugleich sich selbst ermutigend, nach, „aber wir werden wieder lachen und hoffentlich recht bald."

Renzo kehrte nach drei Tagen zur selben Stunde zurück, in welcher er Adelina an der blühenden Aloe getroffen. Der irrende Ritter, welcher Monte Porzia, Monte Compatri, Palestrina und Valmontone durchstreift hatte, brachte ein liebendes, sehnendes, mutiges Herz heim.

Eh' er noch Reitgerte und Sporen abgelegt, stürmte er in den Garten. Seine Blicke waren weit den suchenden Schritten voraus. Aber die Geliebte, die er suchte, fand er an keinem der Lieblingsplätzchen. Er sah zur Loggia empor — sie war verwaist. Er spähte nach den Fenstern der Signora — sie standen offen, offen zur Siestastunde.

„O, sie ist fort, zürnend, verzweifelnd, mich preisgebend fort!" rief er schmerzlich aus, und es fiel ihm schwer und vorwurfsvoll aufs Herz.

Seine Freude war dahin, sein Mut geknickt.

Wie ein Träumender irrte er weiter, bis er sich vor der blühenden Aloe befand und zu neuen Gedanken erwachte.

Er sah die hochragende Blüte an und senkte dann wehmütig den Kopf, in seliger Erinnerung schwelgend.

Und wie er so dastand, war ihm, als gaukle sich seinem Auge ein in der Mitte getroffenes Herz vor.

Er wollte Gewißheit und stürzte auf das grüne Blatt nieder und las und las, wie ein Dürstender in vollen Zügen den labenden Becher leert, und rief dann, überwältigt von Freude, gerührt und jubelnd aus: „O, du gutes, du himmlisches Wesen!"

Und er küßte das durchbohrte Herz und rannte, wie von einer Tarantel gestochen, spornstreichs davon.

Er eilte zum Vater, ohne Rücksicht auf die Siesta, und als er desselben ansichtig wurde, vergaß er Gruß und Entschuldigung, bittend, drängend:

„Vater, bei aller Liebe für mich und meine selige Mutter, kommt sofort mit mir!"

„Wo brennt's denn?" antwortete Baldassare und zeigte nicht übel Lust, den Flüchtling mit Vorwürfen zu überschütten. Aber Renzos verklärte Miene entwaffnete ihn, zumal er auf die Frage: „Nun, wohin denn?" die ungeduldige Antwort erhielt: „Zur Aloe!"

Dort angelangt, bat und schmeichelte Renzo: „Lest, Vater, lest."

„Und sonst mutest du mir nichts mehr zu?“ antwortete dieser, den Sohn seltsam messend.

Gleichwohl ließ er sich, zu einigem Ungemach für das Spitzbäuchlein, auf ein Knie nieder, setzte den Stecher auf und las:

„Lieber Renzo! Ich wollte Dir schreiben, glaube aber, daß Du mich nicht mehr liebst. Was ich Dir zu sagen habe, ist, daß Du wissest, wie sehr ich Dich liebe. Ich kann nichts anderes mehr thun, als tausend glühende Küsse senden. Lebe wohl, Renzo, lebe wohl für immer. Die Stunde meiner Abreise drängt. Deine unglückliche Adelina.“

Derweil stand Renzo zitternd und wagte kaum zu atmen.

Baldassare erhob sich langsam, nachdenkend, mit feuchtem Auge. Er sah Renzo prüfend an und fragte bedeutsam:

„Und willst du auf dieses Biglietto antworten?“

„Mit Ring und Kuß, zu ihren Füßen!“ antwortete der Jüngling frei und entschlossen, glaubte aber doch beifügen zu müssen: „Vater, ich kann nicht anders, verzeiht!“

„Endlich, endlich!“ rief der alte Herr aus und rieb sich die Hände. Er hatte seine Laune wieder und zankte: „Aber, Junge, wie hast du mir bange gemacht! Ist's denn möglich, daß du dem Spaße nicht auf den Grund kamst?“

„Dem Spaß?“ fragte Renzo befremdet.

„Aber wie denn anders konnten wir uns von der Wahrheit eurer wechselseitigen Neigung besser, rascher und auf beruhigendere Weise überzeugen, als indem wir eine scheinbare Scheidewand zwischen euren Herzen aufrichteten? Begreifst du nun?“

„Verzeiht, Vater!“ beruhigte Renzo. „Ihr habt Recht. Ihr seid gut und klug. Ich nahm die Liebe ernst; und schwerfällig, wie ich bin, mochte ich nicht denken . . .“

„Basta!“ wehrte der Konsul und fuhr eifrig fort: „Und nun morgen nach Rom! Und mit dem Aloeblatt da laß mich machen. Ich will es auf das feinste Marmorpiedestal stellen, will es mit Gold einfassen lassen und einen schützenden Glassturz darüber geben. Es muß ein Familien-Erbstück werden . . . Aber eine kleine Rüge bleibt euch nicht erspart. Der Sockel soll die goldene Inschrift erhalten: Liebende treiben Scherz, verstehen aber keinen.“

„Nicht doch!“ bat Renzo und umarmte und küßte seinen Vater.

Und am nächsten Tage trat der Konsul Baldassare, kaum daß noch die Empfangsstunde geschlagen hatte, im Palazzo auf der Piazza di S. Luigi bei Signora Marcucci ein. Sein Gesicht war eine gute Botschaft.

„Unser Flüchtling ist zurückgekehrt,“ sagte er, und ließ wie prüfend und des besten Eindrucks

gewiß seine Augen von der Mutter zur Tochter schweifen.

Adelina horchte auf und ihr Herz stand still; sie war keines Wortes mächtig.

Die Donna jedoch fragte, scheinbar gleichgültig: „Warum haben Sie ihn nicht auch gleich mitgebracht?“

„Verehrte Freundin,“ erwiderte der Konsul schalkhaft blinzelnd, „an der Stelle des armen Jungen würde wohl auch mir das Herz klopfen, und ich bin doch öfter als einmal ein kühner Freier gewesen. Übrigens bringt er aber eine ausreichende Beglaubigung, einen starken Schutzbrief mit ... denken Sie sich auf dauerhaftestem Material, in größtem Format ein Liebesbriefchen heroischen Stils!“

„Willst du schweigen, böser Onkel?“ rief Adelina dazwischen. Und schon war sie aufgesprungen, um ihm mit schmeichelnder Hand den Mund zu schließen. Aber auf halbem Wege fühlte sich das Patschchen aufgefangen und mit ausgesuchter Galanterie geküßt, und auch das that der böse Onkel!

Und kaum hatte sie sich von ihm losgemacht, um wieder an der Seite der Mutter Platz zu nehmen, so taumelte sie in freudigster Bestürzung zurück und jubelte: „Renzo, Renzo!“ auf.

Der ungeduldige Lauscher, welcher unbemerkt zur Thür hereingekommen, lag zu ihren Füßen, hielt ein Blumenkörbchen empor und bat und

flehte: „Adelina, verzeihst du mir? Adelina, sieh, bekennst du dich zu diesen Zeilen? Sie machen mich unaussprechlich glücklich!“

Das Mädchen warf einen Blick ins Körbchen und suchte Verlegenheit und Scham in den Armen der Mutter zu verheimlichen. Sie hatte das verräterische Aloeblatt erkannt. Es lag in einer Blumengrotte und glich einem Denkstein, der von zartem Epheu umrankt war.

Signora Marcucci hatte ein begreifliches Verlangen, den Inhalt des rätselhaften Körbchens kennen zu lernen, und der unbarmherzige Konsul beeilte sich nur zu sehr, das beschriebene Blatt hervorzuheben und seiner Freundin zu weisen. Umsonst suchte Adelina, suchte Renzo es ihm zu entreißen. „Laßt, Kinder,“ wehrte er, „das ist vorläufig meine einzige Entschädigung dafür, daß ihr mir so empfindlich zu Gemüte geführt habt, wie alt mein Kopf und wie lahm mein Witz geworden.“

Und er fing an zu lesen: „Caro Renzo . . .“ Aber die beiden Liebenden baten so inständig: „Nicht laut lesen, Papa! nicht laut lesen, Onkel!“ daß der alte Herr nachgab und sich anschickte, Schrift und Geschichte des Aloeblattes der Donna flüsternd mitzuteilen.

Um ja nichts davon zu hören, zogen sich Adelina und Renzo in eine Fensternische zurück

„Wie konntest du so mich verlassen?“ fragte das Mädchen mit sanftem Vorwurf.

„O teure Adelina," erwiderte Renzo, „ich habe über die Maßen gebüßt. Als ich dich am Fenster erblickte, hätt' ich am liebsten umkehren und reuig zu dir eilen mögen. Nur falsche Scham trieb mich vorwärts; ich wollte nicht unausgeführt lassen, was ich mir zur Prüfung vorgenommen. Aber glaube mir, mein Herz blieb zurück, und vergebens zog und zerrte ich an ihm. O, ich habe sie durchgekostet, diese drei Tage, sie waren drei qualvolle Ewigkeiten. Weißt du, was ich zu hören bekam, wenn ich wie toll dahinsprengte oder sinnverloren auf dem müden Pferde saß? ‚Der ist verrückt geworden!' hieß es hinter mir. ‚Der geht in die Berge zu den Briganten!' ‚Mit dem reitet ein großes Weh!' Und als eine Matrone, die zur Madonna nach Velletri pilgerte, mitleidigen Blickes mir zurief: ‚Gott tröst' Euch, junger Herr!' da konnt' ich nicht weiter, da mußt' ich umkehren."

„Und wirst du mich nicht wieder verlassen?"

„Niemals, Adelina, ohne deinen Urlaub; nie, ohne daß ich Tage und Stunden bis zur Heimkehr zähle."

„Ich danke dir, Renzo," sagte das Mädchen bescheiden und innig.

Aber als sie aufblickend Onkel und Mutter noch immer in eifrigem Gespräch fand, erwachte ihr alter Mutwille und, Renzo an der Hand nehmend, schritt sie feierlich gemessen vor und sprach, nach Möglichkeit die erste steife Vor-

ſtellung parodierend, zum Konſul: „Mein Sohn Renzo, Bräutigam.“

Die Wirkung war eine durchſchlagende. Baldaſſare maß mit Bewunderung ſeine Schwiegertochter in spe.

Renzo aber nahm des Augenblickes wahr und ſagte feierlich: „Ja, hier mein Mädchen, meine Braut! Mutter, Vater, gebt uns euren Segen!“

Nach einem tiefen Blick auf das Bild ihres Seligen ſchloß Signora Marcucci Braut und Bräutigam in ihre Arme.

Die Haberwirtin.

Das Ungetüm von einem Kogelwagen hielt vor dem ländlichen Wirtshause. Er müsse noch einmal wässern, sagte der Kutscher, sich mit dem scheinheiligsten Blick bäuerlicher Tücke nach seinem Fahrgast zurückwendend. Dieser erriet unschwer, wem wieder der Mund wässere, aber erwiderte kein Wort. Unmerklich preßte er die Lippen zusammen und nickte leise, mit einem himmelaufsehenden Blick. Darauf schloß er seine Augen für die Dauer eines Gedankens, ergebungsvoll, als wollte er von allen Mißbräuchen der Welt nichts sehen. Doch zog er auch schon das schwarze Sammetkäppchen von seinem kahlen Scheitel, setzte sich den Cylinderhut auf, knöpfte den Rock höher zusammen und stieg an der Wirtshausseite, wo ihm der Kutscher den Schlag geöffnet hielt, aus dem Wagen.

Mittlerweile war die Wirtin vors Thor herausgetreten und maß den Fremden mit einem überraschten, mit einem so langen und aufmerk-

samen Blick, daß sie darüber den einladenden Gruß vergaß.

Der Fremde achtete nicht darauf.

Mit Unrecht; denn die Haberwirtin ist keine Frau, an welcher man gleichgültig vorübergeht. Ihr zulieb weilt manche Kutsche, die sonst Eile hat, und ein Gespräch mit ihr hat niemand, sei's Weib oder Mann, als verlorne Zeit zu bereuen gehabt. Auch ist nicht geschäftliche Neugierde, was die Erscheinung des Alten in ihr erregt, der langsam, den eng zusammengefalteten Regenschirm als Stock benützend, am Saum der staubigen Straße fürbaß schritt. Vielmehr war tiefes Erstaunen in ihren ehrwürdigen Zügen sichtbar. Sie stierte der dunklen, hageren Gestalt nach, bis dieselbe an der nächsten Biegung des Weges ihren Blicken entschwand. Hastiger, als es ihre Art war, wendete sie sich an den Kutscher, welcher Wagen und Pferde unter das Vordach des Hauses brachte, mit der Frage: „Sepp, weißt du, wer dein Passagier ist?"

„Nein, Frau Mutter," erwiderte dieser; „aber er ist ein rarer Herr. Auf dem ganzen Wege hat er nichts gesprochen, außer wie er das erste Mal ausgestiegen ist. Da hat er gesagt, daß ich ihm nachfahren sollt', und ich würd' ihn leicht einholen, hat er gemeint. Er hat her und her nichts genommen, nicht einmal ein Glas Wein."

„Das wundert dich wohl zu allermeist.“

„Na, ich denk', es ist nicht zum Schaden der Wirtsleut', wenn ich einen gesunden Durst hab' und auf meine Ross' seh',“ entgegnete Sepp schlau lächelnd.

„Und wo führst du ihn denn hin?“ nahm die Wirtin wieder das Wort.

„Nach dem Schlössel auf dem Kreuzbühel. Und da möcht ich Euch, Frau Haberwirtin, schon fragen, wie weit ich noch hin hab' und wo ich abbiegen muß. Es ist eine Schand', aber ich bin noch niemals dort gewesen.“

„Da frag' du den Herrn Baron nur selber,“ antwortete die Frau nachdenklich und mit einem leisen Seufzer; „der Herr Baron Röder kennt Weg und Steg hier herum so gut wie unsereins.“

Und sie wendete sich rasch ab, denn sie hatte eine unfreiwillige Rührung zu verbergen.

Derweil hatte der dunkle Fahrgast schon einen erheblichen Vorsprung gewonnen, obwohl er sich weder Ungeduld oder Sehnsucht eingestehen, noch auch ein Ziel bekennen wollte. Aber Busch und Quell schwiegen nicht, so still er auch an ihnen dahinschritt und so wenig er ihnen Gehör schenken mochte. Sie flüsterten und neckten ihn, glich er doch mit den langen Rockschößen einer wandelnden Vogelscheuche. Die schlanken Pappeln, die nach wie vor und eh' in Reih und Glied standen, und die alten freien Tannen auf dem Berghang

drüben erkannten ihn sogar und rauschten ihm ernsten Willkomm zu. Mußte er nicht nachdenken, wie viele wechselvolle Jahre dahingeschwunden, seitdem er hier das erste Pferd getummelt, in junkerlicher Dreistigkeit das erste Mädchen geküßt und auf die Franzosen niedergepafft hatte, damals, als sie auf ihrer großen Retraite die allgemeine Achtung traf?

Und eins weckte das andere. Er sah sich auf der Universität, am Kneiptisch, auf der Mensur, mit einer Weltanschauung im Kopf, als romantischen Schwärmer. Aber andere vor ihm hatten bereits die blaue Blume entdeckt und Systeme ausgebaut; ein Nachempfindender, der Gläubigen einer, kein Prophet, mußte er zurückstehen. Da erfaßte seine Begeisterung ein neues Ideal, die Kunst; mit dem Tornister auf dem Rücken zog er über die Alpen. Doch die Nazarener waren ihm zuvorgekommen und hatten das beste vorweggenommen; wieder sah er sich zur Nachfolge verurteilt. Sollte ihm auf politischem Gebiete eine erste Rolle zugedacht sein? Gab es nicht Geheimbünde mit Staat und Gesellschaft umgestaltenden Zwecken? Aber er stieß auf veraltete Formen, daraus der Geist entwichen, und vor dem Getriebe der Selbstsucht und Privatrache in derlei Vereinen ekelte seinem Sinn. Nun hoffte er ein ruhiges Glück in engster häuslicher Beschränkung zu finden, als ob ein in seinen höchsten Lebenszielen Entmutigter mit Aussicht

auf dauernde Zufriedenheit sich zur tüchtigsten Lebensthat, zur Ehe, entschließen könnte! Dieses Bandes überdrüssig und ledig, wurde er Löwenjäger in Afrika, Farmer in Amerika; aber es ist leichter, sich einen Naturstand gedanklich auszumalen, als sich in einen solchen einzuleben, und auch die Verhältnisse unter dem Sternenbanner mit ihrer nackten Lebensprosa haben schon mehr als einen Amerikamüden gezeitigt.

So kennzeichnete ungemessene Aneignungsfähigkeit bei völligem Mangel an schöpferischer Kraft all sein Thun und Wesen. Er war nie ein Mann, der eine That vollbrachte, nie ein Meister, dem ein Werk gelang, nie ein Forscher, der etwas entdeckte, oder ein Denker, der etwas ersann, nie ein Herold, der eine Losung in die Zeit rief, gewesen; ebensowenig konnt' und wollte er je ein einfacher rüstiger Arbeiter nach einem fremden Plan und unter eines andern Leitung sein. Der Genius hatte ihm Sendung und Weihe versagt, aber ein Spuk äffte ihn. Immer um eine Idee zurück, entbrannte er für Gedanken, die schon durch anderer Kopf und Hände gegangen; immer mit der Erfahrung nachhinkend, suchte er Dinge ins Werk zu setzen, die schon anderen besser geglückt oder aber ein- für allemal mißlungen waren. So hatte er vielerlei angestrebt und doch nichts erreicht, so war sein Leben ein reiches und nichtiges zugleich, so hatte er trotz

aller Hast keinen Ruhepunkt, trotz aller Thätigkeit kein Genüge gefunden.

Was Wunder, wenn er schließlich, des ziellosen Treibens müde, alles, was ihm unzugänglich geblieben, für eitel und des Menschen Fähigkeiten für verderblich erachtete, mit denen er nur Versuche auf Irrtümer gehäuft hatte? Innerlich gebrochen, konnte er als letzen Halt nichts bequemeres und willkommeneres finden denn eine starke äußere Regel, das starrste kirchliche Dogma. Es bedurfte nur der Hingabe seines Willens, der sich ohnehin in nutzlosen Bestrebungen abgenützt hatte, und der Abschwörung des freien Geistes, der ohne Selbständigkeit bisher ja doch nur anderen gefolgt und an kein Ziel gekommen war, und der Neophyt trat in eine Welt ein, welche seine Seele für einen Gewinn und seine Bekehrung für ein Wunder der Gnade erklärte. Ein solcher Empfang hat sein Schmeichelhaftes, ja Berauschendes, und der zuvor sein Leben als ein verfehltes und wertloses weggeworfen, redet sich wohl auch selbst ein, die Gnade, die ihn aus Millionen Irrender errettet und berufen, müsse besondere Zwecke mit ihm vorhaben. Der neue Eiferer ist fertig.

Der Ungestüme sieht aber ringsum Laue; sie zu befeuern, fühlt er sich auserkoren, ihm gebührt eine Führerschaft, denn hätte es einer besonderen Einwirkung der Gnade bedurft, damit er einen einfachen Schildknappen abgebe? Die Bequemen

gestehen ihm diese Führerrolle zu, denn auf welch andere Weise könnt' er wohl eine besondere Berufung und die Echtheit seiner Bekehrung bethätigen? So kommt der Konvertit zu Einfluß und Geltung, und bald rumort der Adoptivsohn mehr als die Hauskinder zusammengenommen.

In einer nahen altberühmten Bischofsstadt soll demnächst ein großer Tag gehalten werden, um Sauerteig unter die trägen Massen zu bringen. Dieser Versammlung und Bewegung zulieb hat der wunderliche Alte nach langen Jahren freiwilligen Exils in Rom zum erstenmale wieder deutschen Boden betreten. Er trug sich mit einer Ansprache, durch welche er seinen Landsleuten zu Gemüte führen wollte, daß die Besten unter ihnen halbe Ketzer, die Eifrigsten unnütze Knechte und die Umsichtigsten ohne Schick seien und nichts vor sich brächten. Diese Rede beschäftigte ihn mehr als alles, was ihm auf der Reise aufstieß; denn nicht das Einzelne kümmerte ihn, nur mehr für das Ganze des Kampfes zwischen Licht und Finsternis wollte er Sinn und Augenmerk haben.

Wie es gleichwohl kam, daß er vom Schienenweg nach der Bischofsstadt in sein stilles Heimatthal abschweifte, untersuchte er selbst nicht. Wohl konnte er ein ihm nach dem Tode seines Bruders zugefallenes Guthaben, das an dem Besitze von Kreuzbühel haftete, auf seinen Namen umschreiben oder flüssig machen lassen, aber bedurfte es bei

diesem Geschäfte seiner persönlichen Gegenwart? Er erinnerte sich des gegenwärtigen Gutsbesitzers als eines Namens, den er noch von der Universität her im Gedächtnis hatte; aber wie konnte die Erneuerung einer Jugendbekanntschaft für den von Wert sein, der sich rühmte, alles Persönliche abgestreift zu haben, um ganz in und fürs Allgemeine zu leben? Und doch war er auf dem Wege nach seiner Eltern Schloß, ohne daß er sich fragte, warum, und konnte nicht verhindern, daß Busch und Quell Schabernack in seine Gedanken flüsterten und daß die alten Pappeln und die finsteren Tannen sein asketisches Auge auf sich lenkten.

Wie er so dahinschritt am Rand der staubigen Straße, konnte man sich aber auch kaum einen auffälligeren Wanderer denken. Es schien, als sei an seinem Äußern von jeder der vielen Wandlungen, die er durchgemacht, etwas haften geblieben. So zeigte sein langwallender grauer Vollbart weniger mönchische Fügsamkeit als demokratischen Eigensinn, auf der Nase saß pedantisch die Gelehrtenbrille, aber dahinter schoß das kleine, von Haus aus zornmütige Auge, wenn es sich unbewacht glaubte, noch oft seine blaßblauen Blitze hervor. Der schärfste Gegensatz aber bestand zwischen der frei entwickelten Stirn und der scholastischen Geschlossenheit des schwarzen langschößigen Rockes.

Bisher hatte der Wanderer selten und nur

für Augenblicke seinen ruhigen Gang unterbrochen. Nun aber hielt er länger vor der lieblichen Anhöhe, welche der walddunkle Gebirgszug in das Thal vorschob. Ja, als fühlte er die Nachmittagsschwüle erst jetzt, langte er nach seinem Taschentuch und fuhr sich mit demselben über Stirn und Scheitel. Der Sonnenstrahl legte sich schräg über Wald und Wiesensammet, das Wipfelgewirr mit leichtem Lichtdämmer umwebend, während die abgekehrten Striche des Forstes schon tiefblau dunkelten. Da wo die Wiese in den Wald überging, an wohnlichster Stelle, stand ein Haus, das an etlichen Bäumen seinen eigenen Schatten besaß. Es blickte mit dem Doppelfenster einer Schmalseite auf die Straße nieder; als Wahrzeichen des Hauses, über diesem Fenster, hätte ein gutes Auge die Beute von einem Vielender ausnehmen können. Der graubärtige Fußgänger schien gänzlich verloren in dem Anblick dieses freundlichen Forsthauses. Dasselbe berührte ihn vertraut und fremd zugleich; es kam ihm zu neu vor und schien doch wieder kein anderes zu ein, als welches seit der Kindheit Jahren in seine Erinnerungen ragte. Er blickte gegen den einfallenden Sonnenstrahl, aber trotzdem derselbe für seine alten Augen Blendnis und Beize sein mußte, ließ er nicht ab, hinzusehen. Wiederholt nickte er wie bestätigend, und im gewohnten Aufblicke lag diesmal etwas Flehendes.

„Ist's gefällig, Herr Baron?" mußte der

Kutscher mahnen, der schon vor einer Weile mit seinem Gespann herangerollt war, und er that es mit einem tieferen Bückling als die Zeit her. Wollte er doch seinem Gast zu verstehen geben, daß er nun wohl wisse, wen er fahre.

Röder achtete wenig auf die berechnende Unterwürfigkeit des Knechtes, stieg schweigend ein, vertauschte den Cylinder mit dem Sammetkäppchen und lehnte sich zurück.

Doch der Kutscher hielt noch immer den Wagenschlag und fuhr, eh' er sich auf seinen Sitz schwang, fort: „Und ich möcht' halt recht schön bitten, daß der Herr Baron die Gnad' hätten und mir sageten, wann ich rechts oder links abbiegen soll. Es ist eine Schand', aber ich bin noch nie auf dem Kreuzbühel gewesen. Herentgegen meint die Frau Haberwirtin, daß der Herr Baron die Gegend besser kenneten als wie einer, der da herum zu Haus ist."

Der Baron horchte gespannt auf und murmelte ein- und das anderemal: Die Haberwirtin? Die Haberwirtin? Aber seine Gedanken schienen keinen Anhaltspunkt finden zu können; er schüttelte den Kopf und sank wieder in den Sitz zurück.

Dem Kutscher, der noch immer „bandelte", antwortete er: „Von der Brücke, wo der Mühlbach zufließt, links! Wir werden bald an Ort und Stelle sein."

In der That kam der Kreuzbühel mit seinem

herrschaftlichen Schloß ehestens in Sicht. Letzteres sah ungemein schmuck aus. Es hatte sich gleichsam auf die Zehen gestellt, um ansehnlich zu erscheinen. Das französische Dach gab ihm eine Würde, die dem putzigen Ding an sich nicht zukam. Muschelornament und barocke Schnörkel kleideten seine Außenwände prächtig und die Fenstergitter luden gewaltig in dem schönen Schwunge einer 5 aus. Vor dem Herrenhaus und wie zu dessen Schutze stand ein massiger Turm mit dem Wetterhahn auf der Helmspitze, der einen Teil des Gesindes beherbergen mochte. Am Haupt- wie am Vorderbau wechselte graublauer Mauerbewurf mit weißer Tünche. In den Fenstern spiegelte sich der Strahl der tiefstehenden Sonne.

Wo sich der Weg gabelte, um hier in sanfter Steigung den Schloßberg hinanzuführen und dort gradaus, wie die junge Allee, in welche er einbog, dem Marktflecken zuzueilen, ließ der Baron halten, stieg rasch aus, bedeutete dem Kutscher, er solle drüben beim Bärenwirt einstellen, und versprach vor Einbruch der Nacht selbst dahin nachzukommen.

Es verlangte ihn recht lebhaft, auf der Höhe des Kreuzbühels zu sein, noch bevor drüben die Sonne unterging; daher zog er den steileren Fußsteig den Windungen des Fahrweges vor. Er traf diesen Pfad so sicher, als hätt' er ihn erst gestern zum letzenmal betreten, trotzdem sich derselbe bald

in Busch und Laubwerk zu verlieren schien. Und so rüstig stieg der alte Herr bergan, als fühlte er in seinen Sehnen noch die Schnellkraft der Jugend. Scheint sich doch, wie an Antäus, so an jedem ein Wunder zu vollziehen, der seinen wandermüden Fuß auf der Heimat Scholle setzt.

Der Baron schritt rascher, so wie sich der Fußsteig ebnete und die Aussicht öffnete. Dürres Laub raschelte und in den Zweigen knisterte es, wie um seine Ankunft zu verraten. Als er aus dem Walddunkel auf den Platz vor dem Vorderbau des Schlosses heraustrat, stürzte ihm aus dem finsteren Thorwege ein lichtes Mädchen mit offenen Armen und dem glücklichsten Gesichtchen entgegen.

Doch nur für einen Augenblick und für wenige fliegende Schritte reichte die süße Täuschung hin. Sowie das liebliche Kind des fremden, ernsten Alten ansichtig ward, schien's gleichzeitig, als stolperte sie über ihre eigene Hast und als prallte sie vor schamloser Verwirrung zurück. Sie wußte nicht, wo sie ihre Blicke hinthun sollte, und floh, um ihre Verlegenheit zu verbergen, so rasch wieder in das Thor, als sie herbeigeeilt war.

Aber noch befremdlicher wirkte diese Begegnung auf den Baron. Er wagte keinen Schritt vorwärts, seine Augen blickten stier und graß, seine Kniee zitterten.

Wie konnte ein so holdes, verschüchtertes

Geschöpf, von dessen Dasein er vor einer Minute noch keine Ahnung hatte, feindlich seinen Weg kreuzen? Weckte ihr Erscheinen vorwurfsvolle Erinnerungen? Aber sie zählt erst achtzehn Jahre, achtzehn unschuldige Jahre — wie konnte ihre Jugend mit seinem in weitester Fremde versplitterten Leben in irgendwelcher Art verknüpft sein? Wähnte er ein Gespenst zu sehen? So trete er herzu und spreche mit ihr. Sie ist viel eher ein guter Engel, wenn je einer menschliches Fleisch angenommen hat. Sie ist auch kein stolzes Burgfräulein, nicht einmal eine schnippische Zofe; sie ist armer, dienender Leute Kind, aber brav und schön, brav, daß man weit und breit nur Gutes von ihr spricht, und schön wie ein taufrischer Morgen.

Wenn der Baron mit dem Gedanken kam, sein Elternhaus zu betreten, in dessen traulichste Winkel zu spähen, bei dem neuen Schloßherrn vorzusprechen, ja wohl gar von seiner Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, um noch einmal unter dem Dache zu ruhen, an welches er, o wie oft! nicht anders als wie an einen schützenden Himmel gedacht hatte, so fühlte er sich jetzt mit unüberwindlicher Macht von der geliebten Schwelle gebannt, sah dieselbe gehütet und bewacht von einem liebenswürdigen Mädchen, dem er nicht zu nahen wagte, nach welchem er sein Auge wenden mußte und dessen Blick er doch nicht ertrug.

Das schöne Kind hatte sich rasch gesammelt,

war unter das Thor getreten und ſah mit den ruhigen Augen eines guten Gewiſſens auf den ſonderbaren Fremdling, der quer über den Hof nach dem Park hinſchritt und, eh' er hinter den Wirtſchaftsgebäuden verſchwand, noch einmal ſeinen ſcheuen, fragenden Blick zurückwendete. Ein bißchen Trotz ſtand dem lachenden Geſicht des Mädchens allerliebſt, und von der blanken Stirne konnte man die launigſten Gedanken ableſen: Was brauch' ich mich denn zu fürchten, ſchien ſich die liebe Dirne zu ſagen, vor dem ſpaßigen Alten! Iſt er doch ſelber mehr erſchrocken als ich einfältiges Ding. Eigentlich war's ja luſtig.

Wie er aber nur als ein Fremder den Steig wiſſen konnte? Es iſt alles eins; wüßte nicht, warum ich mich ſchämen ſollt'? Das wiſſen ſie hier oben ſo gut wie unten im Markt, daß wir rechtſchaffene Liebesleute ſind und keine Heimlichkeiten haben. Aber lachen wird er, lachen ... wenn ich nur ſicher wüßt', daß er heut' noch kommen wird. Es iſt ja kaum möglich. Müd' von der Arbeit, und dann noch den weiten Weg! Hätt' ich mir's nicht ſo feſt und ſteif eingebildet, daß er's ſein müßt', als ich's rauſchen hörte, ſo wär' die ganze dumme Geſchichte nicht geſchehen. Gott verzeih mir's, aber ein reines Bocksgeſicht hat er gemacht! Als ob man für ſein Ausſehen könnt'! ... Das war wieder recht garſtig von mir. Er iſt gewiß ein vornehmer Herr und hat vielleicht mit der gnädigen Herrſchaft ſprechen

wollen, und da hätt' ich ihm leicht sagen können, daß die gnädige Frau erst für den Sonntag hat ansagen lassen und daß man im Schloß noch alle Hände voll zu thun hat, um alles recht nett herzurichten ... Daß einem die gescheiten Gedanken immer erst zuletzt kommen!

Drüben im Parke schritt der Baron gedankenvoll auf und nieder. Es war eine Unruhe, eine Unsicherheit in sein Wesen gekommen, deren er sich wohl kaum versah, als er Rom eifernden und streitbaren Gemüts verließ. Er hatte das Heimatthal zu betreten gewagt in der Zuversicht, unerkannt und völlig unberührt zu bleiben, ja wohl gar Sammlung und neue Anregung zu finden für den vorbereiteten Ansturm auf den lauen Geist seiner Parteigenossen. Und nun mußte er schon in der ersten Stunde inne werden, daß alte Erinnerungen erwachen und mit Macht hervorbrechen, sobald man unbesonnen wieder den Fuß auf ihren Schauplatz setzt. Und diese Erinnerungen fielen sein Herz an und rüttelten daran um so heftiger, als es sich nicht zu ihnen bekennen wollte, sondern alles Menschliche und Richtige abgestreift zu haben wähnte. Wo blieb seine erhabene Gleichgültigkeit, seine Stärke, daß er sich von der Thür seines Vaterhauses verscheuchen ließ durch die Ähnlichkeit eines Landmädchens mit —? Aber eben das Rätsel dieser Ähnlichkeit beschäftigte und quälte ihn zumeist. Er hatte kein Auge für die Schönheiten des Parks,

noch auch für den ruhigen Spiegel der Teiche, welche, einem lebendigen Schloßgraben vergleichbar, das Herrenhaus von drei Seiten umgaben und an der Hauptfassade vor ihrem Abflusse die altertümelnde Vorrichtung einer Kettenbrücke ermöglichten. Zwischen dem Wasser und den Mauern zog sich ein Gartensaum hin, von der größeren Anlage an der freien vierten Seite, dem Marktflecken zu, ausgehend und dahin zurückführend. Überhaupt hätte der Baron bemerken können, daß sein Erbe in sorgsame und geschmackvolle Hände übergegangen, wenn er eines unbefangenen Blickes fähig gewesen wäre.

Er setzte sich abseits auf eine Bank und ließ den Kopf sinken. War's Zufall, daß von da aus das Thor sichtbar war, aus welchem ihm das schöne Kind entgegengeeilt kam? War's Zufall, daß, so oft er aufblickte, sein Auge nach dem Thor hinüberspähte? Er sah das Mädchen wieder, aber nicht mehr allein. Ein hübscher, munterer Bursch hatte sich ihr zugesellt.

„Also dem galt's," murmelte der Baron für sich. Er lächelte bitter und nickte wie zufrieden. Sein Blick verriet fast Schadenfreude und als er ihn zum Himmel erhob, war's, als wollte er damit sagen: „Ist es wert, Herr, daß du an diesem Geschlechte Langmut übst?"

Die Liebenden wußten nichts von ihrem unberufenen, grausamen Richter. Aber welches Gericht hätten sie auch zu scheuen gehabt? Es

ist wahr, sie begrüßten sich mit einem herzhaften Kuß, im übrigen jedoch hatte ihr Stelldichein nichts mit dem leichtfertigen Gethue anderer junger Leute gemein. Wohl, sie lachten, aber sie sprachen auch ernsthaft, als handelte sich's um die wichtigste und heiligste Angelegenheit ihrer Herzen. Sie guckten einander in die Augen, aber was spiegelten diese anderes als das schuldlose Glück von Jugend und Liebe? Sie faßten sich an den Händen, und wenn dabei unbewußt der Puls rascher hüpfte, wer kann und will ihnen das junge, gesunde Blut verargen? Sie standen und blieben vor dem Thore, im Angesichte aller, die des Weges kamen oder kommen konnten, und es fiel ihnen auch nicht im entferntesten ein, daß sie für ihr Gekose bergende Schatten nötig haben sollten. Seine Freude muß an ihnen haben, wer je selbst geliebt hat und für Menschen menschlich fühlt.

Und der Baron drüben? Wenigstens ist der häßliche Zug aus seinem Antlitz verschwunden. Die Abendglocke erinnert ihn zudem, daß er lange genug fremdes Glück belauscht. Was gäb' es auch ferner noch zu beargwohnen? Nach dem ersten Glockenschlag reicht das Mädchen ihrem Liebsten die Hand zum Abschied. Wohl will sie dieser noch einmal in seine Arme fangen, aber wie ein Kreisel ist sie ihm entkommen und in den Thorweg verschwunden. Ihr letztes Wort ist ein helles: „Gute Nacht, Fritz!"

„Leb' wohl, herziger Schatz!" ruft der Burſch zurück und lenkt ſeine männlichen Schritte dem Fußſteige zu.

Auch der Baron erhob ſich und ſchlug dieſelbe Richtung ein. Er dachte wieder beſſer vom Mädchen; vielleicht ſchämte er ſich ſogar ſeines garſtigen Argwohns von früher. Sein dem deutſchen Weſen ſeit Jahren entfremdeter Sinn hätte ſich immerhin auch geſtehen können, daß noch etwas Wahres ſei an deutſcher Zucht und Sitte. In dem Grade, als die wackere Haltung des Mädchens ſeine vorgefaßte Meinung von der Verderbnis der Welt Lügen ſtrafte, beſchäftigte ihn dasſelbe auch lebhafter. Ja, das ſchöne Kind gab ihm bereits mehr zu denken, als er ſich bekennen wollte. Er mußte es gelöſt ſehen, das vorwurfsvolle Rätſel dieſer Ähnlichkeit. Je mehr er überlegte, wie ihm beizukommen ſei, deſto öfter kam er auf die Worte ſeines Kutſchers zurück. Mit dem Entſchluſſe: Zur Haberwirtin! betrat er den Marktflecken.

Trotz mancher Veränderungen, welche der Ort, und zwar in vorwiegendem Maße zu ſeinem beſten, erfahren, fand ſich der alte Herr in den Gäßchen und Gaſſen doch unſchwer zurecht. Er erkannte, obgleich die Dunkelheit nun raſch zunahm, auf den erſten Blick das breite Bärenwirtshaus auf dem Platze. Davor ſtand auch richtig ſein Kogelwagen. Der Kutſcher hatte bereits wieder eingeſpannt; auf die Heimfahrt

bedacht, mochte er seinen Passagier schon mit Ungeduld erwartet haben. Endlich mußte ja doch das Trinkgeld zum Vorscheine kommen, auf dessen Höhe sich die durstige Kehle schon so viel zu gute gethan. Aber der Baron that nichts dergleichen und machte auch nicht Miene, das gastliche Haus zu betreten. Vielmehr wendete er sich mit der Frage an den Rosselenker:

„Die Haberwirtin hat gewiß auch Gastzimmer?"

„Das wollt' ich meinen," antwortete der Gefragte, noch unklar darüber, wo das hinauswolle; „es kehren im Sommer und Winter bei ihr Herrschaften ein. Sie hält auf Ordnung und Reinlichkeit, das muß man der Haberwirtin lassen. Bei ihr ist der Stubenboden so sauber als anderswo der Tisch; es ist eine Freud', man könnt' einen Strudelteig darauf ausziehen."

„Also fahren wir zur Haberwirtin zurück," entschied der Baron.

Der Kutscher blickte überrascht auf und griff sich verlegen hinters Ohr:

„Ja — aber —"

„Du hast schon einen andern Passagier, willst du mir sagen."

„Ja wissen's, Herr Baron, verzeihen's, ich hab' halt nicht gewußt, daß Sie mit mir zurückfahren; und da hab' ich mir gedacht, eh' ich leer heimfahre —"

„Nimmst du selbst mit einem blinden Passa-

gier vorlieb. Nun, der Wagen hat für zwei und mehr Platz."

Inzwischen war der blinde Passagier aus der Wirtsstube getreten und der Baron erkannte in ihm den Burschen, der die schöne Pförtnerin geküßt, den glücklichen Liebhaber vom Kreuzbühel. Der alte Herr schien wenig erfreut über dieses Zusammentreffen. Es regte sich in ihm etwas wie Unwillen, um nicht zu sagen Neid gegen den jungen Menschen, obgleich dessen frisches, offenes Gesicht geeignet war, auf jeden Unbefangenen einen günstigen Eindruck auszuüben.

Der Kutscher hatte seinem jüngeren Fahrgast rasch ein paar Worte über die veränderte Lage zugeflüstert und dieser entschuldigte sich dem Alten gegenüber, der eben den Fuß aufs Trittbrett setzte, mit den Worten:

„Ich will mich keineswegs aufdrängen, Herr Baron. Ich hielt die Kutsche für leer. Sonst machte ich mir wenig aus dem Stückchen Weg, aber heute hab' ich meinen Kräften etwas zu viel zugemutet. Übrigens werde ich Sie nur bis zur Haberwirtin belästigen."

„Da haben wir ja einerlei Ziel," erwiderte der Baron, eher mürrisch als einladend; bedeutete seinem Gefährten aber doch, mit einzusteigen.

Dieser schwang sich zum Kutscher auf den Bock und sagte:

„Ich danke, Herr Baron, jeder auf seinen

Platz! Sie fänden an mir nur einen ſchläfrigen Geſellen! Hier oben hab' ich die kühle Nachtluft aus erſter Hand, und dieſe wird mich munter erhalten."

Röder hielt eine Antwort für überflüſſig.

Der junge Mann kam ihm durchaus nicht ſchläfrig vor, eher ſchneidig und etwas vorlaut. Gleichwohl konnte er ihm nicht mehr gleichgültig ſein. Droben koſte er mit dem herrlichen Mädchen, deſſen vorwurfsvolles Bild der alte Herr noch immer vor Augen zu haben glaubte, und hier fand er ſich zu ihm als ungebetener Begleiter zur Haberwirtin. Er iſt die dritte Geſtalt, die ihn heute innerhalb weniger Stunden aus ſtolzer Ruhe aufgeſchreckt hat. Verknüpft ein gemeinſames Band alle drei, und welches?

Der Baron ſucht ſich die Züge der Wirtin zu vergegenwärtigen, aber vergeblich; er hat ſie zu flüchtig betrachtet. Wie zur Beruhigung ſagt er ſich, wenn etwas für ihn Bedeutſames in ihrem Geſichte läge, ſo müßt' es ihm aufgefallen ſein, ſo müßt' er es bemerkt haben. Doch andererſeits, wie war's nur möglich, daß ſie ihn auf den erſten Blick erkannte? Ein ſo altes treues Gedächtnis läßt auf eine tiefere Wurzel ſchließen.

So wühlte Röder, um eins aus dem andern zu erklären, immer tiefer in Erinnerungen und Möglichkeiten. Er verharrte, in ſich gekehrt, in der dunkelſten Ecke des Wagens, wie ſehr auch die Pracht einer ſpätſommerlichen Mond-

nacht den Blick über die schimmernden Gefilde lockte. Die heimatliche Erde, welche ihm schon am hellen Tage zum Willkomm so viele mahnende Gesichte zugedacht hatte, konnte sich im Bunde mit der Nacht für ihn nur noch furchtbarer und unheimlicher erweisen. An dem Försterhaus vorüber drückte er die Augen fester zu, ohne aber verhindern zu können, daß der zuvor gewonnene Eindruck und die durch ihn geweckten Erinnerungen nach innen sich kehrten, tief in seine Vergangenheit nachleuchtend.

Als die Kutsche hielt, trat die Haberwirtin in die Thür. Das Gespann erkennend, eilte sie, von jäher Ahnung getrieben, an den Wagenschlag, noch ehe der Kutscher hinter dem etwas taumeligen Fritz vom Hochsitz herunter war. Ihr Geist erwog bereits ganz andere Schritte und Wirkungen, während sie in geläufigem Tone den Angekommenen mit den Worten auszeichnete:

„Wie, Herr Baron, Sie wollen bei der Haberwirtin einkehren? Wo soll sie denn das hinschreiben? Es ist eine Ewigkeit her, und ich glaubte, daß Sie uns Kreuzbühler längst vergessen hätten. Aber wenn auch spät, die Heimat kommt halt doch zu Ehren."

„In der That," erwiderte Röder, bemüht den redseligen Empfang abzukürzen, „möcht' ich Sie, Frau Wirtin, um ein Gastzimmer bitten."

„Und ich möcht' mir das ganze Kreuzbühler Schloß herwünschen. Der Herr von Vogelstein

kommt erst morgen aus der Stadt; hätten Sie ihn getroffen, Sie wären sicher nicht sobald wieder abgekommen und ich hätte das Nachsehen gehabt. Freilich werden Sie bei mir mit dem guten Willen vorlieb nehmen müssen."

Während sie so sprach, langte sie Überrock, Schirm und Tasche aus dem Wagen, nahm der Kellnerin, welche herbeigerannt war, das Licht ab, leuchtete dem alten Herrn die Stiege hinauf, indem sie dem jüngeren Gaste nur ein freundliches „Guten Abend, Fritz!" zurief, schloß das vornehmste und blankeste Gemach auf und schickte sich an, es vollends aufzuräumen. Sie ließ die Rouleaux herab, versorgte den Waschtisch, überzog das Bett mit den blendendsten Linnen, und that das alles so geräuschlos und flink, daß man ihr die Jahre unmöglich ansah.

Röder betrachtete sie aufmerksam; keine Miene, keine Bewegung ließ er sich entgehen; gleichwohl blieb ihm ihr Gesicht, ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen völlig fremd; weder Auge noch Stimme weckte irgend welche eingesargte Erinnerung.

„Und wollen Sie zu Abend essen, Herr Baron?" fragte die emsige Wirtin, eh' sie das Zimmer verließ. „Ich habe alles frisch für die zwei Feiertage."

In der That mochte der alte Herr seinem Magen keine längere Buße zumuten. Er bestellte eine lautere Brühe, die er sich mit Liebig'schem Extrakt zu verstärken gedachte, ein weiches Beef-

steak und ein Glas Rotwein. Zwar war der heutige im Hinblick auf das morgige Fest ein Fasttag, aber für diejenigen, deren Magen nicht von Jugend auf katholisch geschult ist, versteht sich die Kirche gern zu Indulgenzen.

Als die Wirtin die Stiege herabkam, sah sie den blinden Passagier am Gasttisch in der Hausflur sitzen. Er hatte die Arme aufgestemmt und hielt mit den flachen Händen sein müdes Haupt. Gleichwohl sprang er auf, als er die alte Frau an ihren Tritten erkannte, reichte ihr beide Hände dar und sagte zugleich herzlich und entschlossen:

„Mutter, ich bin gekommen, Ernst zu machen. Aber heut' kein Wort mehr darüber, ich bin zu müde. Bis zur Feierstunde hab' ich rüstig geschafft, darauf hielt mich Auszahlung und Verrechnung hin und dann erst konnt' ich mich auf den Weg machen. Ich bin übers Gebirg gekommen, ich weiß nicht wie — und selbstverständlich noch viel schneller auf den Kreuzbühel. Dafür haben wir uns aber auch so herzhaft geküßt wie noch nie. Ihr hab' ich noch nichts Gewisses gesagt, ich wollt' erst Eurer Billigung gewiß sein. Im Markt überfiel mich plötzlich eine solche Mattigkeit, daß ich nicht wüßte, wie ich herausgekommen wäre, wenn mich nicht der Wagen des alten Herrn aufgenommen hätte."

„Das hat sich freilich sonderbar gefügt, recht sonderbar," erwiderte die Wirtin, mit ihren eigenen

Gedanken beschäftigt, fügte aber, sich rasch besinnend hinzu: „Immer über Macht! Ich wünsch' es nicht, aber Ihr werdet noch Lehrgeld bezahlen müssen. Jetzt kommt mit in die Küche und wählt Euch ein gutes Stück."

„Keinen Bissen, Frau Mutter! Ich müßte darüber einschlafen. Ein Bett ist alles, was ich wünsche, und wenn das kleine Stübchen frei ist . . ."

„So geht in Gottes Namen! Aber daß Ihr mir ja morgen und übermorgen dableibt . . . hört Ihr, Fritz?"

Der Angerufene hörte nicht mehr. Er kannte den Hausbrauch und schlief nach wenigen Minuten so gut, als wäre es im Elternhaus.

Die Wirtin eilte in die Küche und stand bald am flammenden Herd. Einem so unerwarteten, oder richtiger vielleicht, einem so lange und sehnlichst erwarteten Gaste wollte sie selbst kochen. Der Gluthauch verklärte ihr sinnendes Gesicht. Es war kein harter Zug in demselben zu entdecken. Einstige große Schönheit mochten hier die Jahre ins Ehrwürdige, echt Mütterliche umgestaltet haben. Das braune Auge blickte mild und ruhig. Der Mund hatte wohl niemals viel gelacht, aber noch weniger sich je vor Leidenschaft verzerrt. Hinter dieser Stirn durfte man andere als bloß die Gedanken einer Bäuerin vermuten. Die Sanftmut, welche über das ganze Antlitz ausgegossen war, hatte etwas Rührendes und zum Mitleid Bewegendes,

aber ohne daß es zu der Frage berechtigte, ob hier auch wirklich Mitleid am Platze sei. Wenn an diesen Zügen ein leiser, unausgesprochener Schmerz einigen Anteil hatte, so verlieh er ihnen doch nur Adel und Würde.

„Es ist eine augenscheinliche Fügung Gottes!“ bestätigte sich die gute Frau wiederholt, die stillere Folge ihrer Gedanken unterbrechend. „Aber nun er endlich da ist, bin ich ratloser als je. Wie oft hab' ich es mir zurecht gelegt, und ich meinte, ich würde es wie eine Schulaufgabe aufsagen können. Ja, wenn mein Herz so mutig wäre, als es sich's eingeredet hat! Aber man kann auch nicht mit der Thür ins Haus fallen, und wenn nicht er selbst drauf eingeht, so ist alle Müh' umsonst. Mich kennt er nicht, oder will mich nicht erkennen. . . . Freilich, er braucht nur zu sagen: Ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten, Frau Wirtin — und ich muß schweigen. Meine Sach' ist's auch nicht, was mir auf der Zunge brennt. Mein Gott, sie kam mir nie so kindisch und verrückt vor wie eben heute, da es mich im Grund genommen doch nur eine gleichgültige Frage kostet. Wenn eins zu sorgen und zu schaffen hat, Mutter und Großmutter alt und hinfällig wird — wie ist's möglich, daß man noch immer an einem Gedanken, an einem Bilde, einem Klange aus der Jugendzeit festhält?“ Und die würdige Frau seufzte und die Flamme reckte sich und lugte ihr neugierig in die Augen.

„Nein, nein, Gott weiß es!“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort. „Nicht meine Sache soll mir den Mund öffnen. Aber wie die arme Rosel gelitten und geschwiegen, das muß heraus, und sollt' es ihm am alten Herzen nagen. Das bin ich dir, unglückliche Freundin, schuldig, obwohl schon zweimal Gras darüber gewachsen. Mich kennt er nicht, gleichviel! Aber er soll in ein Engelsgesichtchen schauen, und wenn er auch das nicht kennt, nun, so sind meine Augen blind, oder er hat kein Herz.“

Und die Haberwirtin rief die Kellnerin und sagte zu ihr eifrig:

„Hol' mir den kleinen Michel. Er soll die Schuh' anziehen und den Hut aufsetzen für einen Botengang.“

Michel, der im Stall zu einem richtigen Pferdeknecht heranreifte, erschien vor der alten Frau, und diese schickte ihn auf den Kreuzbühel mit den Worten:

„Nimm dich zusammen, Michel; geh' zur Teichhüter-Rosel hinauf und sag' ihr: Einen schönen Gruß von der Frau Godl und sie brauchet eine Überhilf' für die zwei Feiertäg', und die Rosel möchte ja morgen zeitlich in der Frühe herabkommen. Weißt, links vom Turm bei dem kleinen Fenster klopfst du an, und in anderthalb Stunden kannst wieder zurück sein, hast ja junge Füß'! Verstanden? Und jetzt mach schnell.“

Sie selbst, die Haberwirtin, wollte dem Baron

auftragen. Sie band sich daher eine frische Schürze vor und setzte ein weißes Häubchen auf. Die Haare, welche dasselbe unbedeckt ließ, waren kaum minder weiß als das mit Spitzen besetzte Linnen. Der Gang kam ihr schwer an. Sie hatte ihre eigene Angelegenheit zurückgedrängt und wollte lediglich, eine edle Rächerin, vom Verrat an ihrer Freundin sprechen. Sie erwartete nicht, dem Baron leicht beikommen zu können, setzte bei ihm vielmehr ein harthöriges Gemüt voraus. Daß er seit einigen Stunden selbst schon die Beute folternder Ahnungen und Zweifel geworden, wußte sie nicht. Wohl versprach sie sich viel vom Erscheinen der Teichhüter-Rosel, aber wenn sich schon heute die Gelegenheit zu einem eindringlichen Worte bieten sollte, so wollte sie dieselbe nicht unbenützt vorübergehen lassen.

Mit einem freundlichen Abendgruße trat sie ein und deckte den Tisch. Sie fühlte, daß das Auge des alten Herrn, der sich auf den Armstuhl niedergelassen und das schwarze Sammtkäppchen auf seinen kahlen Scheitel gedrückt hatte, auf ihr ruhte, aber sie vermied es, mit ihrem Auge seinem forschenden Blicke zu begegnen. Sie hatte ihm beim Empfange genug vorgegeben und wollte nun sehen, ob er absichtlich zurückhalte.

Aber als die schmackhafte Brühe vor ihm dampfte, hob der Baron selbst an und sprach:

„Sie glauben mich also zu erkennen, Frau Haberwirtin?“

„O, Herr Baron Röder,“ antwortete diese, „wer auch nur einmal Ihren gestrengen Herrn Vater gesehen, wird in Ihnen seinen Sohn erkennen. Hieß es damals doch allgemein: Junker Friedrich ähnelt dem gestrengen Herrn Baron am meisten, ist ihm wie aus den Augen geschnitten.“

„So kannten Sie also auch meine Eltern und Geschwister? — Gott hab' sie selig.“

„Der gnädigen Frau Baronin, Ihrer seligen Mutter, verdank' ich ja alles, was ich bin und habe. Sie hat mich, ein kleines Ding, ins Schloß genommen und in die Küche gestellt zum Eßzeugputzen. Sie hat Mitleid gehabt mit dem armen unwissenden Geschöpf und ließ mich lesen und schreiben lernen, nähen und mit der feinen Wäsche umgehen. Willig war ich, das ist wahr, und ich habe mich im Salon ebenso fleißig umgesehen wie in der Küche und hab' auch der Mamsell Jeannette manches abgemerkt. Und als die Mamsell in Ungnade fiel und Knall und Fall das Schloß verlassen mußte, hat mich die Frau Baronin zu ihrer Kammerjungfer gemacht, sowie auch etliche Jahre später als Gesellschafterin in die Stadt und auf Reisen mitgenommen. Das alles geschah aber erst, als Sie, Herr Baron, schon von Kreuzbühel fort waren, als Jahr um Jahr verging, ohne daß Sie wiederkehrten. So

lange Sie als junger Herr zu Hause waren, hieß ich die kleine Liesel, die brave Liesel, die schlimme Liesel, je nachdem ich gute oder böse Tage hatte."

„So so," erwiderte der Baron, welcher von der Erzählung der Wirtin umsomehr befriedigt schien, je mehr dieselbe von der befürchteten Richtung abwich; „es ist sehr schön, daß Sie meiner Mutter einen so warmen Dank zollen, sie war eine gute Frau."

„Und hat Sie sehr geliebt und viel um Sie geweint und Sie immer gegenüber dem strengen Herrn Vater in Schutz genommen. Und wie gar manches hat sie still für sich im Herzen getragen! O, sie war gut und nachsichtig! Nichts konnte ihr entgehen, das Verborgenste hat sie geahnt, und doch hat sie häufiger verziehen als gerügt."

Die alte Frau sprach diese Worte mit Eifer und Nachdruck und legte manche absichtliche Beziehung hinein. Unangenehm berührt preßte Röder auch die Lippen zusammen und schloß die Augen. Er konnte die Andeutungen so auslegen, als gälten sie ihm persönlich, oder mochte sie als allgemeine Bemerkungen hinnehmen. Er durfte sich ungehalten zeigen über den familiären Ton, den die Wirtin anschlug, konnte aber auch das vermeintliche Übermaß ihrem anhänglichen Gemüt oder ihrer Einfalt zu Gute halten. Ins Mark fühlte er sich nicht getroffen, daher zog er vor, sich schweigend und ablehnend zu verhalten, indem er sich über seinen Teller beugte.

Aber die Wirtin ließ sich dadurch keineswegs zum Rückzug bewegen, sondern begann von neuem:

„Meiner können Sie sich wirklich gar nicht erinnern, Herr Baron?“

„Wenn Sie mir etwas mehr auf die Spur helfen, vielleicht ... mir ist im Leben viel durch den Kopf gegangen, er ist alt geworden,“ antwortete Röder mit einem mitleidigen Lächeln.

„Und meiner ist nicht jung geblieben; aber wenn ich den Kreuzbühel besser im Gedächtnisse habe, so darf Sie das nicht wundern, ich bin ja zeitlebens nicht weit von ihm fortgekommen. Ich könnte Ihnen wohl hundert Stücklein erzählen, lustige und traurige, und ich dächte, wir könnten zur Stunde von nichts besserem plaudern. Gewiß will ich Sie auf die Spur bringen, und müßt' ich Sie auch Bienenstichen aussetzen.“

Nach einer Pause fuhr die Wirtin fort:

„Sie hatten noch Ihren Hofmeister, den guten Kandidaten Müller, Junker Wilhelm sollte aber mit nächstem auf die hohe Schule kommen. Die Schweizer Bonne war bei der herzigen Adolphine, Jeannette galt noch alles bei der gnädigen Frau Baronin und mit dem alten John durften Sie täglich eine Stunde im Park reiten. Den feurigen Fuchsen bekamen Sie erst später und dann ging's freilich in den Markt hinab oder zum Försterhaus hinüber. Den großen zottigen Sultel durften die kleinen Herrschaften nur in den Hof

oder in den Baumgarten mitnehmen, weil er mit seinen tollen Sprüngen in den Blumenbeeten argen Schaden angerichtet hatte. Ich hieß noch die kleine Liesel und war bei allen Spielen. Doch zur Geschichte. Einmal war der brummige Gärtner mit allerlei Gerät bei den Bienenstöcken. Er zog sich über den Kopf einen schmutzigen Sack, welcher am untern Ende den Kranz von einem Sieb und statt des Siebes selbst eine runde Glastafel hatte. Es sah schrecklich und spaßig aus, wie er mit diesem einen großen Glasauge herumglotzte. Dann zwängte er den Bienenstock auf und entfernte eine Wand, so daß die honigtriefenden Waben sichtbar wurden. Aber die armen Tierlein ließen sich diesen zerstörenden Eingriff nicht ruhig gefallen; sie kamen dunkel geschart aus den Zellen und hinter den Wänden ihres Baues hervor und irrten ratlos und hilflos an den Bruchflächen des äußern Gehäuses auf und nieder. Und wie zur Abwehr schwirrten sie in einer surrenden Wolke auf ihren Feind los, konnten aber dem Glotzauge nichts anhaben. Nur etwas hinderlich waren sie ihm bei seinem Raube. Daher langte er nach einem kleinen Blasebalg, füllte ihn aus einer Glutpfanne mit garstigem Rauch und entlud diesen auf das verstörte Völklein, um es von seinen frevelhaften Händen, welche Wabe um Wabe herausbrachen, zu verscheuchen. Wir Kinder kamen neugierig nah und näher. Zwar warnte und greinte der

unfreundliche Mann, aber was er sagte, verstanden wir nicht; es klang so dumpf aus dem Sacke hervor. Plötzlich schrie die kleine Prinzeß laut auf; die Bienlein wußten nicht, was sie thaten, da sie an dem artigen Kind ihre Wut ausließen. Ich wollte zu Hilfe eilen und wehrte mit dem Fürtuch, bekam aber bald so viel Stiche, daß mir vor Schmerz und Weinen Hören und Sehen verging. Sie, Herr Baron, kriegten auch Ihren Teil, gestehen Sie es nur. Mit Stolz durften Sie freilich Ihre Beulen nicht zur Schau tragen, denn Sie hätten bereits wissen sollen, daß die Bienen einen Stachel führen. Adolphinchen wurde von der nachlässigen Bonne aus der gefährlichen Nachbarschaft der Bienenstöcke gerettet, Sie liefen wohl aus eignenem Antrieb davon, ich aber, die Meistbeteiligte, wußte nicht, wo aus, wo ein und wälzte mich vor Schmerz auf dem Rasen. Da kam der gute Herr Müller mit einem nassen Tuch, legte mir dasselbe aufs Gesicht, nahm mich in seine Arme und redete mir freundlich zu. Und von da an hatte er mich immer mehr lieb und nährte mich von seinem Geiste; er war's, der mich lesen und schreiben lehrte und mir Bücher gab — natürlich mit Erlaubnis der gnädigen Frau Baronin. Zudem waren wir beide aus demselben Orte. Nun, wissen Sie auch von dieser Geschichte nichts mehr? War's nicht so?"

„Ganz gewiß," erwiderte Baron Röder launig;

„ich erinnere mich, daß die kleine Liesel damals ein rotes Kopftüchlein trug und daß wir sie deshalb Rotkäppchen nannten."

„Was ich wohl hörte, aber nicht verstand."

„Dafür ist aber Kleinlieschen mittlerweile recht klug und beredt geworden."

Auf diesen Ton ging die Haberwirtin nicht ein. Dagegen sollt' es wie eine zufällig hingeworfene Frage klingen, als sie sprach: „Was wohl aus Herrn Müller geworden sein mag?"

Sie sprach es schüchtern. Es war fast mehr ein leise hingehauchter Seufzer. Und wie ein Mädchen errötend, horchte sie, welche Aufnahme das unwiderrufliche Wort finden würde. Daß mit demselben das ein Menschenalter hindurch keusch gehütete Geheimnis den Weg über die Lippen gefunden, gewahrte sie erschreckend.

„Vom guten Müller kann ich Ihnen manches erzählen," entgegnete Röder. „Aber zuvor müssen Sie sich setzen, das Alter steckt uns beiden schon in den Beinen. Auch muß ich etwas weiter ausholen. Ich bin Ihnen Revanche schuldig für Ihre hübsche Jugenderinnerung, aber Sie haben mir die Aufgabe schwer gemacht."

Der Einladung, sich niederzusetzen, folgte die alte Frau gern, denn sie erhielt sich kaum noch aufrecht, so pochte ihr das Herz, banger Erwartung voll.

Röder war über die Wendung, welche das Gespräch genommen, so erfreut, daß ihm die sichtliche

Befangenheit an seinem Gegenüber entging. Begreiflich; er hatte peinliche Enthüllungen befürchtet, kam aber bisher nicht nur heil davon, sondern fühlte sich überdies noch auf Augenblicke in seine harmlosesten und glücklichsten Lebensjahre zurückversetzt. Daß sich das Rotkäppchen etwas ungebührlich vorgedrängt hatte, war er der allgemein menschlichen, insonderheit weiblichen Eitelkeit zu verzeihen geneigt. Was konnte und sollte die gute Alte noch im Hinterhalt haben, wenn sie die Aufmerksamkeit nun auf einen völlig unbeteiligten Dritten lenkte? Begraben und vergeben! Und der Baron begann zugleich salbungsvoll und heiter:

„Ich habe in meinem Leben mancherlei unternommen; dem einen Werk schenkte Gott Gedeihen, das andere mißglückte. Aber gerade dort, wo ich scheinbar unterlag, lernte ich oft erst recht das Eingreifen der Gnade bewundern und verehren. Ich zog als Sportmensch nach Afrika, wollte Löwen und Tiger jagen, kam anstatt dessen aber in die Lage, viele schwarze verlorene Menschenkinder mit dem Namen Christi bekannt zu machen; freilich entging mir dafür die stolze Jagdbeute.

„Mich dauerten die armen Auswanderer nach Amerika; ich wollte Fürsorge treffen, daß sie auf ihrem Wege zu Wasser und zu Lande nicht beutegierigen Agenten in die Hände fielen. Dabei hatte ich keine andere, als eben nur eine menschenfreundliche Absicht. Aber die Gnade adelte mein Unternehmen; ihr unwürdiges Werkzeug, gründete ich

drüben christliche Kolonieen, richtete das erste Kreuz auf und baute Kirchen in Gegenden, die nie zuvor eines Europäers Fuß betreten. Daß ich dabei mein Vermögen verlor, ist vielleicht meine Schuld; was aber an dem Werke Bestand hat, ist nicht mein Verdienst. Während mich diese amerikanische Angelegenheit beschäftigte, legte ich den Weg hinüber und herüber mehrmals zurück. So hatt' ich mich eben wieder in München zum Aufbruche gerüstet, als mich Müller aufsuchte. Wir hatten uns seit meinen Universitätsjahren nicht mehr gesehen. Nun überzeugte ich mich aber auf den ersten Blick, daß er keineswegs in glänzenden Verhältnissen lebte. Ich hatte Eile und fragte ihn daher ohne viele Umstände, ob er nicht Lust hätte, mitzukommen. In welcher Eigenschaft?' erwiderte er gespannt. Ich antwortete darauf: ‚Als Schulmeister für den Anfang und als Regenschori unserer künftigen Kathedrale.' In einer Stunde waren wir einig und in wenigen Tagen auf der hohen See. Ein Klavier und Stöße Notenpapiers hatte er sich zur Bedingung gemacht. Als er drüben unsere Blockhäuser erblickte und ein solches als Wohn- und Schulhaus angewiesen bekam, sah er allerdings etwas verdutzt drein. Aber er fügte sich wie wir alle in die neuen, hoffnungsvollen Verhältnisse. Er war eifrig, war wohlgelitten, hatte auch bald eine kleine Musikbande beisammen. Nur seine zunehmende Zerstreutheit machte uns besorgt; wenn er am Klavier oder über seinen Noten saß, ver-

gaß er ſich und die Welt, Blockhäuſer, Prairieen und Urwald. So vergaß er auch aufs Heiraten, und doch hatten wir in unſerer Gemeinde einige friſche Mädchen, und jeder neue Hausſtand war ein Gewinn für uns alle. Da mußte eine kleine Liſt nachhelfen. Die Einweihung unſerer erſten Kirche war ein großes Feſt, zu welchem unſere ganze weitausgedehnte Kolonie mit Kind und Kegel herbeieilte. Dieſe Gelegenheit und Feſtſtimmung benutzten wir, um den ſchüchternen Müller in den Kreis der blühendſten Mädchen zu bannen. Freunde ließen es weder hüben noch drüben an ermutigenden Worten fehlen, und ſo geſchah das Unglaubliche, daß Miß Flora und Maſter Müller den Kreis als Verlobte verließen. Nach etlichen Wochen ſollte die Hochzeit gefeiert werden. Die Braut, die Brautjungfrauen, die Eltern, die Gäſte — alles war im Store verſammelt, im Feſtſtaat, der, obgleich ſchon etwas verblichen, noch europäiſchen Urſprungs war. Von da aus ſollte der Gang in die Kirche angetreten werden. Wer aber ſäumig iſt: das iſt die eine der beiden wichtigſten Perſonen, der Bräutigam. Man wartet eine, zwei Stunden, und Miß Flora wechſelt ſchon alle Farben. Endlich entſchließen ſich zwei Wohlwollende, ins Schulhaus zu gehen. Richtig finden ſie da den guten Müller über ſeinen Noten. ‚Aber, Maſter, liebſter Maſter, haben Sie denn völlig den Kopf verloren? Über zwei Stunden bereits wartet der Brautzug?‘ greinen die Freunde. ‚Brautzug? Ja ſo; nun,

wer heiratet denn heute?‘ entgegnet Müller mit der gutmütigsten Unwissenheit und sucht eifrig nach seinem Lieblings-Instrument, um sich mit ihm wie gewöhnlich an die Spitze der hinterwäldlerischen Musici zu stellen. Da reißt den beiden Männern die Geduld. ‚Unseliger, Verrückter, Narr!‘ poltern sie; ‚Miß Flora vergeht vor Zorn und Scham, und der Bräutigam fragt noch, wer hochzeitet! Ist so etwas je erhört worden?‘ Master Müllers Lächeln entwaffnete die zürnenden Freunde. Sie ziehen ihm den verschossenen Frack an, rücken ihm die Kravatte zurecht, nehmen ihn in die Mitte und führen ihn wie im Triumphe vor die errötende Braut. Eben beginnt er: ‚Miß Flora verzeihen . . .‘ zu stottern, da dreht ihm diese stolz den Rücken und — aus der Heirat wurde nichts. Wer sich am leichtesten darüber tröstete, das war unser Müller. Er wird wohl auch später nicht geheiratet haben. Ob er noch lebt? Ich habe nichts mehr von ihm gehört, seit ich von Amerika fort bin. Jedenfalls war er drüben gut aufgehoben.“

Tief und schmerzlich bewegt rief die Haberwirtin aus: „O mein Gott! In Amerika verdorben und gestorben!“

Ihr waren schon vor einer Weile Thränen in die Augen getreten, die jetzt unaufgehalten über die bleichen Wangen liefen. In das Fürtuch, welches sie trocknen sollte, schluchzte sie laut.

Röder war überrascht von der Wirkung seiner

Heiratsgeschichte. Er griff nach der Brille, welche er während der Erzählung abgelegt hatte, um in den Zügen des Matronengesichtes lesen zu können. Es war nicht seine Absicht gewesen, sich über Müller lustig zu machen; daß ihn seine Laune zu einer übertriebenen Darstellung verführt hatte, bemerkte er zu spät. Beschwichtigend sagte er: „Liebe Frau, daß Müller an mir einen dankbaren Schüler und Freund hatte, brauch' ich wohl nicht erst zu sagen. So viel an mir lag, ließ ich überhaupt keinen zu Schaden kommen, der mit mir seine alte Heimat für Amerika vertauschte. Müllers Schwächen waren durchwegs liebenswürdiger Natur; sie haben ihm manchen schlimmen Streich gespielt, gegen welchen die verwirkte Braut harmlos erscheint. Und harmlos wollt' ich die Geschichte auch erzählt haben. Daß Sie an seinem Geschicke so tiefen und herzlichen Anteil nehmen, konnte ich nicht voraussetzen. Ich ehre Ihre Gefühle."

„Und ich schäme mich ihrer nicht," antwortete die würdige Frau, indem sie klar und ruhig aus ihren noch feuchten Augen blickte. „Obwohl ich ihm nichts war und nichts sein konnte, obwohl mich nur ein mitleidiger Strahl seines Geistes traf und seines Herzens Güte mich nicht mehr und nicht weniger als so viele andere beglückte, begleitete mich sein Bild doch mein ganzes Leben lang, hielt ich sein Andenken hoch und flüchteten meine Gedanken oft zu ihm in einsamen Stunden".

„Ich war kaum siebzehn Jahre alt, als er

mit Ihnen Kreuzbühel verließ; seither hab' ich ihn nicht wieder gesehen und nur selten von ihm gehört. Niemals kam er wieder des Weges, der in seine Heimat führt. Wie andere Mädchen mit unverstandenen Wünschen von Prinzen, von Rittern und Helden träumen mögen, so lebte er in meinen Mädchengedanken".

„In meinen stolzesten Stunden wollte mich die Ahnung und Zuversicht beschleichen, als ob ich ihn hätte verstehen und beglücken können, als ob er an mir keine unnütze Freundin, kein unwürdiges Weib gefunden hätte. Als ich ein klein wenig in der Welt herumkam, wünschte ich ihm zu begegnen und bebte davor. Sie dürfen mir's glauben, daß es mich nicht eilte, unter die Haube zu kommen; als ich aber nach dem Tode Ihrer gnädigen Frau Mutter allein stand, kam der Pächter Habermann zu mir und sagte: ‚Ich weiß zwar, daß ich nicht der Rechte bin, aber der Rechte kommt trotz allem Verlangen und Warten oft auch gar nicht. Das Leben ist ernster, Fräulein, als Sie jetzt noch ermessen können; ein treues Herz und thätige Hände sind nicht zu verachten.' Wie seine Werbung, so war auch der ganze Mann. Rechtschaffene Gatten können sich nicht auch zugleich bessere Freunde sein als wir uns waren. Wir hatten Glück bei unserem Sorgen und Schaffen, denn wir brachten es zur Selbständigkeit, und hatten Glück mit unseren Kindern. Die Tochter hat einen braven

Mann im Nachbardorf, der ältere Sohn genießt als Geschäftsmann Ansehen in der Stadt und der Jüngste bringt mir in etlichen Wochen vielleicht eine rüstige Schwiegertochter ins Haus. Und nun mögen Sie darüber lachen oder es Ihres Mitleids wert halten, den guten Müller hat die Haberwirtin trotz alledem nicht vergessen können; er ist ihr unvergeßlich geblieben wie ihre Jugend. Wäre er in der ersten Zeit meiner Ehe gekommen, ich hätte mich vor ihm verborgen, hätte mich wie eines Abfalls vom Geiste geschämt. Dann kamen andere Jahre, in denen ich ihn oft mit dem Herzen herbeisehnte und mit den Lippen betete, daß er fern bleiben möchte. Seit dem Tode meines Mannes war es mein Wunsch, auch ihm einen letzten Liebesdienst erweisen zu können. Ich reihte ihn in Gedanken gern unter meine Kinder und Enkel, denn alles, was eine Großmutter noch lieb haben kann, muß von Kindern oder Enkeln Namen und Gestalt borgen."

Zu den letzten Worten hatte die alte Frau wehmütig gelächelt. Nun erhob sie sich, keiner Antwort gewärtig. Nur an der Thür blickte sie noch einmal auf den Baron zurück und sagte, mehr wie einen Irrtum bedauernd als wie vorwurfsvoll:

„Unser armer Müller! Drüben bei den Blockhäusern war sein Platz nicht. Dort mußte er aus Heimweh verkümmern."

Röder litt unter den erhaltenen Eindrücken und konnte sich unangemeldeter Gedanken nicht erwehren. Manches Wort, das die Wirtin gesprochen, war ihm brennend auf die Seele gefallen. Sie selbst schied, an Geist, Charakter und Herzensadel eine andere, als sie gekommen war. Es war ihm mehr und mehr in ihrer Nähe unbehaglich geworden. Das Idealbild vollends einer reinen Jugendliebe, welche ein langes Leben der Pflicht und Arbeit hindurch erwärmend und verklärend nachgewirkt, mußte ihn wieder und lebhafter an ein unseliges Gegenbild erinnern, an welches er heute schon wiederholt gemahnt worden und dessen Dunkel noch immer nicht aufgeklärt war.

Aber auch die Haberwirtin empfand außer dem Schmerze, der ihr heilig galt, etwas, das wie Selbstvorwurf schmeckte. „Konnte ich sein trauriges Schicksal," sagte sie sich, „nicht noch früh genug erfahren? So hab' ich doch nur meine Sache im Auge gehabt und du, unglückliche Freundin, mußtest zurückstehen! So denkt das Herz in seiner Selbstzucht doch immer nur an sich. —"

Der nächste Morgen war, der Würde des Tages entsprechend, ein festliches Geschenk der Natur. Es wehte eine Frische, die jede Kreatur mit neuer Daseinsfreude erfüllte. Wie eine Segnung und Weihe des Himmels lag schimmernder Tau auf Blatt und Halm. Die höchsten Schrofen erglühten bereits vom Strahlenhauch der jungen Sonne und

die Riesen des Waldes schienen zu wachsen, um ihre Wipfel je bälder im goldenen Licht wiegen zu können. Wenn ja aus dichtem Waldesschoß eine graue Wolke aufgestiegen war, so beeilte sie sich, über den grünen Berghang sich emporzuspinnen und immer dünner, luftiger und freier im weiten Blau zu zerflattern.

Die Haberwirtin war aus der Küchenthür in den Garten getreten. Sie blickte mit ihrem sanften, ruhigen Gesicht in den Morgen, und so wie in diesem, so war auch in ihren Zügen nichts Trübes zu finden. Klarheit und Sicherheit bildeten ihr Wesen. Sie wollte nichts anderes sein und scheinen als die Haberwirtin, und war dies zu voller Genüge und für das oberflächliche Auge auch nicht mehr. Nur wer sie still beobachtete und in den feineren Linien ihres Angesichts zu lesen verstand, mochte sich fragen: Wie kommt diese Frau auf diesen Platz und in das Kleid einer Bäuerin? Und hatte man sich einmal diese Frage gestellt, so war man auch fortan geneigt, nicht nur ihre ländliche Tracht, sondern auch ihr emsiges Thun und ihre Rede für eine Verkleidung zu nehmen. Daß sie selbst von jeher, wie Schaffenszeit und Nacht sich scheiden, strenge ihre Vergangenheit und die schöneren Erinnerungen von der Gegenwart und deren Pflichten unterschied und kein lähmendes Herüberspielen der ersteren in letztere gestattete, mußte man wissen, um der wackeren Frau ganz gerecht werden zu können. Sie lebte ihr Seelen-

leben um so inniger und tiefer, da sie es auf die wenigen Stunden beschränken mußte, in denen sie ihre thätigen Hände in den Schoß legen durfte. So gönnte sie sich auch jetzt kein schmerzlich-süßes Nachempfinden der ihr gestern gewordenen Mitteilungen. Der Morgen fand sie für den Tag gerüstet. Und ein Festtag ist für Wirtsleute immer ein doppelter Arbeitstag.

Gleichwohl lenkte die alte Frau keineswegs, wie etwa auf den Küchenbedarf bedacht, nach den Gemüsebeeten ihre Schritte, noch auch sah sie nach den Ästen empor, ob die allmählich schwellenden Früchte wohl auch schon Farbe bekämen. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Blumen- und Blütenstande ihres Gartens. Noch pflückte sie nicht, schien aber vorläufig mit den prüfenden Augen einen Strauß zusammenzulesen.

Da grüßte sie von der Straße her ein munteres:

„Guten Morgen, Frau Mutter!"

Der Ruf kam von Fritz, welchen sein junges Blut schon vor einer Weile ins Freie, in die taudustige Morgenfrische getrieben hatte. Er schien erfreut, die Wirtin im Garten und allein zu erblicken, und war im Nu um die Ecke herum, am Außenpförtlein.

„Habt Ihr gut geschlafen?" fragte die alte Frau, ihm ins frische Gesicht sehend, so daß ihr besorgter Blick alsbald in einen beruhigten überging.

„Dem besten Freunde könnt' ich keine süßere Erquickung wünschen; ich fühle alle Glieder wie mir neu geschenkt und möchte die Hände voll zu thun haben."

„Es hätte aber auch," verwies die Alte mütterlich, „mit einer Lungenentzündung und hochgradigem Fieber ablaufen können. Solche Kraftstücke, wie eben gestern wieder, schicken sich nicht für einen angehenden Ehemann."

„Aber eben diesen Ehemann wollt' ich Euch gehorsamst je eher desto lieber vorstellen. Er hat eine neue Partie Arbeiter zugewiesen erhalten, ist im Verdienst vorgerückt, hat sich bereits einige Gulden zusammengespart und sieht seine Stellung auf Jahre hinaus gesichert; denn, ohne ihn loben zu wollen, der Bursch ist gesund, ist anstellig, und bringt etwas von der Hand. Und da er einen Schatz wie die Rosel hat, so will ihm das Warten nicht länger gefallen," fügte Fritz schlau lächelnd hinzu und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ja," spottete die alte Frau gutmütig, „und weil's vorne ‚Fertig' lautet, so fehlt nur noch das Trara, und der Zug kann abfahren; wer soll sich denn auch noch die Zeit nehmen, zu sehen, wie's rückwärts steht?"

Der gute Bursch blickte fragend auf.

„Es ist mein vollkommener Ernst," fuhr die Haberwirtin fort. „Ihr wollt abfahren, eh' Ihr sicher seid, daß die Rosel eingestiegen ist oder auch nur einsteigen kann. Bedenkt nur

ſelber, lieber Fritz, die Roſel hat bisher mit ihrem Vater gelebt und ihm die kleine Wirtſchaft geführt; was ſoll mit dem alten Teichhüter geſchehen, wenn ihn ſein einziges Kind verläßt? Eine junge Frau hat nichts nötiger als einen Hausſtand, Ihr aber draußen an der Trace führt ein zigeunerndes Leben, ſeid heute da, morgen dort. Je mehr der Mann außen zu ſein und zu ſchaffen hat, deſto feſter muß das Weib mit ihren kleinen Sorgen und Freuden an das Hausweſen gebunden ſein; was ſoll aber Euer Weibchen in kahlen gemieteten Räumen zu ordnen, ſich und Euch zur Luſt und Überraſchung zu ſcheuern, zu fegen und fertigen finden? Glaubt mir, kein Mädchen iſt ſo blöd, daß es nicht ſein eigenes Lärvchen herauszuputzen verſtünde; aber ein anderes iſt, den Eheherrn zufriedenſtellen, der oft ſchon die Geduld verliert, wenn ihm am Sonntagmorgen ein Knopf nicht recht ſitzt. Die Roſel iſt gewiß ein gutes Kind, iſt willig und gelehrig, aber wenn ihr Fritz hoch hinaus will und es ihm am Ende auch geziemt, auf größerem Fuße zu leben, wie ſoll es dann der armen Teichhüterstochter gelingen, ſich in ſeine Verhältniſſe zu ſchicken?"

„Nein, nein, Frau Haberwirtin!" rief Fritz dazwiſchen, der anfangs etwas verdutzt dreingeſehen; „das geht Euch nicht von Herzen. Da müßtet Ihr mich und meine brave Roſel ſchlecht kennen. Ein trauliches Neſtchen findet ſich in

Kirchdorf, auf halbem Wege die Strecke auf- und niederwärts. Dort ist unsers Bleibens ein Jahr und drüber. Wir beide sind thätig und genügsam. Jedes Stück Hausrat, das wir noch entbehren, giebt zu wünschen und zu sinnen, und jedes, das wir ins Haus schaffen, vermehrt die Freude an unserem Besitzstand. Mit wenigem hauszuhalten, hat die Rosel bei ihrem Vater gelernt, und doch macht sich in der ganzen Gegend kein Mädchen so schmuck wie gerade sie, und der alte Teichhüter erscheint weniger vernachlässigt als manches reichen Bauers Vater im Ausgeding. Unsere Verhältnisse zu verbessern, soll unser rechtschaffenes Streben sein, und wenn es uns gelingt, so wachsen wir eben beide; ja fast fürchte ich, daß bald sie mit ihrem klugen Köpfchen über mich hinaus sein wird."

Vom Eifer des ehrlichen Burschen angenehm berührt, versetzte die Wirtin schmunzelnd:

„Wer so mutig in die Ehe hineinspringen will, braucht allerdings auf fremden Rat nicht zu hören. Glückt's, so glückt's. Am allerwenigsten soll's von der Frau Godl heißen, daß sie dem Glück ihres Patchens im Wege gestanden. Ich hätte zwar auch meine Gedanken gehabt ... ich selbst erwarte nämlich eine liebe Schwiegertochter, und diese bringt mir sicherlich gefüllte Kisten und Kasten ins Haus. Ich muß daher Platz machen in Küche und Keller, in Schrank und Schrein, und da fände sich wohl mancherlei,

was einem beginnenden Hauswesen zu statten käme. Und wenn ich mit nächstem schon die neue Haberwirtin in die Wirtschaft einführen soll, so könnte gewiß auch noch ein Zweites mit offenen Augen mitlaufen. Und was soll überdies einer Braut willkommener sein, als die Ausstattung zu begucken, mit welcher soeben eine junge Frau ihren Einzug hält? Sie könnten sogar gute Freundinnen werden, meine Schwiegertochter und mein Patchen, und unter gegenseitigem Wetteifer würden am besten die Handgriffe geübt, ohne welche es in jeder Wirtschaft hapert. Nun, was sagt der ungeduldige Fritz dazu?"

„Daß Ihr ihn, der oben hinaus wollte, auf das Großmütigste beschämt."

„Nicht so," wehrte die Frau; „die alte Haberwirtin will nur ein bißchen Mutterstelle vertreten bei der Rosel und ist dazu verpflichtet. Ich denk', es wird ihr Schaden nicht sein, wenn sie ein Paar Monate bei mir aushält. Und dann ist's wahrlich nicht überflüssig, daß ich mich bei Zeiten für den Hochzeitsschmaus recommandiere; Ihr wäret wohl gar imstande, dem goldenen Bären im Markt drin den Vorzug zu geben. Übrigens kommt die Rosel heut hierher; ich habe sie bitten lassen. Thut nicht zu verliebt vor den Leuten; man hält's für keine gute Vorbedeutung, wenn ein Brautpaar vor aller Welt schnäbelt."

Während dieser Unterredung gingen die alte

Frau und der junge Arbeiter zwischen den Gartenbeeten auf und nieder. Es bestand ein schönes und seltenes Verhältnis zwischen beiden. Sie wendete ihm eine fast mütterliche Fürsorge zu, nicht bloß der Rosel wegen, sondern weil sie an seinem gesunden, offenen Wesen Gefallen fand und sein thatkräftiges Streben eher des Zaumes als des Ansporns für bedürftig erachtete. Er hinwieder hing mit kindlicher Verehrung an ihr, nicht allein um der Rosel willen, sondern weil ihr Wohlwollen ihn gerade an jener Seite des Gemüts zumeist traf und rührte, an welcher er sehr jung schon verwaist war, und weil ihr überlegener Geist, ihr ruhiges Urteil ihm um so mehr Bewunderung einflößten, als er in ihr eben nur die Haberwirtin sah, zu welcher er in gesellschaftlicher Beziehung nicht emporzublicken brauchte. Ja, er war stolz auf die mütterliche Freundin, die doch auch ihr Lebtag gearbeitet hatte und trotzdem, oder besser eben deswegen, eine so herrliche Frau war. Dieses leuchtende Beispiel und Vorbild befestigte ihn in dem Glauben an eine Hebung und Veredlung des Standes, dem er mit warmem Herzen und klarem Kopf angehörte. Er besaß eine tüchtige Schulbildung und hatte sich namentlich in den Realien umgesehen. Die Kernhaftigkeit seines Wesens bewahrte ihn vor dem Dünkel der Halbwisser und machte ihn vorsichtig gegenüber dem Lockköder von Schlagwörtern. Er ließ sich nicht für Dinge erhitzen, die zu be-

ſtellen und zu vertreten andere berufen waren, und wer ihm mit Verbeſſerungen kommen wollte, mußte ihn dort aufſuchen, wo er zu Hauſe war, auf ſeinem kleinen Verſuchsfelde, dem deutlich abgegrenzten Gebiet ſeiner Thätigkeit. Erfolg und Thatſachen beſtimmten ihn und nur auf Probe verſtand er ſich zu Einrichtungen, die ſich nicht ſchon anderswo unter ähnlichen Verhältniſſen bewährt hatten. Ein Volksmann war in ſeinen Augen, wer dem Volke wohl wollte, mochte er nach Geburt und Rang auch in anderen Schichten heimiſch ſein; für einen ſchimpfwürdigen Abtrünnigen hielt er denjenigen, der, aus dem Volke hervorgegangen, ſich von demſelben protzig abzuwenden den traurigen Mut hatte. Dagegen lächelte er über ererbte Titel und Vorzüge und betrachtete dieſelben als notdürftige Unterſcheidungszeichen für diejenigen, die ſich nicht durch eigenes Verdienſt bemerkbar zu machen vermögen. Sein Ehrgeiz reichte nicht weiter als die Tüchtigkeit, deren er ſich bewußt war, und der Arbeiterkittel ſtand ihm gut, weil er demſelben Ehre machte. Er war ein fröhlicher Arbeiter, kein finſtergrollender Proletarier, und wo er gemeinnützigem Wirken begegnete, vergaß er ſogar den Arbeiter mit allen ihm eingeredeten neidiſchen Sonderintereſſen und fühlte ſich als Staatsbürger und teilnehmenden Mitmenſchen. Das ſollte ſich gleich auch dieſen Morgen zeigen. Nachdem nämlich die Haberwirtin während der koſtbaren Worte,

die sie an Fritz richtete, ihren kleinen Blumengarten durchgemustert hatte, begann sie das, was noch in warmen, heiteren Farben blühte, zu einem Strauß zu vereinigen, und bemerkte leichthin, gegen Mittag werde Herr von Vogelstein, nach seinem Schloß auf dem Kreuzbühel fahrend, hier vorüberkommen, und da ihm die ganze Gegend so viel Gutes zu danken habe, so verdiene er sicher eine ehrende Aufmerksamkeit.

Diese Äußerung fing der junge Arbeiter mit Lebhaftigkeit auf und sagte:

„Wenn dem so ist, dann, Frau Mutter, laßt mich machen. Fehlt es uns auch an Lorbeer, so haben wir doch Fichtenzweige und Eichenlaub zu einem anständigen Kranz. Ein Transparent ist am hellichten Tag überflüssig; dafür findet sich gewiß ein Bogen weißes Papier, darauf sich mit Tinte oder Zimmermannsrötel ein feierliches ‚Willkommen!' malen läßt. Es wird sich gut ausnehmen über der Hausthür. Und während ihr die Blumen zum Wagen hineinreicht, hänge ich noch rasch rechts und links ein grünes Gewinde an die Wagenlaterne; so wird ein Triumphgespann daraus. Habt Ihr auch keine Deputation hinter Euch, so kann ich mir doch keine würdigere Wortführerin denken, und was für mich die Hauptsache ist, ich bekomme was zu thun."

Die alte Frau nickte zufrieden und mahnte nur noch:

„Nicht zu lärmend, guter Fritz!" während

sie zu den Fenstern emporblickte, hinter welchen sie ihren Gast, den alten Baron, noch in tiefem Schlaf vermutete.

Aber sie bemerkte, daß die Rouleaux bereits aufgezogen waren. Sie beeilte sich daher, mit der Plünderung ihres Blumengärtchens zu zu Ende zu kommen, um sodann dem Baron den Morgengruß zu bieten, ihn zu fragen, was er zum Frühstück verlange, um ihm auf eine schickliche Art beizubringen, daß die dem Herrn von Vogelstein zugedachte Ehre eine gar wohlverdiente sei. Denn sie fühlte, daß ohne vorgegangene Aufklärung die Auszeichnung, welche dem gegenwärtigen Besitzer des Kreuzbühels zu teil werden sollte, den früheren Eigentümer desselben, der ihr Haus betreten, kränken könnte.

Röder hatte sich früh vom Lager erhoben. Der herrliche Morgen, der zu den Fenstern hereinleuchtete, übte auch auf ihn eine Wirkung aus. Er kam sich neubegnadet vor und fühlte sich gestärkt. Der gestrigen Begegnungen gedachte er nur mehr wie eines beängstigenden Traumes und gestand sich, daß das, was an diesem Traume Beunruhigendes war, lediglich in seiner eigenen Brust zu suchen sei.

War dies auch ein demütigendes Selbstbekenntnis, so wappnete es ihn andererseits doch wieder mit der Zuversicht, daß die Welt der Erscheinungen ihm nichts mehr anhaben könne. Er sagte sich, wie ein jäher Witterungswechsel alte Narben

schmerzen mache, so werde auch der Büßer zuweilen empfindlich an seine moralischen Wunden erinnert, aber nicht dazu, daß er verzage, sei er ja doch der Vergebung gewiß, sondern damit er in seinem heiligen Eifer nicht erlahme. Und das wollte Röder mit nichten. Die Anwandlung von Schwäche war überstanden; er war begeistert, kampfbereit, mehr als je. Er faßte den Entschluß, das Geschäft mit Herrn von Vogelstein schriftlich abzumachen, heute noch abzureisen, die wenigen Tage vor der großen Parteiversammlung zu Vorarbeiten in der Bischofsstadt zu benutzen und so seiner flammenden Beredsamkeit in den Herzen der Lauen den Weg zu bahnen.

Das waren Röders Morgengedanken; sie waren streitbarer Natur. Als aber die Glocke, erst einzeln und bald darauf zu zweit, vom nahen Dorf herüber erklang und zum Frühgottesdienst lud, stimmte er seine Seele zur Andacht. Warum er sich nicht auch selbst den Kirchengängern beigesellte? Vielleicht fürchtete er, daß seine auffallende Erscheinung die Dörfler in ihrer dem Altar gebührenden Aufmerksamkeit stören könnte, oder daß hinwieder sie ihn nur wenig erbauen würden. Vielleicht hielt er sich durch seine Reise und deren löblichen Zweck von der Pflicht des Kirchenbesuches befreit. Vielleicht durfte er sich in dieser Beziehung als krank und gebrechlich ansehen. Jedenfalls mußte er wissen, wie weit die ihm gewährten Indulgenzen reichten. Genug,

er verfolgte in pflichtgemäßer Stimmung und Haltung, auf einem improvisierten Betschemel knieend, aus einem schwarzen Buche lesend, auf seinem Zimmer die rituellen Teile der Messe in der Dorfkirche und rechnete, was die individuelle Zuneigung des Wertes dieser Opferhandlung anbelangt, auf eine Wirkung in der Ferne.

Um seiner Andacht unbeirrt sich hingeben zu können, hatte Röder innen den Riegel vor die Thür geschoben. Die Wirtin erhielt auf wiederholtes Pochen erst Einlaß, nachdem er das schwarze Buch geschlossen und das Sammetkäppchen auf seinen Scheitel gedrückt hatte. Sie fragte, was er zum Frühstück wünsche und was sie ihm als Mittagsmahl vorsetzen dürfe, und meinte dann, falls er mit Herrn von Vogelstein zu sprechen haben sollte, böte sich heute in wenigen Stunden dazu eine günstige Gelegenheit, ohne daß er nötig hätte, sich noch einmal auf den Kreuzbühel zu bemühen; Herr von Vogelstein komme nämlich aus der Hauptstadt und würde gern hier halten. Er sei ein guter Mann, schwatzte sie weiter, und in der ganzen Gegend beliebt. Erst neulich habe ihr Ältester ihr aus der Stadt geschrieben, der Bezirk dürfe, da es jetzt zu einer neuen Wahl kommt, keinen andern in die Kammer wählen als eben wieder ihn, denn er habe sich musterhaft gehalten und richte etwas aus bei der Regierung. Es sei auch schon an die zwanzig Jahre her, daß ihn der Markt-

flecken ohne Unterbrechung zum Bürgermeister habe; für die Zeit seiner Abwesenheit besolde er aus Eigenem einen Stellvertreter, aber ohne sein Wissen dürfe dennoch nichts wichtiges geschehen. Und der Ort verdanke ihm viel, so das neue Schulgebäude, das freundliche Versorgungshaus, die hübschen Alleen und Spaziergänge, die allgemeine Einführung der Assekuranz und eine Feuerwehr, die er selbst geschult habe, aber nicht bloß zum Staatmachen. Er habe seinen Park vergrößert und für jedermann geöffnet, und bei seinem Teichhüter bekomme man die billigsten Fische weit und breit ohne Zwischenhändler. Auch seine Frau Gemahlin habe ein gutes Herz; sie halte jahraus jahrein eine geschickte Mamsell mit der Verpflichtung, daß dieselbe, während die Herrschaft in der Stadt weilt, den Kindern des Ortes unentgeltlich im Nähen und Stricken und in den feineren Arbeiten Unterricht gebe, und zwar werde oben im Schlosse selbst Schule gehalten, da die Mamsell schon bei Jahren sei. Wer den Markt lange Jahre nicht gesehen, würde ihn kaum wieder erkennen, so habe er sich herausgeputzt; er werde auch mehr und mehr von Städtern besucht, die für einige Wochen im Sommer einen ruhigen ländlichen Aufenthalt den geschminkten Modenestern vorziehen. Die Rückkunft des Bürgermeisters werde im Markt immer als ein freudiges Ereignis betrachtet; früher habe man ihm zu Ehren Triumphbogen errichtet und Böller ab-

geschossen, aber das hätte er sich ein- für allemal verbeten. Gleichwohl gebe es bei diesem Anlasse noch immer kleine Überraschungen, die, gut gemeint, auch gut aufgenommen würden. Sie selbst, die Haberwirtin, habe schon einen Blumenstrauß in Bereitschaft, aber Fritz, den der Herr Baron gestern so gütig habe aufsitzen lassen, glaube ein Übriges thun zu müssen und wolle über der Hausthür einen grünen Kranz mit einem „Willkommen" in der Mitte anbringen, und in solchen Sachen sei er auch sehr geschickt.

„Um den Festtag zu schänden!" brummte der Baron streng und ärgerlich, nachdem er bereits während der Lobrede mehr und mehr eine saure Miene gemacht hatte.

Die Wirtin erstaunte und blickte ihn groß an. Was sie gesagt hatte, war der Wahrheit gemäß, und sollte überdies einer möglichen Kränkung vorbeugen. Nun aber sah sie das gerade Gegenteil bewirkt. Röder hatte ja niemals auf dem Kreuzbühel gehaust, wie konnte er das der gegenwärtigen Herrschaft gezollte Lob als einen versteckten und gegen ihn gerichteten Tadel ansehen? Gleich nach den ersten, mit ihm gewechselten Worten hatte sie seiner Mutter mit aller Verehrung und Dankbarkeit gedacht, wie sollte sie daher jetzt die Eifersucht des Sohnes geweckt haben? Sie gab ihrer Befremdung Ausdruck, indem sie sagte: „Ja, ist es denn eine knechtliche Arbeit, wenn man guten Menschen eine

Freude bereitet? Ich bin überzeugt, der Vater im Evangelium hätte selbst am Sabbath das Kalb schlachten lassen, wenn der verlorne Sohn gerade an diesem Tage in seine Arme zurückgekehrt wäre." Und die Sache leichter nehmend, fügte sie vertraulich hinzu: „Ich hätte nicht gedacht, daß sich der ‚luthrische' Junker Friedrich jemals so tapfer unserer Feiertage annehmen würde."

„Aus Saulus hat die Gnade Gottes einen Paulus gemacht," antwortete Röder mit Pathos; „und nachdem ich lange gesucht und gezweifelt, hat sich auch meiner irrenden Seele der liebe Gott erbarmt."

„Und uns," entgegnete die alte Frau, diesen Gegenstand ablehnend, „hat der liebe Gott viel zu sorgen und zu schaffen gegeben, so daß uns wenig Zeit zum Grübeln und Zweifeln übrig blieb, und wir danken ihm dafür." Nach kurzer Pause fuhr sie in geschäftlichem Tone fort: „Also erlauben Sie, Herr Baron, daß ich Herrn von Vogelstein auf Ihre Anwesenheit aufmerksam mache?"

Röder verneinte stumm, und die Haberwirtin verließ das Zimmer.

Inzwischen hatte Fritz sein „Willkommen!" bestens auf Papier gemalt, seine grünen Kränze geflochten, ein paar Schragen vor die Hausthür geschleppt, auf dieselben ein Brett gelegt und sich mit Hammer und Nägeln auf das leichte Gerüst geschwungen. Die Aufschrift und das Eichenlaub

darum waren bald befestigt. Aber über dem breiten Thürsims nahm sich der Kranz nicht auffällig genug aus. Auch mußte eine gefällige Vermittelung, ein Übergang aus dem Eckigen ins Runde, hergestellt werden. Zum Glück reichte das vorhandene Gewinde noch zu je einer schön geschwungenen Arabeske rechts und links vom Kranze aus. Ein paarmal war der Künstler von dem Gerüste gesprungen, um die Wirkung des Ganzen sowie die Übereinstimmung der Teile aus der gehörigen Entfernung zu beurteilen. Sein Werk gefiel ihm nicht schlecht, nur über dem Kranze schien ihm noch eine Kleinigkeit zu fehlen, weniger dem Punkt über dem i als der Braue über dem Auge vergleichbar. Er überlegte und schüttelte ein- und das anderemal den Kopf. Endlich eilte er in den Garten und pflückte das Wenige, was an roten Nelken und gelbem Feigel noch vorhanden war; dann wählte er sich die zackigsten Fichtentriebe aus, befestigte diese so an einem kleinen, sehr gedrückten Kränzlein von Eichenlaub, daß das Gebilde mehr und mehr das Aussehen eines Krönleins gewann, und steckte in dessen Reifen, damit es ihm an Edelsteinen nicht fehle, die roten und gelben Blumen. Bei dieser heikeligen Arbeit trat ihm der Schweiß auf die Stirn, aber schließlich lächelte er zufrieden.

Das Krönlein sollte aber in richtiger Höhe über dem Inschriftskranz prangen. Das bisherige Gestell war augenscheinlich zu niedrig. Da mußte

der Fußschemel der Frau Haberwirtin aushelfen. Das Gerüst gewann dadurch keineswegs an Festigkeit, daß auf das schmale Brett noch ein wackeliger Schemel zu stehen kam, aber Fritz vertraute seinem ruhigem Aug' und seinen gelenkigen Gliedern.

Eben war er daran, das Krönlein an seinem Platz fest zu machen, als sich von der Straße her der Schreckensruf vernehmen ließ: „Um Gotteswillen, Fritz, fall' nicht herab! Du machst mich schwindelig! Was thust du denn da oben?"

„Das sollst du gleich erfahren, Herzensschatz! Das Wichtigste und Beste, was ich zu thun hab' ist —

Damit war der flinke Bursch herabgesprungen, hatte dem Mädchen, eh' es sich dessen versah, einen Schmatz gegeben und fuhr, in ihre noch erschrockenen Augen lachend, fort: „war das. Und jetzt, Rosel, geh zur Frau Mutter hinein, sie wird schon auf dich warten. Ich bin im Nu fertig; wenn du mir mit deinen ängstlichen Guckäuglein zuschautest, wär' es nicht nur um mein Gleichgewicht geschehen, sondern es könnte die ganze Welt aus Rand und Band geraten."

Die Haberwirtin war mißmutig von Röder geschieden. Seine zelotische Aufwallung hatte sie gar nicht erbaut. War ihr schon seine stolze Befriedigung aufgefallen, als er erwähnte, daß er Negerkinder mit dem Namen Christi bekannt gemacht und an des Urwaldes Saume das erste

Kreuz aufgerichtet habe, so durfte sie jetzt vollends nicht mehr zweifeln, daß der tolle Junker Fritz von ehemals ein kirchlicher Fanatiker und Sittenrichter geworden. Dieses Übermaß an Bekehrung widerte sie an, und erschien ihr unnatürlich, denn ihr gerades Herz sagte ihr, daß man um so nachsichtiger gegen andere sein müsse, je mehr man an seinem eigenen Leben auszusetzen habe. Sie gedachte der unglücklichen Freundin und nahm sich vor, nun keine Schonung zu üben. Aber auch an die Rosel mußte sie denken, dieselbe mit steigender Ungeduld erwartend, und da ihr das Glück des lieblichen Mädchens am Herzen lag, so machte ihr die gewonenne Einsicht in den Charakter des Barons bange, und fürchtete sie, durch Ungestüm alles zu verderben. So quirlte sie in die Chokolade, welche sie für ihren Gast bereitete, allerlei ernste Gedanken.

Von diesen Gedanken ahnte Rosel nichts, als sie munter in die Küche trat, auf die Wirtin zueilte und ihr früher am Munde hing, als noch eine von beiden ein Wort herausbrachte. War jetzt noch eine verräterische Spur von Fritzens Kuß an ihren frischen Lippen zu entdecken?

„Da bin ich, Frau Mutter!“ sagte das Mädchen, indem es sich selbst, so weit es anging, von unten herauf wohlgefällig betrachtete.

Sie war in der That blank und schmuck anzusehen und machte ihrem Namen Ehre; das Band und jeder Bug der Schürze verriet noch

den glättenden Stahl. Das Kleid, welches an die Knöchelchen reichte, war gestanzt, ohne für schmiegsame Falten zu steif zu sein. Der Spenser, das Halstüchlein und das schwellende Mieder hätten in ihrer natürlichen Farbenwahl das Auge eines Maler befriedigt. Das schwarzseidene Kopftuch wußten wenig Mädchen so geschmackvoll zu binden wie die Rosel; es ließ über der einen Schläfe mehr des nußbraunen Haares frei als auf der anderen, legte sich wie ein feiner Turban um den Scheitel und fiel mit seinem breiten Ende flatternd über den Nacken.

In der Linken hielt sie noch das Gebetbuch, mit einem schneeweißen, kleingefalteten Taschentuch gepaart. Nun, was soll ich? schienen Ausdruck und Haltung zu fragen.

Selbst der Sinn der Haberwirtin mußte sich aufheitern, als sie ihren Liebling erblickte.

Aber mit einer zugleich fast ängstlichen Freude sah sie dem Kinde ins große blaue Auge, das mit seiner langen Wimper und geschwungenen Braue schier zu stolz war für ein Landmädchen, auf den Rosenschimmer der Wangen, auf den Mund, der eher geschaffen schien, beglückend zu gewähren als herbe zu versagen, und zufrieden mit ihrer Prüfung sagte sie schließlich in beinahe feierlichem Tone:

„So, liebe Rosel, trag' das Frühstück hinauf, zum Baron im Herrschaftszimmer. Wünsch' ihm artig guten Morgen, thu', was er dir schafft, und

antworte, wenn er dich fragt. Er ist ein alter wunderlicher Herr, sei du daher um so freundlicher. Du wirst mir nachher erzählen, wie er dich empfangen und was er zu dir gesagt hat. Geh' mit Gott!"

Welche Hoffnung mochte die gute Frau wohl auf dieses Zusammentreffen von Kind und Greis setzen? Nach ihrem Wissen und Willen sollt' es nämlich die erste und zugleich eine entscheidende Begegnung sein. Daß sich die beiden schon auf dem Kreuzbühel gesehen und — geflohen, davon hatte sie keine Ahnung; aber auch die Rosel wußte nicht, wen sie wiedersehen sollte. Ihr fiel nur die ungewohnte Umständlichkeit des Auftrages auf, so daß darüber ihr Herz stärker zu klopfen anfing. Wird gewiß ein hoher Herr sein, und ich muß mich zusammen nehmen — das waren ihre Gedanken, als sie die Stufen hinabstieg.

Und sie trat ein und fand den vornehmen Herrn über Schriften gebeugt, so daß sie nicht früher ihren Morgengruß anzubringen wagte, als bis sie das Frühstück auf den Tisch gestellt hatte und, selbst nur durch Tischesbreite getrennt, dem Gast gegenüber stand.

„Guten Morgen, gnädiger Herr!" sagte sie schüchtern.

Auf den Klang ihrer Stimme hob der Alte überrascht den Kopf und ein tonloses: „Du hier?" stammelte seine Seele.

Die Rosel brach aber in demselben Augenblick

in ein Gelächter aus, an welchem Verlegenheit mehr Anteil hatte als Übermut. Sie hatte trotz der schwarzen Sammetkappe den Alten wiedererkannt, mit welchem sie auf dem Kreuzbühel bald zusammengestoßen wäre, und glaubte nichts anderes, als daß er, der ja ein wunderlicher Herr, sie mit seinem Bocksgesicht neuerdings erschrecken wolle. Daher sagte sie so beherzt als nur immer möglich:

„Nein, nein, gnädiger Herr: jetzt lauf' ich nicht mehr davon. Es war schon das eine Mal ungeschickt genug. Ich hätt' ja gleich sagen können, daß ich gemeint hab, Sie wären der Fritz. Wir haben uns nichts vorzuwerfen, gnädiger Herr, und es wird bald richtig mit uns. Warum haben's mich aber auch nicht gefragt; ich bin eigens deswegen wieder vors Thor gekommen und hätte Sie gerne im Schloß herumgeführt und Ihnen gesagt, daß die Herrschaft nicht da ist. Aber heut' kommt sie aus der Stadt und es wird wohl noch nicht zu spät sein. Sein's daher nicht bös auf mich."

Röder verstand von dem, was das Mädchen sagte, wenig; er hörte die Worte, ohne deren Sinn und Zusammenhang zu fassen. Aber sie ließen ihm Zeit, seine eigenen Gedanken zu sammeln. Während ihm zu Mute war, als wäre er selbst der Übelthäter, begann er im Ton eines Richters zu fragen:

„Wie heißt du, liebes Kind?"

„Rosel."

„Und wer sind deine Eltern?"

„Mein Vater ist der Teichhüter auf dem Kreuzbühel, meine Mutter ist gestorben, als ich noch ein kleines Kind war."

„Du weißt also nicht, wie sie ausgesehen, ob sie jung oder schon alt war."

„O mein Gott, es ist ja schon lang her und ich war noch sehr klein."

„Ja, so," entgegnete der Baron wie entschuldigend, und als koste es ihn Überwindung, fuhr er fort: „Ist dir vielleicht von deinen Großeltern etwas bekannt? Ich meine, vom Hörensagen."

„Die Frau Haberwirtin könnt' etwas wissen," antwortete das Mädchen nach einigem Nachdenken; „denn die Frau Haberwirtin ist älter als man glaubt; sie hat schon meine Mutter aus der Taufe gehoben und ist auch meine Frau Godl."

„So, so, also die Haberwirtin, meinst du? Kann wohl sein." Und Röder schwieg eine Zeitlang nach diesen Worten. Daß der Faden gerade da riß, wo es ihm am liebsten war, hätte ihn völlig befriedigt, wenn nicht der Hinweis auf die Haberwirtin und ihr altes Wissen gefolgt wäre. „Immer wieder die Haberwirtin!" murmelte er verdrießlich. Aber zum schönen Kinde gewendet, fragte er weiter, indem er sie scharf ins Auge faßte:

„Und wer ist denn der Fritz?"

Herrgott, ist der alte Mann neugierig! hätte die Rosel am liebsten ausgerufen. Sie hielt zwar

an sich, konnte aber doch eine kleine Bosheit nicht unterdrücken; indem sie sich einfältiger stellte, als sie war, that sie freudig überrascht und sagte:

„Am End' sind Euer Gnaden gar der neue Herr Pfarrer!"

„Das nicht," erwiderte Röder gelassen, obwohl er den Einfall durchschaut haben mochte; „aber ich bin ein Freund deiner Frau Taufpatin, wir kannten uns schon, da wir beide noch jünger waren als du. Ihr zu lieb bin ich auch dir gut. Du darfst mir daher immerhin vertrauen. Der Fritz ist also dein Geliebter?"

„Ja, und das weiß die ganze Gegend. Und kein Mensch kann uns was Unrechtes nachsagen und wir werden auch bald Hochzeit machen," antwortete das Mädchen, mehr aus stolzem Eifer als unnötiger Scham errötend.

„Du hast ihn also wirklich gern?"

„Aber mein Gott, ja, wie könnten wir uns sonst denn heiraten?"

„So ist's," bestätigte Röder äußerlich. Aber diese einfache Folgerung eines gesunden Herzens und Kopfes entrückte seine Gedanken in Gesellschaftsschichten, in denen das Zerrbild der Liebe in allen Abarten heimisch ist. Er mußte inne halten. Ihm war, als hätte er aus dem Munde dieses Landmädchens das Verdikt der Natur vernommen. Und traf es nicht auch ihn? Hatte er niemals gegen die Logik des Herzens gefrevelt?

Unfähig für den Augenblick, sein Examen fortzusetzen, leerte er das Glas, reichte es dem Mädchen und schmeichelte:

„Nicht wahr, gutes Kind, du bringst mir noch ein Glas Wasser?“

Schneller als der Wunsch geäußert ward, hatte Rosel die Thür hinter sich. „Ah!“ machte sie und atmete freier.

„Das ist ja die reine Seccatur!“ polterte sie reizend, als sie in die Küche die Wirtin und Fritz beisammen fand. „Was der alte garstige Dingsda nicht alles wissen will! Aber ich hab' ihn gleich erkannt und hab' lachen müssen, wie er mich wieder so gewiß . . . ich weiß nicht wie, angesehen hat. Man darf nicht alles sagen, was man denkt . . . aber es ja auch nicht bös gemeint. Wie er mich das erste Mal gesehen hat, da hat er akkurat auch ein solches Bocksgesicht gemacht. Richtig, die Geschicht' hab' ich euch noch gar nicht erzählt.“

Und sie erzählte ihr erstes Zusammentreffen mit dem Fremden auf dem Kreuzbühel; sie selbst lachte herzlich dabei und Fritz lachte mit. Aber die alte Frau horchte schweigend auf, prägte sich jeden bezeichnenden Zug ein und behielt ihre Gedanken bei sich. Auf ihr Verlangen mußte sonach das Mädchen das Gespräch mit dem Baron Punkt für Punkt wiederholen.

Fritz fuhr das ein- und andere Mal mit dem Ausruf dazwischen:

„Was geht denn das den Fremden an? Was braucht denn der närriſche Alte das zu wiſſen?“

Die Wirtin beſchwichtigte ihn — der gute Junge ſollt' es ohnehin nur zu bald erfahren.

Endlich drängte die Frau:

„Jetzt trag' ihm das Glas Waſſer hinauf. Wenn er dich fragt, warum du ſo lange ausgeblieben, ſo ſag' immerhin, du hätteſt dich mit mir verplaudert; merk' dir ſeine Reden.“

Der Baron hatte ſich die längere Abweſenheit des Mädchens zunutze gemacht und einen Plan zurechtgelegt, der ihm mehr zu ſein ſchien als ein glimpflicher Rückzug. Er wollte die vorwurfsvolle Ähnlichkeit des ſchönen Kindes anerkennen, wollte zugeben, daß ſie gegen ihn zeuge. Die überführende Gewißheit blieb damit noch immer ausgeſchloſſen — war er aber verpflichtet, ihr noch weiter, als bisher geſchehen, nachzuſpüren? Am Ende beruhte die ſtumme Anklage, die er aus Roſels Mienen zu leſen glaubte, doch nur auf ſeiner Einbildung, deſto beſſer, dann konnte ihm das bußfertige Bekenntnis als ein Akt freiwilliger Demütigung doch nur zum Verdienſt angerechnet werden. Er wollte ſogar noch mehr thun. Die große Bewegung, welcher er diente und auf welche er einen nachhaltigen Stoß auszuüben gedachte, konnte die kleine Summe, die er flüſſig machen wollte, leicht entbehren. Sie dem ſchönen Kinde zuwenden, hieß nicht nur für deſſen Zukunft ſorgen, ſondern möglicherweiſe auch ein altes,

nicht mehr anders sühnbares Vergehen gutmachen. Sollte aber nichts vorliegen, was noch der Buße bedürftig wäre, und diese beruhigende Annahme wollte er nicht ausgeschlossen wissen, so hatte er ein gutes Werk verrichtet, das ihm bei dem ewigen Richter doch wieder nur gut geschrieben werden konnte. Endlich sollte dieses gute Werk noch eine böse Saat verhindern, als böse Saat aber betrachtete Röder jede Mischehe, und einer solchen glaubte er auf der Spur zu sein, und zwar noch zeitig genug, um sie verhindern zu können. Auf solch vorbehaltliche Weise hatte er seine Gedanken geordnet, als das Mädchen von neuem antrat.

„Liebes Kind," begann er, „wir blieben bei deinem Geliebten stehen; aber du hast mir noch gar nichts von ihm erzählt. Er ist doch wohl der frische, hellblonde Junge, der eben da draußen mit dem Aufputz des Hauses beschäftigt war."

„Ja, wissen's, gnädiger Herr," antwortete das Mädchen glücklich, „das geschieht zu Ehren des Herrn von Vogelstein, und Fritz macht alles so geschickt. Eigentlich ist er Partieführer drüben bei der Eisenbahn, wo sie den großen Berg durchgraben, aber was er auch sonst angreift, hat Hand und Fuß. Die Herren Ingenieure haben ihn alle gern und die Arbeiter gingen für ihn durchs Feuer. Als sie voriges Jahr großen — wie sagt man nur gleich, ja, großen Strick ge-

macht haben, da hat er mit den Ingenieuren gesprochen und alles wieder in Ordnung gebracht."

„Also auch ein hoffnungsvoller Agitator!" brummte der Baron in den Bart.

„Wie meinen's, gnädiger Herr?"

„Nichts, schönes Kind; fahr' nur fort."

„Und nicht, daß ich auf ihn stolz bin, aber er ist der Fleiß und die Genauigkeit selber. Gestern ist er ruhig bis zum Feierabend geblieben und hat gethan, was zu thun war, und dann ist er übers Gebirg herübergekommen, und dazu brauchen doch selbst die Bauern gute zwei Stunden."

Weiterer Beredsamkeit eines liebenden Herzens schob Röder einen Riegel vor, indem er bestimmt fragte:

„Er ist ein Norddeutscher?"

„Aus Sachsen ist er gekommen, oder von noch viel weiter her."

„Und ein Protestant?" fügte der Baron hinzu und sah das arme Kind wie ein Inquisitor an.

Rosel erzitterte und entgegnete:

„Ja, macht denn das was?"

„Das kannst du noch fragen? Eine ordentliche katholische Jungfrau sollte einen Ketzer nicht einmal ansehen, was dir gewiß dein Beichtvater auch schon gesagt haben wird."

„Das ist nicht wahr; nichts hat er gesagt, als daß wir keine Heimlichkeiten haben sollten

und daß wir trachten müßten, bald in den Stand der heiligen Ehe zu treten."

„Weil du ihm nicht einmal gesagt haben wirst, daß dein Herzallerliebster ein Ketzer ist. Und warum hast du es ihm nicht gesagt? Frag' dein eigenes Gewissen. Du wärst nicht so erschrocken, wenn es dir nichts vorzuwerfen hätte."

„Nein, und ich kann mir nicht denken, daß er deswegen schlechter sein sollt' als die anderen. Und er geht so gut in die Kirche . . ."

„Mit dir, ja, und so lang' er dich noch nicht hat; auch möcht' ich wohl wetten, daß du nicht die Andächtigste bist in der Kirche, wenn du ihn in der Nähe weißt."

„Aber die Protestanten sind ja doch auch Christen!"

„Die die Ehe für kein heiliges Sakrament halten und heute wieder lösen können, was sie gestern zusammengegeben." — Und mit einem aus der Tiefe geschöpften Ausdrucke des Mitleids, im weichsten Tone, fügte Röder hinzu: „Armes Kind, du bist übel beraten!"

Da stürzten dem gequälten Opfer Thränen aus den Augen, schluchzend eilte es aus der Folterkammer.

„Der Pfeil sitzt," sprach Röder, dem Mädchen nachblickend, für sich; „er schmerzt, ist aber heilsam" — und mit dem gewohnten Aufblicke schloß er die Betrachtung, indem er hinzufügte: „Der Balsam wird nicht ausbleiben."

Anders als noch vor einigen Minuten kehrte Rosel zu den Ihrigen zurück. Sie war die lachende Rosel nicht mehr. Weinend warf sie sich der Wirtin an die Brust und wagte es nicht, ihren Fritz anzublicken. Sie meinte, er müßt' es ihr an den Augen absehen, was vorgefallen, und fürchtete, ihn selbst damit zu kränken, wenn sie ihm die Schmähungen des Barons mitteilte. Mit Mühe brachte die alte Frau einige Worte aus dem verstörten Kinde heraus. Fritz mußte abtreten, damit die Erzählerin Mut bekam, alles zu sagen. Und selbst jetzt noch unterbrachen neue Tränen den Bericht, und ihr Blick suchte ängstlich flehend Trost und Beruhigung in den mütterlichen Zügen der weisen Freundin.

„Sei ruhig, Kind," sagte die Haberwirtin; „du brauchst weder deinen Glauben, noch deinen Fritz zu verlieren. Es kann der eine neben dem andern bestehen; aber freilich, deinen Kopf darfst du dir nicht verwirrt und das Herz nicht feig machen lassen. Das Schlimmste ist überstanden, es ist sogar unzarter an deinem Gewissen gerüttelt worden als nötig war. Früher oder später hätt' es doch zur Sprache kommen müssen. Jetzt könnt ihr die Sache ruhig überlegen und besprechen. Abweichungen im christlichen Bekenntnis sind nicht größer und schlimmer als andere Meinungsverschiedenheiten, als Unterschiede in Temperament und Gewohnheit. Wo ihr nicht einig seid, da schuldet eben der eine Teil wie der andere so viel Schonung

und Achtung, als er beanſprucht. Ihr werdet die breite und lange Strecke des Lebensweges mitſammen und nebeneinander gehen können; Pflicht oder Notwendigkeit führen immer wieder darauf zurück. Freilich däucht uns die Heerſtraße manchmal hart und ſtaubig, und es iſt auch nicht alle Tage Werktag, und auch das Herz hat ſein Feſttagsgewand und möcht' oft fliegen können, aber was nützt ihm da jede Geleitſchaft? Jedes andere Herz feiert ſeinen eigenen Sonntag und feiert ihn auf andere Weiſe. Der gleiche Glaube macht's da ſo wenig, als derſelbe Stoff und derſelbe Schnitt allen gleich zu Geſichte ſtehen. Die kleinen Pfade, welche abſeits liegen vom Werktäglichen und bald in einen blühenden Garten, bald in bergendes Düſter zu führen ſcheinen, betritt man daher am liebſten und beſten allein. Denn ſchließlich behält jeder Menſch etwas in ſeiner Bruſt, das er nur mit ſich ſelbſt beraten und austragen kann. Glaub' mir, Roſel, ich hab' es durchgemacht, und du wirſt oft an meine Worte denken. Das Weib kann dem Manne nicht auf die Höhe ſeiner Gedanken, der Mann dem Weibe nicht in die Tiefen ſeines Gemütes folgen. Wenn die Natur ſelbſt einen ſo großen Unterſchied zugelaſſen hat, was will dann wohl ein bißchen mehr oder weniger kirchlicher Satzung bedeuten? Ihr beide habt denſelben Boden unter euren Füßen und ſteht ſo nahe beieinander, daß ihr euch jeden Augenblick die Hände reichen könnt und, gottlob! ſoviel gute Lehre

bekommt der Proteſtant wie der Katholik aus der Schule und Kirche mit auf den Weg, als ihr zu einem gemeinſamen rechtſchaffenen Leben braucht."

So ſprach die Haberwirtin, während ſie das Köpfchen ihres Taufkindes leicht an den mütterlichen Buſen drückte. Sie ſprach es mehr für ſich als zum Mädchen; es war, als wollte ſie damit der Erfahrung ihres ganzen Lebens Ausdruck geben, als hätten einzeln gereifte Gedanken nun plötzlich wie einen äußeren Anſtoß, ſo auch einen Einigungspunkt gefunden. Es klang eher wehmütig, dieſes Geſtändnis, als ermutigend, aber Ton und Inhalt waren doch zugleich ſo weich und mild und verſöhnend, daß ſie den heftigſten Schmerz einſchläfern mußten. Der Balſam war in der That nicht ausgeblieben, aber er wirkte in anderem Sinne und ſtammte aus anderer Quelle, als von woher ihn der tückiſche Schütz ſeinem Opfer vermeint hatte. Der jähe Schreck, in welchem Roſel alles aus und verloren geglaubt, zitterte nur noch leiſe nach; er hatte der empfänglichſten Stimmung, einem ruhigen gedanklichen Ernſt Platz gemacht. Wohl war vom Herzen noch nicht aller Druck genommen, dafür begriff aber das Köpfchen um ſo leichter und freudiger. Stundenlang hätte das Mädchen noch den Worten der Greiſin lauſchen mögen; an ihrem Herzen kam es ſich ſo klug vor, als verſtünd es nun alles; um Stirn und Augen war ihm ſo frei und klar wie noch nie zuvor.

„Mutter, ich gehe nicht wieder zu dem Alten hinauf," sagte das Mädchen, nachdem beide schon eine Zeitlang geschwiegen.

„Das sollst du auch nicht," erwiderte die Wirtin. „Ich selbst will noch einen Schritt versuchen . . ." sie hielt inne und fügte hastiger hinzu: „Aber Kind, wir vergessen ja ganz auf den guten Fritz."

Dem armen Jungen brannten in der Hausflur draußen bereits die Sohlen. Auf den ersten Ruf kam er hereingestürzt und fragte ungestüm und ängstlich zugleich:

„Nun, Frau Mutter, was ist's? Darf ich's wissen?"

„Gewiß," erwiderte die alte Frau; „der alte Herr droben hat die Rosel aufgezogen, weil sie einen Protestanten zum Liebsten hätt' und einen Ketzer heiraten wollt'."

„Der Jesuit!" brauste der junge Mann auf; „eine solche Kreuzspinne sollte man doch gleich mit dem Fuß zertreten! Na wart', du Heuschrecke" — und er ballte unwillkürlich die Faust.

Aber die Haberwirtin verwies es ihm streng, indem sie sagte: „Wenn Ihr so heftig und gewaltthätig seid, dann darf ich Euch allerdings nicht hinaufgehen lassen; sonst hätt' ich nichts dagegen gehabt, wenn Ihr den Baron hättet fragen wollen, mit welchem Recht er sich in Eure Angelegenheit mische und Euch das Mädchen abwendig zu machen trachte."

„Ja das will ich, und zwar auf der Stelle," entgegnete Fritz; „der alte Schuft ſoll mir Rede ſtehen."

„Wenn Ihr Euch nicht zu mäßigen wißt . . ."

„Seid unbeſorgt, Frau Mutter; ich will Eurem Hauſe keine Unehre erweiſen. Aber mit meinem Blick will ich ihn durchbohren, den Seelenfänger, den alten Sünder . . ."

„O Gott, wenn was geſchieht! Ich will mit," ſchrie die Roſel.

„Bleib, Kind!" wehrte die Wirtin; „entweder er richtet's allein oder ihr verderbt es alle beide."

Fritz wollt in der That ſeinen Mann ſtellen; er befliß ſich eines gemeſſenen Schrittes durch die Hausflur und die Stiege hinauf.

Baron Röder war gar nicht überraſcht, als er den jungen Mann eintreten ſah, der auf ihn aus den blauen Augen einen zornigen Blick warf und ohne Umſtände näher trat.

„Mein Herr," begann Fritz, „Sie haben mich bei meinem Mädchen, bei meiner Braut verläſtert, und das iſt feig und infam. Welches Recht haben Sie, wenn's dazu überhaupt ein Recht giebt, Menſchen zu quälen, welche Ihnen nichts zu Leide gethan? Sie werden doch nicht verlegen ſein, eine ſo menſchenfreundliche Handlungsweiſe zu rechtfertigen."

Er that ſich ſichtlich Gewalt an, der gereizte prächtige Burſch; er mußte das Kräftigſte hinunterwürgen, was ihm wahrlich nicht leicht

ankam. Seine ganze Haltung schien zu bedauern, daß er keinen rüstigen, ebenbürtigen Gegner vor sich hatte.

„Nicht aus diesem Tone!“ antwortete Röder diplomatisch ruhig. „Mäßigen Sie sich, junger Mann. An Leidenschaft und Kraft kann ich mich nicht mehr mit Ihnen messen. Mein Scheitel ist kahl“ — dabei neigte er den Kopf vor und nahm langsam das Sammetkäppchen ab. „Wenn Sie mich aber ohne Voreingenommenheit hören wollen, so hoffe ich, werden wir noch als gute Freunde scheiden.“

Fritz lächelte ungläubig und verächtlich und lehnte die Einladung Platz zu nehmen, ab.

Röder fuhr gelassen fort: „Ich bin der frühere Besitzer von Schloß Kreuzbühel und habe das Recht, über eine Mitgift, Ausstattung oder Heiratsgut, wie Sie es nennen wollen, zu Gunsten eines braven, armen Mädchens zu verfügen. Diese Stiftung beträgt zwar keinen Reichtum, aber immerhin so viel, daß sie das bedachte Mädchen zu einer guten, ja vielleicht zur besten Partie der ganzen Gegend machen würde. Nun hängt aber eine Klausel an dieser Widmung, ein nisi, von welchem ich nicht wohl abgehen darf. Die Summe ist nämlich ausschließlich für eine katholische Braut, respektive für einen katholischen Hausstand bestimmt. Es liegt sicher nichts unbilliges in der Sache; denn wer schenkt, hat freie Wahl, darf dem Zuge seines Herzens wie auch

seiner Laune folgen. Wir müssen also die Stiftung nehmen, wie sie ist. Aber ich gesteh' Ihnen gern, daß ich sie der Teichhüter-Rosel zuwenden möchte, und wär' es auch nur aus dem Grunde, weil ich noch immer eine Art Anhänglichkeit habe für den Kreuzbühel. Als natürlicher Teilhaber an dem Bene der Stiftung ist mir derjenige willkommen, der das brave Mädchen zum Traualtar führt, vorausgesetzt allerdings, daß die Klausel gewahrt bleibt. Für diesen Fall nun habe ich hier eine Urkunde" — und der Baron legte seinem Gegner, der ihm gegenüber am Tische stand, die Schrift offen vor —, „welche die nicht unbeträchtliche Summe der Stiftung nennt und nur auf den Namen der Braut, respektive auf ihren oder ihrer beider Namen umgeschrieben zu werden braucht."

„Auf meinen gewiß nicht!" sagte Fritz, den glatten Vortrag unterbrechend, mit männlicher Festigkeit. „Ich bin Protestant und um Geld und Gut werde ich mich nie für ein anderes Bekenntnis anwerben lassen. Mein Gewissen ist nicht käuflich."

„Das ist Ihre Sache," erwiderte der Baron, ohne von seinem äußern Gleichmut zu lassen; „obwohl ich bemerken muß, daß Sie auch in einer edlen Selbsttäuschung befangen sein könnten, die im gegebenen Falle nicht genau unterschiede, welchen Anteil Liebe und halbe Überzeugung hätten. Denn der Umstand, daß Sie ein katholisches Mädchen

lieben, ist gewissermaßen doch schon ein Beweis, daß Sie von unserer Religion nicht ganz gering mehr denken. Doch lassen wir das. Damit, daß Sie selbst nicht auf die wohlthätige Stiftung reflektieren, ist die Angelegenheit erst nach einer Seite hin erledigt. Es wird Ihnen zwar nicht schwer werden, Ihre Braut zu der gleichen Verzichtleistung zu bewegen, obgleich das Hauptbedenken bei ihr nicht zutrifft. Ja, in hochherziger, liebender Aufwallung würde sie vielleicht sogar ein Königreich von sich weisen. Aber es ist doch die Frage, ob man ihr die folgenschwere Verantwortlichkeit selbst für einen minder heroischen Schritt aufbürden darf. In zwar ärmlichen, aber immerhin gesicherten Verhältnissen aufgewachsen, mit verliebten Augen, welche die Welt in rosigem Lichte erblicken, mit ungemessenem Vertrauen auf die Schaffenskraft des Erwählten ist sie wohl kaum befähigt, zu erwägen, was es heißt, eine behäbige Zukunft ausschlagen. Sie kennt den Wert des Geldes so wenig, als sie weiß, welche Anstrengung und Entsagung es selbst dem fleißigsten Arbeiter kostet, ein paar Gulden zu ersparen, und wie, ungleich dem ländlichen Besitz, welcher alle Menschenalter einmal ein Mißjahr oder ein Elementarunglück zu bestehen hat, der Arbeiterstand ununterbrochen einer ganzen Legion von ägyptischen Plagen ausgesetzt ist. Wer dem guten Kinde, der Rosel, wohl will, wird sich's daher zweimal überlegen, eh' er ihr ein

Opfer zumutet, das nicht mehr rückgängig gemacht werden könnte."

„Ist verstehe," antwortete der Jüngling ernst. Bewegter aber fügte er hinzu: „Da sei Gott vor, daß ich ihrem Glück im Wege stände."

„Ich wußt' es, daß ich es mit einem jungen Ehrenmanne zu thun hatte," erwiderte der Baron zufrieden und reichte seine Rechte über den Tisch hin.

Aber Fritz langte nicht nach ihr. Wohl wußte er nicht, daß des Gegners Geist den seinen überlistet und übermannt hatte, aber trotzdem empfand er einen Widerwillen, die Hand zu drücken, die zerstörend in sein Lebensglück gegriffen. Überdies feuchtete sich sein Auge, das vor wenigen Minuten den Feind drohend angeblitzt hatte. Sollte er an diesem Triumphe sich weiden, er, der ihm so weh gethan, ihn so arm gemacht? Wer ein Mann werden will, verbirgt seine Thränen vor Freund und Feind.

Fritz wendete sich rasch ab und verließ das Zimmer ohne Abschiedsgruß.

„Ein kostbares Herz, dieser Junge!" sagte sich Röder. „Schade um ihn! Aber noch gebe ich ihn nicht auf, hab ich ihn ja doch erst entdeckt und seinen Wert kennen gelernt. Doch Vorsicht, daß der Edelstein unter der Fassung nicht splittere!"

Der Gang zu den Frauen zurück wurde dem jungen Manne sehr sauer. Am liebsten wäre er ihnen gar nicht mehr unter die Augen ge-

treten, so hoffnungslos und verloren kam er sich vor! Er wünschte bei seinen Arbeitern zu sein, Kopf und Hände voll zu thun zu haben, oder aber im dichtesten Walde sich ausweinen zu können. Und hätte der Wald keinen Ausgang gehabt, und hätte er nie mehr unter die Menschen zu treten gebraucht — er wäre es ganz zufrieden gewesen.

Der Baron hatte ihm sehr geschickt beizukommen gewußt; nicht an der schwächsten, vielmehr an der stärksten Seite, bei seinem praktischen Sinn hatte er ihn gepackt, hatte ihn in sein praktisches Gewissen geredet. Und der gute Junge war den schielenden Gründen nur zu arglos gefolgt. Er wog die Mitgift und sagte sich, daß Jahre der angestrengtesten Arbeit nicht aufzubieten vermöchten, was hier der Geliebten mit einemmale in den Schoß falle. Durfte er sie darum bringen?

Nein, und sollt' es ihm auch das Herz abdrücken!

Aber er mußte hinunter zu den Frauen. Sie erwarteten ihn gewiß schon mit Ungeduld. Er war ihnen Bericht schuldig; was müßten sie denken, nachdem er einen so gewaltigen Anlauf genommen?

Doch ansehen sollten und durften sie ihm nicht, wie ihm zu Mute war. Er wollte daher die Sache recht ruhig und gleichgültig abthun, und begann auch:

„Wir sprachen uns leichter, als ich erwartet hatte."

Ein ungläubiges „So!“ war die Antwort, denn sein ehrliches Gesicht strafte ihn Lügen.

„Es handelt sich um eine Stiftung für ein katholisches Brautpaar, die der Baron der Rosel zuwenden will, was gewiß recht schön von ihm ist. Er hat mir die Schrift gezeigt — 's ist alles so gut als fertig.“

„Wie hoch beläuft sich denn die Summe?“ schaltete die Wirtin prüfend ein.

„Frau Mutter, es wäre mir nicht möglich gewesen, auch nur eine Ziffer auszunehmen,“ antwortete Fritz trübselig lächelnd. „Aber immerhin kann die Rosel die beste Partie weit und breit im Lande werden.“

„Meinst?“ bemerkte die Genannte schalkhaft.

„Und sie wär' auch eine Närrin, wenn sie nicht zugriffe.“

„Wenn sie's nur einsieht!“

„Und von mir wär' es schlecht, wenn ich ihr wollt hinderlich sein.“

„Ein Tolpatsch bist, ein guter!“ rief das Mädchen greinend, während ihr vor Freude die Augen übergingen. „Glaubst du denn, daß du mir um eine Million feil wärst?“

Und sie hing an seinem Halse.

„So recht, Kinder!“ sagte gerührt die Haberwirtin. „Laßt euch nicht irre machen. Aber nun in die Kirche, Rosel! Vielleicht erwischst du noch ein Stück von der Predigt. Fritz darf dich begleiten. Ich muß heute die Martha für alle

machen; der liebe Gott wird schon ein Einsehen haben."

Und er hatte sicherlich ein billiges Einsehen; selbst wenn es der Haberwirtin vielleicht nur um einen gültigen Vorwand zu thun war. Was immer auch im Hause verrichtet werden sollte, sie durfte sich auf die dienenden Hände verlassen. Aber sie wollte allein und ungestört sein, um empfangene Eindrücke und Gedanken ordnen zu können, um einen Stoß gegen das Herz des Barons vorzubereiten, der es erschüttern sollte, wenn es nicht schon völlig entmenscht war. Noch war der Schatten der unglücklichen Freundin nicht versöhnt und ihr lebendiger Zeuge, ihr mahnendes Ebenbild hatte neue Unbill erdulden müssen!

Sie war vors Scheunenthor getreten und blickte nach dem Dorf aus, dessen Dächer hinter den Obstbäumen breit und dunkel zum Vorschein kamen und tief niederwuchteten, während der Kirchturm blanker in die Höhe strebte, aber gleichwohl auch ein vierschrötiger Gesell blieb und dieselbe schwere graue Kappe trug. Auf dem Fußsteig, zwischen Stoppelfeld und Krautacker konnte sie noch das enteilende Pärchen verfolgen. Rosel ergriff die Hand des Geliebten und schlenkerte sie mutwillig, schwenkte sich wohl auch tänzelnd vor, um ihm in die Augen zu gucken. Er aber schritt, als gält' es einen Botengang, vorwärts und trug den Kopf gesenkt. Gewiß, er war gedankenvoll und wortkarg, und Rosel versuchte

vergebens, ihn aufzuheitern. Jetzt bogen sie um das gelbelnde Haberfeld, aber beide überragten es, er mit der Brust, sie mit dem flatternden Köpfchen. Es war ihnen redlich an dem noch erreichbaren Stück der Predigt gelegen; bald waren sie hinter den Kirschbäumen des Edelbauers verschwunden.

Der arme Bursch, bemerkte die alte Frau still für sich, nimmt sich's sehr zu Herzen und sieht den Baron wohl gar noch für einen hochherzigen Menschenfreund an, dem man seine Befangenheit zugute halten müsse! Derweil will dieser lediglich mit einem Stück Geld sein Gewissen abfinden und glaubt nebenbei ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, wenn er einem Ketzer seine Braut abtrünnig macht. Es soll ihm nicht gelingen. Er hat seinen letzten Trumpf ausgespielt. Er wollte an meinem Hause vorüber und mußte doch bei mir einkehren, nun denn, so soll er auch nicht früher von hier fort, als bis er mit Greisenthränen derjenigen, die er in seiner Jugend unglücklich gemacht, Abbitte geleistet hat. Ihre Geschichte muß jeden rühren, der ein fühlendes Herz hat; es ist nicht möglich, nicht denkbar, daß sie gerade dem Schuldigen nichts sollte anhaben können, und hätte er sein Gewissen auch mit geistigem Hochmut eingeschläfert. Ja, Kinder, die seltsame Stiftung muß ein ganz anderes Gesicht bekommen, wenn sie als einige Genugthuung gelten soll. Doch was Genugthuung?

Die Unglückliche steht doch nicht wieder auf! Aber er will noch fortfreveln, an Kind und Kindeskindern, und, bei Gott, das darf nicht geschehen!

So bestärkte sie sich in ihrem Vorhaben und wurde jetzt erst gewahr, daß Fritz auf demselben Wege, auf welchem er die Geliebte zur Dorfkirche begleitet hatte, so bald schon und allein heraneilte und, um keine Zeit zu verlieren, quer über das Stoppelfeld lief.

Sie erwartete ihn verwundert am Scheunenthor und rief ihn, als er wie blind vorüberstürzen wollte, an.

„Frau Mutter," stammelte dieser aufgeregt, „ich kann und darf nicht bleiben. Tröstet die Rosel und setzt ihr die Sache auseinander; 's ist besser jetzt, so lang es noch nicht zu spät ist. Und es muß sein! Lieber aus, als daß ich mir einst müßt' sagen lassen, sie hätt' ihr Glück machen können, wenn ich nicht gewesen wäre! Ich glaub', ich müßt' sterben oder wahnsinnig werden, wenn ich vielleicht zu hören bekäme: Ich hätt' es wohl besser haben können! ... Ich weiß, Frau Mutter, die Rosel ist zu gut, sie würde es nicht sagen, würde mir keine Vorwürfe machen — aber wenn sie's still in sich vergrübe, sich heimlich abhärmte, nur noch schlimmer wär' es! Selbst der beste Mensch wird, wenn er in Zorn gerät, nicht leicht darauf vergessen können, was ihm vom Glück einmal zugedacht war ... Sie wird schon noch glücklich

werden, sie ist schön und gut und wird nun auch noch reich, aber ich? Na, es soll eben nicht sein, und ich darf den Kreuzbühel und das Haberwirtinhaus nicht wieder sehen! Schönen Dank für alles Gute, Frau Mutter! Und sagt ihr nicht, wie schwer es mir ankommt; sagt: ich hätte meine Grillen, und dagegen wäre nichts zu machen! Ich muß fort, eh' sie aus der Kirche kommt und mich mit ihren lieben Augen unter des Edelbauers Kirschbäumen sucht, wo ich sagte, daß ich auf sie warten wollte" ...

Die alte Frau antwortete ihm in ihrer beruhigenden klaren Weise, sie wolle ihn nicht halten, wenn er gehen zu müssen glaube; sie gebe ihm nicht Unrecht, aber zum Desperatwerden sei's noch lange nicht. Sein Gewissen sei ein sehr empfindlicher und stolzer Ritter, der da glaube, daß ihm an Zartgefühl niemand gleichkommen könne. So setzte er voraus, daß die Rosel unbedenklich zugreifen müsse und gar nicht anders könne, während die Stiftung doch so beschaffen sei, daß ihr auch ein anderes wackeres Mädchen mißtrauen würde, welches noch keinen Geliebten oder Bräutigam, geschweige denn einen ketzerischen habe. Nicht jedes Geschenk sei annehmbar, vielmehr gebe es Anerbietungen, die ausgeschlagen zu haben, einen auch noch in spätester Zeit mit Genugthuung erfüllen müsse. So lange die Stiftung selbst einen widerlichen Haken habe, könne von einem hochherzigen Verzicht oder einem

Opfer, das man hinterher vielleicht bereuen würde, keine Rede sein. Das alles werde er sich auch selber sagen, sobald er zu ruhiger Überlegung gekommen. Jetzt aber sei sein Gewissen zu aufgeregt, weshalb es ganz gut sei, wenn er sich mit ihm in die Einsamkeit flüchte; gemeiniglich nehme die Aufregung ab, je weiter man sich von ihrer Ursache entferne. Aber er dürfe nicht gehen, ohne sich für den Weg gestärkt und auf ein fröhliches Wiedersehen getrunken zu haben.

Unter diesem Zusprechen führte sie Fritz an den großen Tisch in der Hausflur, ließ ihm zu essen und zu trinken bringen und setzte sich plaudernd selbst zu ihm. Es wurde ihm leichter ums Herz, und wenn sichs gerade gefügt hätte, daß die Rosel vor beendigter Predigt und Hochmesse zurückgekehrt wäre, er hätte sich von ihr gern für das nichteingehaltene Stelldichein unter den Kirschbäumen auszanken lassen.

Noch ließ sich's der gute Junge schmecken, als der kleine Michel gelaufen kam mit der Meldung: „Frau Mutter die Herrschaft kommt!" Er war auf dem Hügel, welcher die Straße zu einer starken Krümmung nötigt, auf der Paß gewesen und hatte Rosse und Wagen von weitem erkannt. Seine Nachricht brachte im Hause eine allgemeine Bewegung hervor. Aus Stube, Küch' und Keller eilte herbei, was der Haberwirtin unterthan war; denn da Knecht und Magd wußten, daß ihre Herrin mit dem Vogelsteinschen auf gutem

Fuß stand, so wollte keins bei der Begrüßung fehlen.

Der Wagen, dessen Insassen Herr und Frau von Vogelstein und deren jüngste Tochter waren, nahte im Schritt und machte, wie selbstverständlich, vor dem Hause Halt. Eh' noch die Haberwirtin mit dem zum Strauß vereinten Blüten aus ihrem Ziergärtlein an den Wagenschlag gelangte, kam ihr der alte rüstige Herr mit einem jugendlichen Sprunge vom Trittbrett herab entgegen. Er drückte und schüttelte ihr die Hand wie einem alten lieben Bekannten. Auch seine Frau verließ den Wagen und begrüßte die Wirtin mit einem schwesterlichen Kusse. Und das muntere Fräulein schien es kaum erwarten zu können, bis an sie die Reihe kam, und herzte die bäuerliche Frau vom Kruge nicht anders denn wie eine verehrte Großtante. So hatte der wechselseitige Willkomm nichts förmliches, weder etwas demütiges auf der einen, noch etwas herablassendes auf der andern Seite; er war herzlich, bürgerlich, auf ungeheuchelter Wertschätzung für einander beruhend.

Die Wirtin lud die Herrschaften ein, ins Haus zu treten, aber diese, die sich auf der langen Fahrt müde gesessen, zogen es vor, auf den Beinen zu bleiben. So schritt man denn langsam vor dem Hause auf und nieder, die Schloßfrau und die Wirtsfrau Arm in Arm.

Der Großknecht Valentin, der in der Thür

ſtand, nahm die Pfeife aus dem Mund und ließ ſich vernehmen:

„Heuer ſind der Herr Baron lang ausgeblieben Schad', jetzt iſt die ſchöne Zeit ſchon bald um."

Die Küchenmagd, die ihre bloßen Arme unter der blauen Schürze barg, rief der Baronin ein: „Küß d' Hand" zu und die Kellnerin wagte gar die Bemerkung:

„Gnädiges Fräulein, jetzt wird es Ihnen bei uns wohl nicht mehr gefallen, nachdem Sie einmal das Stadtleben gewohnt ſind!"

Dieſe freimütige huldigende Anſprache wurde dem Geſinde keineswegs als vorlaut verwieſen; im Gegenteil, die Herrſchaften hatten für dasſelbe mehr als ein gnädiges Nicken, ſie zeigten ein feines Gefühl für den Naturlaut ſchlichter Herzen und wußten ein gewinnendes Wort für die braven Dienſtboten. Was Wunder, wenn der kleine Michel unaufgefordert ſich anſchickte, den herrſchaftlichen Pferden Waſſer zu reichen.

Vogelſtein hatte mit ſeinem Blicke bereits wiederholt das grünumflochtene „Willkommen!" über dem Hausthor geſtreift und fragte jetzt:

„Aber, liebe Frau Habermann, wer von Ihren Leute hat ſich denn auf dieſe ſchmeichelhafte Dekoration verſtanden?"

„Ein braver und tüchtiger, junger Mann," antwortete die Wirtin, „der weder mein noch Ihr Brot ißt. Er iſt mein Gaſt und hörte von Ihren Verdienſten um Markt und Bezirk und

that freiwillig, was ihm niemand schaffen konnte.“ Und sie suchte mit ihrem Blicke Fritz, was ihr Gesinde blitzschnell verstand; denn im Nu sah sich der bescheidene Künstler, der sich gar nicht von seinem Tisch entfernt und nur verstohlen durchs Fenster geguckt hatte, gefaßt und auf die freundschaftlichste Weise vor die Thür gesetzt.

Man lachte über die flinke Exekution.

Die Haberwirtin stellte ihren Schützling vor: „Fritz Baumann, Partieführer drüben bei der Eisenbahn.“

Vogelstein reichte ihm die Hand und sagte: „Das trifft sich wirklich gut. Als Abgeordneter hab' ich die Verpflichtung, mich um den Fortschritt des Bahnbaues zu kümmern. Aber das Alter macht bequem und gemächlich. Wie wär' es, Herr Baumann, wenn Sie einmal bei mir auf den Kreuzbühel vorsprechen wollten und so viel Kameraden, als sich anschließen mögen mitbrächten? Da ließe sich bei einem guten Glas Wein gemütlich besprechen, was uns beide interessiert. Mir geschähe ein Gefallen und Sie würden sich, denk' ich, auf dem Ausfluge nicht schlecht unterhalten. Abgemacht! Ich rechne auf Ihren Besuch.“

Fritz konnte nicht Nein sagen. Dem würdigen alten Herrn gegenüber ging ihm Sinn und Herz auf. Der Mann, der, kaum den ermüdenden Kammer-Verhandlungen entflohen, schon wieder an die Pflichten eines Volksvertreters dachte,

der, statt ihn für seinen müßigen Einfall zu belohnen oder mit einer gnädigen Lüge abzufertigen, ihn allsogleich in ein allgemeines Interesse zog und auf diesem Felde wie seinesgleichen mit ihm verkehrte, mußte ihm eben so sehr Achtung einflößen als sein volles Zutrauen gewinnen. Fritz schlug daher freudig ein.

Eh' er von dem jungen Manne ließ, der ihm zu gefallen schien, ging ihm Vogelstein noch mit der Frage zu Leibe:

„Lassalle oder Schulze-Delitzsch?"

Fritz fühlte sich in seinem Element, indem er antwortete:

„Herr Baron, ich steige nicht gern so hoch, daß mir der Atem ausgehen könnte; ich muß festen Boden unter meinen Füßen haben. Es muß wohl auch Philosophen geben, welche die Begriffe zuspitzen, Theologen, welche sich um Dogmen streiten, Advokaten, welche nur durch den Tubus des Paragraphen ins Leben gucken und dabei ums Eck schauen müssen; ich aber halt' es mit dem Hausverstand, mit dem Christen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mit dem rechtschaffenen Bürger und mit dem Arbeiter, der die Hände rührt und möglichst wenig auf fremde Hilfe ansteht. Unsere Kolonie drüben verlangt von einem Stimmführer zu allererst, daß er auch selbst einen Arbeiterkittel trage. Es ist lang nicht alles so funkelnagelneu, was man uns jetzt anpreist, und was für die Vögel gut ist, paßt

nicht für die Fische. Gleichwohl haben wir schon manche Einrichtung im kleinen und nach eigenem Bedarf, mit welcher Schulze zufrieden sein könnte, und was Lassalle betrifft, möchte ich behaupten, daß der Arbeiter und die Arbeit auch ohne das allgemeine Wahlrecht schon manchen ehrlichen und einsichtsvollen Vertreter in den Kammern haben."

Das Kompliment galt Herrn von Vogelstein, und Fritz begleitete es mit einer leichten Verbeugung.

Aber der Schloßherr blieb bei der Sache, indem er antwortete:

„Freilich wäre das die richtige Ergänzung, und zugleich fruchtbarer als die gläubige oder leidenschaftliche Annahme jeder Theorie, wenn die Arbeiter allenthalben durch praktische Versuche, ihre Lage zu verbessern, sich selbst auch an der Lösung der sozialen Frage ernstlich beteiligten. Wenn so, von unten herauf wie von oben herab, gearbeitet würde, müßte man schließlich ja doch zu einer erträglichen und gedeihlichen Mittellage kommen. Sie sehen," fügte er hinzu, „daß uns der Faden nicht leicht ausgehen wird; also auf Wiedersehen, Herr Baumann!"

Unterdessen hatten sich die Frauen noch mancherlei mitgeteilt und das Versprechen, sich recht oft zu besuchen, wiederholt. Es war beiden Teilen damit ernst.

Dann schied man heiter. Das Fräulein grüßte

mit Hand und Tuch so lange zurück, als es die Gruppe vor dem Wirtshause im Auge behielt, und hier blieb man so lange versammelt, bis der Wagen den nachspähenden Blicken entschwunden war. Eh' man sich in Stube, Küche und Keller verlor, tauschte man noch wohlwollende Bemerkungen aus, wie daß der alte Herr sich ganz wunderbar bei Kräften erhalte, daß der Frau Baronin die gute Seele aus den Augen schaue, daß das Fräulein ganz den verheirateten Schwestern nachgerate und noch so freundlich sei wie früher. Der Großknecht that den Ausspruch:

„Der Vogelstein, der richtet mit seinem alten Kopf noch mehr als wir allemiteinand' mit unseren Händen."

Dem kleinen Michel hatte das Passen wie das Wässern Freude gemacht, sein Sinn stand nicht nach Trinkgeldern.

Fritz und die Haberwirtin allein blieben im Flur zurück. Sie sagte zu ihm lächelnd:

„Jetzt entlaß ich Euch. Ihr nehmt außer euren trübseligen doch auch einige mutige Gedanken mit, und diese werden bald die Oberhand gewinnen. Vom Kreuzbühel könnt Ihr Euch nicht los machen, dafür hat der Herr von Vogelstein gesorgt. Und so werdet Ihr wohl auch dem Haberwirtshaus nicht für immer den Rücken kehren. Der grüne Kranz draußen kann bleiben bis übermorgen, bald hätt' ich gesagt, bis Ihr wiederkommt. Laßt uns bald etwas von Euch

wissen, denn sonst müßte die Rosel schreiben, und das geht ihr nicht recht von statten. Geht mit Gott!"

Sie drückte ihm die Hand und wendete sich ab.

„Nichts für ungut, Frau Mutter!" rief ihr mit weicher Stimme Fritz nach, eh' er die geliebte Schwelle überschritt.

Das Wort „Jetzt entlass' ich Euch" war ihm schwer aufs Herz gefallen. Es hätte nur noch einer kleinen Nötigung bedurft und er wäre geblieben, wäre so gern geblieben. Das Gespräch mit Herrn von Vogelstein hatte sein Selbstbewußtsein nicht wenig wieder gehoben, er schämte sich fast seiner früheren Verzagtheit, seiner Flucht, und doch mußte er jetzt vollends damit ernst machen. Sie, die ihn so leicht hätte zurückhalten können, hatte es nicht nur nicht gethan, sondern ihn geradezu beim Wort genommen. „Recht geschieht mir, Recht!" sagte er sich, „ich selbst habe mir's eingebrockt. Die Haberwirtin weiß, was sie thut; sie kriegt Männer 'rum, geschweige denn Schuljungen, die noch nicht recht wissen, was sie wollen. Aber ich will mir's genügen lassen an dieser Lektion."

Und er schritt gewaltig aus, die Straße entlang, auf welcher soeben erst die herrschaftliche Equipage davon gerollt war.

Er glühte vor zürnendem Eifer gegen sich selbst, was ihn aber doch nicht verhinderte, den Wegrain zu erklimmen, dort, wo er am höchsten

war, um nach den Kirschbäumen des Edelbauers zu spähen, nach dem Haberfeld, nach dem Krautacker, ob er nicht des flatternden Kopftuches seiner Rosel ansichtig würde ...

„Warum sie den jungen Arbeiter nicht auch gleich zu sich in den Wagen genommen, nachdem sie sich mit ihm schon so gemein gemacht, begreif' ich wahrlich nicht," brummte droben auf seinem Zimmer Baron Röder, als er Fritz der Equipage nacheilen sah, als wollte er sie einholen.

Röder hatte den Auftritt vor dem Hause von seinem Fenster aus belauscht, aber sich daran gar wenig erbaut. Er hätte das leutselige Wesen der Vogelsteinschen am liebsten Popularitätssucht gescholten — aber sie hatten dabei auch nicht das Geringste von ihrer Würde vergeben! Er wollte an einen Spuk, einen Nachklang aus den seligen Tagen patrimonialer Herrlichkeit glauben, da man ja auch herablassend, gnädig und sogar großmütig sein konnte, wenn man wollte — doch wo gab es damals bei Empfangs- und Einholungs-Feierlichkeiten so stolze Nacken und freie Stirnen? Dann lächelte er geringschätzig und meinte: „Man wird ja sehen, ob das nackte Interesse ersetzt, was früher die Autorität zugleich gliederte und vereinigte." Aber wieder mußte er bekennen, daß man sich da unten ebenso selbständig als freundlich gegenüberstand. Die amerikanische Gleichheit hat er zu satt bekommen, als daß er annehmen mochte, Deutschland könne auf dem Wege dahin

sein. Aber diese Annahme war auch ganz überflüssig. Näher lag die Erklärung, daß ein humanes gemeinnütziges Streben und Leben sich freudigere Anerkennung als jede privilegierte Ordnung erwerbe und Menschen zu dem schönsten Wetteifer mit einander verbinde, mögen selbe durch die Rangstufen der Gesellschaft auch noch so weit von einander getrennt sein. Was war jedoch alle Humanität in seinen Augen? Nichts als ein selbstgefälliger, wesenloser Schemen, dem erst die christliche Liebe zu Fleisch und Blut verhelfe. Diese christliche Liebe hatte aber bei ihm einen eigentümlichen, scharfen, zersetzenden Charakter angenommen; es gelüstete ihn, mit ihr ein großes Feuer zu schüren, zu welchen die anderen die Brände zu liefern hätten, damit er sich daran die kalten Glieder wärmen könne. Sich selbst sagte er dies allerdings nicht und konnte sich's auch nicht gestehen, denn sein Fanatismus war zum Teil wirkliche Verblendung.

Röder war unzufrieden mit dem Vorgange unter seinem Fenster; derselbe erschien ihm zugleich wie eine üble Vorbedeutung für sein Auftreten auf dem großen Parteitag. War das deutsche Volk noch zu unreif für sein vorbereitetes Kraftwort oder schon zu verderbt dafür?

Nicht aufsuchen wollte er den Vogelstein, aber, selbst unbemerkt, sich ihn bequem zu betrachten, dazu hatte er sich verleiten lassen. Doch diese Neugierde kam ihm teuer zu stehen. Warum fuhr es

ihm auf einmal schneidend durch den Sinn, daß ein Fremder auf seinem Erbgut sitze? und dieser Fremde hat das Gut erweitert und verbessert. Dieser Fremde genießt mehr Ansehen im Marktflecken und im Bezirk, als weiland sein Vater als Erb- und Grundherr.

Dieser Fremde fand vom entlegnen Kreuzbühel den Weg in die Landesvertretung, genießt das Vertrauen seiner Wähler, wird mit Ehren begrüßt, und von seinen Verdiensten erzählt man sich in jedem Bauernwirtshaus. Und von diesem Fremden stammt ein neues blühendes Geschlecht auf dem Kreuzbühel. Dachte er unbefangen, so mußte sich Röder diesem Fremden, diesem Manne der That gegenüber wie ein Heimatloser, ein Flüchtling, ein Unnützer und Abenteurer vorkommen. Er bereute schier, ihm ins heitere, wohlwollende Antlitz, ins zielbewußte Auge geschaut zu haben. Er mußte ihn beneiden und hätte ihn lieber hassen mögen. „Ja, ja," wiederholte er sich, „die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts." Aber auch dieser Trost wollte nicht verfangen.

Von der Wirkung des kurzen Ständchens vor dem Hause auf den Baron Röder hatte die Haberwirtin keine Ahnung, wenngleich selbe ganz danach angethan war, ihr zur Genugthuung zu gereichen. Sie dachte an die Rosel und sann darüber nach, wie sie das Herz des Mädchens über das Verschwinden des Geliebten beruhigen könne.

Ein beschwichtigendes Wort schien auch in der That nicht überflüssig zu sein, denn es stand nicht lange an und Rosel stürzte herein mit glühenden Wangen, unwillig suchenden Augen und der hastigen Frage:

„Ist der Fritz da, Mutter?“

„Nein, mein Kind,“ antwortete die alte Frau, ihren Zuspruch beginnend; aber das Mädchen hat es nötiger, sich auszusprechen als zu hören und begann ärgerlich:

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht! Schon auf dem Weg ist er so kurios gewesen. Aber wie man nur so“ — und sie fuhr mit der geschlossenen Hand gegen die Stirn — „sein kann! So ist's, wenn man nicht redet. Hätt' er mich nicht fragen können: Rosel, wie steht's? Willst mich oder 's Geld? Drauf hätt' ich gesagt: Fritz, wie kommst du mir denn vor? Kannst du jetzt noch fragen? Ich hätte dich sicher nicht genommen, wenn ich einen andern gewollt hätt', aber weil ich dich einmal hab', so brauch' ich keinen andern, und wenn er auch um und um vergoldet wär', am wenigsten einen von dem da oben“ — sie meinte den Baron — „der mich einmal schreckt und nicht wieder. Das wär' eine Red' gewesen. Aber so kommt's, wenn man sich nicht ordentlich ausspricht! Mir ist's recht. Ich werde sicherlich keinen Schritt thun — höchstens, daß ich ihm zu wissen mach', wann der da oben wieder fort ist. Schad'! hätten noch anderthalb Tag' beisammen sein können! Aber mir ist nicht

bang'; er wird schon kommen, und bittweis kommen muß er mir!"

So die Rosel. Ein bißchen Ärger, ein bißchen Trutzköpfigkeit — das war alles. Keine Ohnmacht, keine Thränen, nicht einmal beunruhigende Zweifel. Mit keinem heimlichen Gedanken, keiner Faser ihrer Sehnsucht war sie an der Stiftung, dem Golde der Versuchung, hangen geblieben. Geschreckt hatte sie der unheimliche Alte mit seinem fanatischen Ungestüm, aber jeden tieferen Eindruck auf ihr Gewissen verfehlt; nun war sie auf ihrer Hut, nicht auch ein zweites Mal soll ihm der Überfall gelingen. So voll und tief war ihre Liebe, so sehr war sie von Fritzens Gegenliebe und zugleich vom eigenem Wert, von dem, was sie ihm war, überzeugt, daß kein Gedanke an Verlust und Trennung aufkommen konnte. Gewiß ein reines Herz und ein starkes Gemüt.

Die Haberwirtin hatte mit Erstaunen und heimlicher Freude den zürnenden Worten des Mädchens gelauscht; sie hielt jede Äußerung des Lobes und der Zustimmung zurück, als fürchte sie, so viel Innigkeit und Lauterkeit des Herzens zu verscheuchen. Aber im Geiste segnete sie Rosel und Fritz, die beide aus der unberufenen Prüfung so glänzend hervorgegangen; es erfüllte sie mit mütterlichem Stolz, von allem Anfang an erkannt zu haben, daß eins des andern würdig sei.

Um die Rosel auf andere Gedanken zu bringen, erzählte sie, daß die Vogelsteinschen vor dem

Hause gehalten, und wie lieb und freundlich sie gewesen.

Diese Begrüßung versäumt zu haben, machte aber das Mädchen unglücklicher als die Flucht des Geliebten.

„Was wird die gnädige Frau von mir denken, wenn sie mich auch auf dem Kreuzbühel nicht sieht?“ lautete der Angstruf.

„Närrin, ich hab ihr ja gesagt, daß ich dich bei mir habe und daß du in der Kirche seist,“ sagte die gute alte Frau beschwichtigend: „du hättest sehen sollen, wie gnädig der Herr von Vogelstein mit Fritz sprach; er hat ihn zu sich aufs Schloß geladen — das hättest du dir wohl auch im Traum nicht einfallen lassen!“

Rosel horchte auf, ihre Augen leuchteten vor Freude, ihr Herz war stolz auf den Geliebten. Sie hatte ihm den dummen Streich der Flucht vergeben, wenn sie's auch selbst noch nicht wußte.

Unterdessen war es Mittag geworden. Wenn der Baron seinen Bekehrungs- und Beglückungsplan noch keineswegs aufgegeben haben sollte, so konnte er jetzt inne werden, wie wenig Anklang derselbe gefunden. Den jungen Arbeiter hatte er eilig das Haus verlassen, aber selbst zum Mittagstisch nicht zurückkehren sehen. Er mochte erwartet haben, daß die Rosel kommen, ihm mit der unbewußten Grazie der Jugend den Tisch decken und dazwischen von Glück und Dankbarkeit stammeln würde. Doch statt der Rosel trat

die Kellnerin ein, die alles im sicheren Griff hatte, dafür aber auch geschäftsmäßig abthat. Noch konnte jedoch die Hausfrau der Dienerin nachfolgen, um ihrem Gaste die Honneurs zu machen. Aber auch das geschah nicht. Röder sah sich beargwohnt, gemieden und zum gewöhnlichen Passagier herabgesetzt. Das vermehrte nicht wenig seine verdrießliche Stimmung, das mußte aber auch seinen besonderen Grund haben, und dieses wollte er wissen. Alle Fragen, Zweifel und Befürchtungen, die er so geschickt in Schranken gebannt zu haben glaubte, brachen nun wieder mit einem Male hervor. Die Wirtin bekämpfte seine Absichten planmäßig, das fühlte er, und wie er sich selbst gestand, daß er noch nicht die letzte quälende Frage an sie gerichtet habe, so durfte er voraussetzen, daß sie noch nicht das letzte Wort gesprochen. Daß sie wisse, wonach ihn verlangte und wovor ihm zugleich bangte, das stand für ihn nunmehr außer Zweifel..

Als die Kellnerin mit dem letzten Gericht kam, fragte sie der Baron, warum der junge Mensch, der Fritz, nicht länger geblieben?

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort.

„Und warum kommt die schöne Rosel nicht wieder herauf zu mir?"

„Sie mag nicht."

„Die Frau Haberwirtin wuß wohl sehr beschäftigt sein, daß sie auf mich vergißt."

„Sie hat mich heraufgeschickt."

Aus dieser Person war nichts herauszubringen, das sah Röder ein; sie machte der Zucht der Haberwirtin Ehre; kürzer, ausweichender und ablehnender konnte man unmöglich mehr antworten. Aber die flinke Person hatte auch einen besonderen Grund, sich mit dem sonderbaren Alten wenig abzugeben; sie hatte bemerkt, daß die Rosel weinend und Fritz nicht viel anders von ihm zurückkehrten, und hatte sich vorgenommen, zu zeigen, daß er ihr nichts anhaben könne. Man muß die Leute zu behandeln wissen, pflegte sie zu sagen, und war nicht wenig stolz auf ihre Geschicklichkeit.

Schon wollte sie das gefürchtete Zimmer verlassen, als der Baron, aus stummem, zögerndem Hinbrüten auffahrend, ihr noch die Worte zurief:

„Ich möchte schwarzen Kaffee, nicht viel, aber stark, und lasse die Frau Wirtin ersuchen, auf ein paar Worte zu mir zu kommen. Verstanden?"

„Werd's ausrichten," erwiderte die Kellnerin kurz, und zog mit Tischtuch, Tellern und Eßzeug siegreich ab.

Die Lösung des Rätsels war heraufbeschworen. Röder harrte des Spruches mit Unruhe und Ungeduld.

Aber auch die Haberwirtin stieg ernster die Stufen hinan als je zuvor und rief, eh' sie eintrat, alle rächenden Erinnerungen um Beistand an.

Sie maßen sich mit stummen Blicken, die

beiden Alten, als gewärtige eins des andern Angriff.

Zorn, leidenschaftliches Unbehagen verrieten Röders Züge; das Gesicht der Matrone drückte Strenge und gesammelte Entschlossenheit aus.

Sie saßen einander gegenüber, Aug' in Auge, schweigende, greise Gegner.

Jede Sekunde vermehrte die peinliche Spannung.

Es sollte gleichgiltig klingen, als der Baron begann:

„Ich hätte den jungen Menschen gern nochmals gesehen, er gefiel mir — was trieb ihn so plötzlich fort?"

„Ihr Anerbieten," erwiderte die Wirtin.

„Also er verzichtet und sie nimmt an?"

„Nein, trotzdem daß Fritz es ihr leicht machen wollte, dachte sie keinen Augenblick daran. Herzen, die sich lieben, sind gut beraten; man soll sie daher nicht in Versuchung führen, denn es ist unnütz — nicht im Gewissen verwirren und peinigen, denn es ist grausam — nicht trennen, denn es ist unmöglich."

Überlegen lächelnd entgegnete Röder:

„Recht schön, aber wenig praktisch. Bedenken Sie doch die Folgen einer Mischehe."

„Ich kenne sie aus Erfahrung," lautete die ruhige Antwort. „In meinem Heimatsdorf leben Lutheraner und Katholiken in Frieden und sind nicht selten miteinander verwandt oder verschwägert. In Ihrer Familie gab es, eh' die alten Kreuz-

bühler Röder ausstarben, einen katholischen neben dem protestantischen Zweige. Mein Mann, der, bald nachdem Ihre Eltern den ihnen angefallenen Besitz des Kreuzbühels angetreten, ins Land kam, war Protestant. Mein Ältester, der vom Vater den ernsteren Sinn geerbt hat, wählte auch dessen Bekenntnis, nachdem er beide Konfessionen wie nahe verwandte Sprachen zu Hause kennen gelernt; die beiden Jüngeren sind mir nachgeraten, auch im Glauben. Alles ohne Zwang und Hader. Mein Gatte stieg als Ehrenmann ins Grab, und ich glaube an seiner Seite nicht schlechter geworden zu sein."

„Mit der Liebe zu einem andern im Herzen!" schaltete der Baron hämisch ein.

„Mir das? Und von Ihnen?" rief die Wirtin aus, ebenso erstaunt als verletzt. „Das geht weit, Baron! Doch Sie sollen nicht glauben, daß ich erröten müsse, statt zu antworten. Von dieser Liebe wußte mein Mann. Er billigte sie und meinte mehr als einmal, von allen romantischen Liebschaften, welche jungen Mädchen im Kopf zu spuken pflegten, bilde die meine eine rühmliche Ausnahme, denn sie habe mein Herz unverdorben gelassen, und meinen Verstand geweckt. Er mag eine zu gute Meinung von mir gehabt haben, aber zur Schande gereicht mir meine Jugendliebe ebensowenig, als daß mein weißes Haar einst dicht und dunkel war. Ich werde mit ihr vor Gott bestehen können."

„Gut, gut!“ wehrte Röder verlegen. „Was ich sagen wollte . . . darf denn mein Antrag so leicht genommen werden? Sind denn etliche Tausend Gulden ein reiner Bettel für ein armes Mädchen?“

„Die Rosel dankt, und wären es auch eben so viele Hunderttausende. Was Ihre Großmut für Sie selbst und Ihr Gewissen wert sein soll, will ich nicht beurteilen.“

„Ich aber will Ihnen sagen, Frau Wirtin, daß Sie sich auf unverantwortliche Weise an dem Glück, an der Zukunft des Mädchens versündigen, das Sie wie eine Mutter zu verehren scheint.“

„Das weiß Gott im Himmel besser“ antwortete, auf diesen Vorwurf sich erhebend, feierlich die alte Frau. „Und auch das gute Kind fühlt, daß es mir vertrauen darf; wie für keins meiner eigenen Kinder je, bin ich für dieses Mädchen besorgt. Ich betracht' es als ein mir anvertrautes Pfand, über welches ich stündlich geliebten Toten Rechenschaft schuldig bin. Einzig und allein in dem Glücke ihrer Rosel kann diesen teuren Schatten noch eine späte Freude erblühen; nur an ihr noch kann gesühnt werden, was an ihnen verbrochen worden. Großmutter und Mutter haben mich zum Schirm und Anwalt für dieses Kleinod bestellt, und wenn meine Zunge schweigt, so erstirbt Anklage und Zeugnis. Auf dieses eine Haupt möcht' ich alles Gute vereinigen, um welches jene Unvergeßlichen verkürzt worden sind. Aber

müßt' ich sehen, daß jene unheilvolle Hand, welche die Großmutter unglücklich gemacht und die Mutter dem Elend preisgegeben hat, auch über das Enkelkind Macht gewinnen wollte — ich schonte meine morschen Glieder nicht, um dem Wolfe das Lamm zu entreißen."

Sich setzend fuhr die Wirtin ruhiger fort: „Ich rede nicht irr, Herr Baron. Ich will Ihre Geduld nicht mißbrauchen; wenn Sie mir Gehör schenken, sollen Sie die Geschichte einer Jugendliebe erfahren, die Ihrer Entrüstung würdiger ist, als meine unschuldige Schwärmerei, aber auch so viel Thränen des Mitleids wert, als sie Thränen des Jammers verursacht hat. Halten Sie's einer alten Frau zu Gute, wenn sie weich wird; besser Thränen in alten Augen als das trockene Feuer einer Leidenschaft. Ja, und warum ich die Geschichte erzählen will? Sie hängt mit meiner Angst und Fürsorge für die Rosel und somit auch mit Ihrer Großmut für dieses junge Geschöpf zusammen.

„Rosels Mutter hat nie Vater oder Mutter gekannt. Sie wuchs auf bei fremden harten Leuten, die sich keineswegs für Gotteslohn des Kindes annahmen, es vielmehr mißhandelten wenn das verschämte Pflegegeld sich nicht rechtzeitig einstellte, oder ihren Erwartungen nicht entsprach. Arbeit war des Mädchens früheste und einziges Los, und zwar hielt man es zur niedrigsten Arbeit für eben gut genug. Der traurigen Kindheit folgte eine freudlose Jugend,

weder durch angeborenen heitern Sinn noch durch Schönheit verklärt, die, wie sie die eigene Lebensluft mehrt, auch die fremde Umgebung freundlicher stimmt. Der Volksspott nannte die Bettelbirne Prinzessin. Was das Gerücht ihr über Stand und Schicksal ihrer Eltern zutrug, entpreßte ihr heimliche Thränen oder Flüche; erstere galten der Mutter, letztere trafen den Vater. Wenn die hagere Bauernmagd Sonntags in die Kirche ging, meinten ältere Leute, es sei eine Sünd' und Schande, daß er sich gar nicht um sein Kind kümmere. Wer der Magd ins Gesicht sah, wußte, auf wen der Tadel zielte. Sie bekam mehr und mehr die Züge des Vaters, der von ihr nichts wissen wollte; sie trug sie wie einen offenen Schuldbrief zur Schau, der niemals eingelöst wurde. Als der letzte unter dem Gesinde des Herrn von Vogelstein, der Teichhüter, um sie warb, sagte sie Ja, als gälte es, in einen neuen Dienst zu treten. Die Geburt ihres einzigen Kindes überlebte sie nur wenige Jahre. Als sie aufgebahrt lag, entdeckte man in ihren erstarrten Zügen das erste Lächeln.

„Ein dumpfes, mühseliges Menschenleben, nicht wahr, Herr Baron? Es ist gar nichts besonderes dran, aber, wer es auf dem Gewissen hat, mag schwer zu tragen haben. Wie man nur ein so hilfloses Ding auf die Welt setzen kann, ohne ihm irgend etwas Liebes und Freudiges mitzugeben?"

Die alte Frau schwieg und blickte mit fragendem Ernst auf Röder. Dieser lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen, als wollte er von allen Übeln der Welt nichts sehen. Nur leise nickte er, wie mitbedauernd den Kopf.

Es war für denjenigen, der das Schuldig zu gewärtigen hatte, eine ebenso grausame als erbarmungsvolle Stille.

Die Haberwirtin erzählte weiter: „Rosels Großmutter, die Mutter der Teichhüterin, hieß Rosalia Birkner, ja Birkner — Sie erinnern sich gewiß noch dieses Namens. Sobald Sie den feurigen Fuchsen bekommen hatten, und der Aufsicht des alten John entwachsen waren, ritten Sie ja am häufigsten und liebsten zum Förster Birkner hinüber. Dem herrschaftlichen Beamten mußt' es eine Ehre sein, wenn ihn der Sohn seines gestrengen Herrn besuchte, und dieser, damals in der Gegend noch der luthrische Junker Fritz genannt, machte sich oft genug über den abergläubischen Nimrod lustig, auf dessen Brust er einen geweihten Pfennig entdeckt, in dessen Hand er einen Rosenkranz gesehen, und der sich vor besprochenen Kugeln fürchtete. Sie haben gestern sicher nicht unterlassen, dem Forsthaus einen freundlichen Blick zuzuwerfen; denn wie könnten wir eine Stätte vergessen, die uns in der Jugend lieb und teuer war? Es steht noch auf dem alten Hügel, auf dem alten Fleck, ist aber selbst das alte Haus nicht mehr. Nach

einem Brande hat man es luftiger und geräumiger aufgeführt. Auch ist der Wald etwas weiter nach oben zurückgewichen. Sonst ist alles noch, wie es früher war, und Sie fänden sich auf Weg und Steg zurecht wie damals, als Sie oft spät abends erst vorsprachen und noch später schieden, trotzdem Birkner ein einsilbiger Mann war und die sorgsame Hausfrau schon unter der Erde ruhte."

„Und die Rosalia?" drängte der Baron mit unsicherer Stimme.

„Sie gedenken also der unglücklichen Jugendgenossin noch? Das ist brav. Nun, ich will von ihr erzählen. Sie war schön und gut, war ein heiteres, glückliches Wesen — und mußte verraten und elend enden! Und der Bube . . ."

Der Baron machte eine heftige abwehrende Bewegung.

„Ich habe seinen Namen nicht genannt," fuhr die Frau ruhig, aber mit Nachdruck fort. „Der Bube, der dieses herrliche Geschöpf ins Verderben stieß, ging straflos aus! Doch vielleicht irre ich mich, vielleicht trieb ein Fluch ihn durch alle Länder und ließ ihn nirgends Glück und Ruhe genießen. Denn wer zu seinem treuen, hoffenden Lieb den Weg zurück nicht findet, hat gebrochen mit allem, was Frieden und Stätte heißt, und dafür einen peinigenden Poltergeist in sein Herz geschlossen. Der Untreue wird die Welt zu enge und mancher ihrer irrenden Ritter

kam schließlich zum Grabe seiner verratenen oder verstoßenen Liebsten gepilgert. Wie dem Frevler an Rosaliens Glück und Herzen die Fremde anschlug, weiß ich nicht des näheren, aber hier, in seiner Heimat, konnte das Andenken an seine Untreue und schändliche Feigheit nicht erlöschen. Mit ihren trüben, seelenstumpfen Zügen zeugte unbewußt seine Tochter gegen ihn, und in dem Antlitz seiner Enkelin ging von neuem die Schönheit seines Opfers auf. Die Rosel gleicht ihrer Großmutter, gleicht der Rosalia Birkner, da dieselbe noch ein arglos glückliches Mädchen war, und wenn der alte Sünder heute käme und der Rosel ungerührt, ohne Schreck und jähes Schuldbewußtwerden ins Gesicht zu sehen vermöchte — ich müßte glauben, daß das Menschenherz zu Stein werden könne."

Röder warf sich im Stuhl unbehaglich herum und brauste gegen die Wirtin auf:

„Erzählen Sie, was Sie mir mitteilen zu sollen glauben, aber verschonen Sie mich mit Ihren Fraubasereien. Es steht geschrieben: Richtet nicht."

„Und es heißt weiter: Auf daß ihr nicht gerichtet werdet," antwortete die alte Frau. „Mich wundert, daß Ihnen diese schöne Stelle erst einfällt, nachdem Sie den rechtschaffenen Fritz den Ketzer aufgemutzt, der Rosel unnötigerweise mit Dingen, welche sie nicht zu verstehen braucht, das Herz schwer gemacht und meine höchste und zugleich

wohlthätigste Jugenderinnerung verdächtigt haben. Doch es sei; ich will nichts hinzuthun und nichts wegnehmen — was die arme Rosalia zu leiden hatte und wie sie starb, wird selbst einem wildfremden Menschen zu Herzen gehen.

„In einer finstern Sommernacht," fuhr die Haberwirtin aus treuer Erinnerung erzählend, fort — „es war im Juli nach dem letzten Herbst, den Sie, Herr Baron, auf dem Kreuzbühel zugebracht — hörte ich, wie ich eben einschlafen wollte, leis' ans Fenster klopfen und meinen Namen rufen. Ich schlief mit der alten Beschließerin Theres, die etwas schwerhörig war, in einem Hinterstübchen des Stöckels am vorderen Teich. Schreckhaft war ich nicht, und so merkte ich nur noch auf, ob ich nicht etwa bloß geträumt hätte, und als sich das dumpfe Pochen wiederholte, schlich ich ans Fenster, um zu hören, wer es sei, und was man wolle. Ich öffnete ein klein wenig, damit ich besser verstehen könnte; die Gestalt konnt' ich nicht ausnehmen, denn es war stockdunkel, und vor dem Fenster steigt gleich der Wald an; aber ich vernahm die hastig geflüsterten Worte: ‚Fürchte dich nicht, Liesel; ich bin die Birkner-Rosel, und bitte dich, zieh' dich an, und komm' mit mir — thu's einer armen Mutter zulieb, die schier verzweifeln möcht' — aber es ist ein weiter Weg, Liesel.' Wohl erkannte ich die liebe Stimme, aber sie klang nicht munter und lachend wie sonst, sondern so kläglich, daß

mir die Thränen kamen. Wie ich zum Fenster hinausgelangte, ohne daß die Alte vom Geräusch und Luftzug aufwachte, wüßt' ich heut' noch nicht zu sagen. Draußen sagte die Birkner-Rosel zu mir: ‚Dies ist mein Kind; denk' so schlecht von mir als du willst, aber hilf mir das schuldlose Geschöpf retten; es ist noch nicht einmal getauft, sonst —' Erst viel später ging mir das Verständnis dafür auf, was sie mit diesem Worte sagen wollte, und ich ermaß den Verzweiflungskampf, den die Ärmste am Rand des Teiches zu bestehen gehabt, der für Mutter und Kind eine gastlich bergende Tiefe bot. In jener Nacht aber konnt' ich nur weinen und thun, was sie mich hieß. ‚Du hast Verwandte droben im Holzschlagerdorf,' sagte sie, ‚bring' mich hin!' Und wir machten uns auf den Weg. Das war eine traurige Wanderung. Die Mutter war noch nicht bei Kräften, denn sie hatte vor der Zeit das Bett verlassen; der Weg war weit und beschwerlich, die Schrecken der Nacht fielen doppelt schwer auf das verstörte Gemüt, ich erwies mich nicht minder verzagt als ungeschickt, das Kind wimmerte und schrie, und den eifersüchtig schützenden Armen der Mutter wollte die Kraft mehr und mehr versagen. Dann brach auch noch das Gewitter los, das längst den Himmel schwarz überzogen hielt, und hätten wir nicht unter dem niederen Dach einer verlassenen Köhlerhütte Schutz gefunden, ums kleine Leben wär' es geschehen ge-

weſen. So aber blieb es für lange freudloſe Jahre erhalten.“

Nach einigem Schweigen, das zu unterbrechen der Baron keine Luſt hatte, fuhr Frau Habermann fort:

„Wir fanden bei meiner Baſe im Gebirg keine freundliche Aufnahme. Harte Arbeit, rauhe Tugend. Es koſtete viele Bitten und Thränen, daß die kranke Mutter mit dem kranken Kinde nicht wieder vor die Thür geſetzt wurde, und gewiß nur die Sorge um das Kind, die alle ihre Lebensgeiſter ſpornte, rettete die Mutter. In den ſchlimmſten Stunden, da Roſalia ſelbſt an ihrem Aufkommen zweifelte, erfuhr ich näheres über die Urſachen der nächtlichen Flucht. Sie hatte ihren Zuſtand geheim zu halten gewußt. Die Magd, eine gutmütige, verläßliche Perſon, hatte ihr Beiſtand geleiſtet in der ſchweren Stunde. Aber das neue Leben im Hauſe ließ ſich nicht verleugnen; es erfüllte die Luft, als wüßt' es, was ſeiner harrte, mit Geſchrei und Gewimmer. Birkner nahm die Sache anſcheinend leichter, als man zu hoffen gewagt. Aber ſein Auge funkelte unheimlich, als er zur Wöchnerin ſagte: ‚Armes Kind, nenn' mir den Verführer.‘ Vergebens bekannte und beteuerte Roſalia: „Du thuſt ihm Unrecht, Vater! ſeine Schuld iſt auch die meine. Er meint es ehrlich mit mir, hat mir's mit hundert Eiden zugeſchworen. Gewiß, er wird kommen, und du wirſt an ihm deine Freude

haben.‘ Der Alte wiederholte seine Frage ungestümer, drohender, je standhafter die junge Mutter schwieg. Birkner suchte aber auch auf andere Weise hinter das Geheimnis zu kommen; denn Rosalia bemerkte eines Nachmittags mit thränenmüden, halbgeschlossenen Augen, wie er leise an ihr Bette schlich, sich über das Kind beugte, das an ihrer Seite schlief, und mit an sich gehaltenem Atem in dessen weichen Zügen forschte. Er schied zwar unbefriedigt, aber Rosalia wußte genug. Auch sie hatte, und zwar mit dem geschärften Blicke der Mutter, in den werdenden Linien gelesen, und mußte fürchten, daß das Gesichtchen ihrer Kleinen von Tag zu Tag mehr zum Verräter werden würde. Sie kannte den leidenschaftlichen Charakter ihres Vaters und sah das Leben ihres Geliebten im Augenblicke seiner Heimkehr — und an diese glaubte sie ja mit der ganzen Stärke ihres Herzens — gefährdet, gefährdet durch sein verjüngtes Bild in seinem Kinde! Die Kleine mußte daher den argwöhnischen Augen des Alten entrückt werden, und zwar besser heut’ als morgen.

„Aber die arme Rosalia hatte noch schlimmeres durchzumachen als nächtliche Flucht und Krankheit unter fremden, knorrigen Menschen. Genesen, wollte sie arbeiten, wollte Geld verdienen, wollte sich als Magd verdingen, damit ihr Kind zu leben habe, damit es wachse und gedeihe. Doch du lieber Gott! wer wollte die schöne Sünde

ins Haus nehmen? Wer ihrem zarten Gesicht, ihren feineren Händen Lust und Mut zu schwerer Arbeit zutrauen? Sie wanderte von Hof zu Hof, von Thür zu Thür und bekam grausam schimpfliche Worte zu hören, und brach zusammen unter der Wucht von Demütigung und Kränkung, und kehrte mutloser immer wieder ins ärmliche, ungastliche Haus meiner Base zurück.

„Ich konnte den Jammer nicht länger ansehen und lief, am Kreuzbühel vorüber, geraden Wegs zu Vater Birkner und flehte zu ihm kniefällig, daß er sich seiner unglücklichen Tochter erbarme. ‚Ich hieß sie nicht gehen und heiße sie nicht kommen,‘ antwortete der Alte hart; „sie weiß, was ich zu wissen brauche — bleibt sie hartnäckig, so mag sie zusehen, ob ihr zu Hause wohler wird als draußen auf der Straße.‘ Das klang wenig ermutigend, aber da ich sah, wie sehr der starke Mann, selbst litt unter dem doppelten Schmerze der Schande und der Trennung, so schöpfte ich Hoffnung und vermochte die zagende Freundin zur Rückkehr ins Vaterhaus.

Hier wartete ihrer das ausgesuchteste Herzeleid. Alles ging so still und dumpf und beklommen ab wie in einem Trauerhause, Rosalia war eine Geduldete, ihres Kindes durfte mit keinem Worte gedacht werden. Birkner trug kalte Gleichgültigkeit zur Schau, nur zuweilen verriet ein streifender Blick Verachtung, glühenden Haß. Daß seine Tochter sich härmte und grämte, mit

welken Wangen aufstand und mit verweinten Augen sich zu Tische setzte, schien er mit Befriedigung wahrzunehmen, während Rosalia hingegen mit wachsender Angst, die sie aus Furcht vor Mißdeutung nicht durfte laut werden lassen, sah, wie ihr Vater hinter der Maske eiserner Ruhe grollte und brütete, sich abquälte und aufrieb, wie er täglich finsterer und hinfälliger wurde. In der That, der alte Birkner war bald nicht mehr zu erkennen; er, dessen Gewissenhaftigkeit sein Stolz war, vernachlässigte den Dienst und ergab sich dem Trunke.

So lebte Rosalia im unheimlichen Forsthause. Und doch gab es noch eine kurze Zeit, da sich ihre Wangen wieder röteten, und ihre Schönheit milder leuchtete, als je zuvor. Es war in den Tagen in welchen sie den Geliebten zurückerwartete, und zwar diesmal mit der letzten Kraft eines hoffenden, glaubenden Herzens. „Ich will ihm ja nicht unbequem werden," sagte sie damals zu mir; ich weiß, daß er nicht halten kann, was er versprach; aber ich möchte die Rechtfertigung meiner Liebe in seinen Augen lesen, möchte mich an der lebendigen Überzeugung, daß ich wirklich geliebt wurde, wieder aufrichten, möchte hören und sehen, daß er für sein Kind ein Herz hat." Kann ein betrogenes Weib weniger verlangen, edler verzichten? Und ist, wer an einem solchen Herzen sündigen konnte, nicht ein Lotterbube, und wär' er auch ein Ritter von Geburt?"

Baron Röder widersprach nicht.

„Wäre Rosalia ein minder tiefes und stätiges Gemüt gewesen, ergriff die Wirtin von neuem das Wort, schmerzlich lächelnd, so hätte sie sogar noch ihr Glück machen können. Der Schmied Thomas, seinerzeit der flotteste Bursch, der es einige Jahre ziemlich bunt getrieben, gesellte sich eines Sonntags zu ihr und sagte: „Ich kann dich nicht so vergehen sehen, Rosel! Ich sag' dir frei; wer dich so dran kriegen konnte, gegen den bin ich mit allen meinen Fehlern ein neugeborenes Kind. Wir zwei hätten von allem Anfang an zusammengepaßt, aber mein Leichtsinn hat's halt nicht zugelassen, daß mir früher die Augen aufgingen. Machen wir jetzt ein Paar. Ich will dich in Ehren halten, wie du's verdienst. Kein krummes Wort sollst du zu hören bekommen, und dein Kind ist mein Kind," Rosalia war gerührt und antwortete: „Seit ich im Unglück bin, hat mich keine Rede so erfreut und getröstet wie deine, Thomas. Aber eben weil du ein so gutes Herz hast, kann's nicht sein. Du thätest doch nur einen welken Hochzeitsbuschen an deine Brust stecken. Dir wünsch' ich was Besseres. Mit mir geht's zu End', aber daß du's gut gemeint mit mir, das will ich dir gedenken wie — wie —" und sie eilte schluchzend davon. Der Schmied Thomas selbst hat es mir später erzählt.

Mit dem alten Birkner ging es rasch abwärts. Als ihm die Herrschaft einen Gehilfen, den jetzigen,

nun auch schon alten Förster Conrad, ins Haus schickte, lachte er grell auf und bemerkte bitter: „Schon so bald?“

Am Ägyditage war's — er fiel selbiges Jahr auf einen Freitag, Conrad war noch kaum einen Monat im Forsthaus, in unserm Dorf drüben war Kirchtag und schon stark geherbstelt hat's — als der Botenjörg vom Markt keuchend mit der Nachricht in den Schloßhof stürzte: „Das Forsthaus brennt!“

„Jesus Maria, es giebt ein Unglück!“ schrie ich auf und mußte an die arme Rosalia denken, und so dachten viele mit mir, denn wer die schöne Försterstochter kannte und von ihrem Unglück wußte, hatte Mitleid mit ihr und fürchtete für sie. Es war auch gar zu auffallend! Denn wie konnte das Feuer ausbrechen während alles, was Beine hatte, im Dorf drunten, in der Kirche oder um die Buden versammelt war, wenn man nicht die Hand eines Verrückten annehmen wollte? Wer sich flink und rüstig fühlte, eilte den Hügel hinan. Allen voraus Conrad, für welchen die dunkle Ahnung der übrigen schon zur Gewißheit geworden. Er hat später vor Gericht unter seinem Eid ausgesagt, wie er wenige Tage vor dem Brand den Förster in der Stube seiner Tochter habe jammern und sagen hören: „Willst du noch nicht sterben? Muß mich die Schande auch noch überleben?!“

Als das Haus niedergebrannt war, zog man

aus dem rauchenden Schutt, dort, wo die hölzerne Stiege gewesen, den halbverkohlten Leichnam des alten Birkner hervor; er hatte sich nicht einzig und allein auf das zerstörende Feuer verlassen — man fand ihn mit zerschmettertem Kopf.

Die gemauerte Stube hatte wenig gelitten; auf dem Boden vor ihrem Lieblingsfenster lag Rosalia, fast gar nicht entstellt, von einem Schuß ins Herz getroffen. Das war eines Försters Schuß, eine Freikugel konnte nicht sicherer treffen!

Als Vater und Tochter vereint ins Grab gesenkt wurden, flossen viele aufrichtige Thränen. Auch den alten Birkner konnte man nicht verurteilen, sondern nur beklagen. Er war ein rechtschaffener, ehrfühlender Mann; was ihn zur Unthat trieb, war eine fremde Schuld. Der Fremde, der Eine, freilich hätte, als man seine Opfer begrub, keinen guten Tag gehabt.

Als Rosalia tötlich getroffen im brennenden Hause zusammenbrach, war ihr Töchterlein zwei Jahre und etliche Wochen alt; es hatte noch keinen bleibenden Eindruck von seiner schönen, unglücklichen Mutter empfangen.

An dem mir unvergeßlichen Ägyditag war es auch, daß Ihre Frau Mutter, Herr Baron, zum erstenmale jene Zustände bekam, welcher wegen sie bald aus einem Bad ins andere wandern mußte. Sie hat dem Kinde Rosalias manches Gute zukommen lassen, allerdings auf eine vorsichtige Weise, welche deutlich erkennen ließ, wie

sehr sie fürchte, sich als Gewißheit eingestehen zu müssen, was sie richtig ahnte.

Ich gelobte mir bei dem Andenken an meine unglückliche Jugendfreundin, ihrer Enkelin mehr zu sein, als ihrer Tochter gegenüber in meinen Kräften stand. Und um diesen heiligen Schwur zu halten, wache ich über die Teichhüter-Rosel, schirme und schütze sie und will sie glücklich sehen. Und stünde in diesem Augenblick selbst ihr Großvater vor mir und wollte nach ihr die Hand ausstrecken, ich riefe ihm zu: Rühre sie nicht an! Deine Hand ist befleckt, du hast dein natürliches Recht verwirkt! Und wäre der sündige Mann inzwischen selbst ein Heiliger und Sittenprediger geworden, ich würde ihn zurückweisen — denn harmlose Gemüter verwirren, Proselyten machen heißt nicht sühnen.

Mühsam hatte Röder während der Erzählung der unerbittlichen Matrone nach Fassung gerungen. Seine Stimme zitterte, als er, sich erhebend, zu entgegnen suchte, und seine Worte lauteten:

„Es ist einer, der da sprach: Mein ist die Rache. Dieser Gerechte ist auch der Allerbarmer und weiß zu unterscheiden, was bewußte Schlechtigkeit, was Unwissenheit und Leichtsinn war."

„Ich lasse Sie mit ihm allein, mit ihm, der die Hoffärtigen beugt," erwiderte die alte Frau ernst, indem sie das Zimmer verließ.

In der großen Trinkstube hatte man unterdessen schon mehr als einmal nach dem Ver-

bleiben der Haberwirtin gefragt. Die schweren Bauern der Gegend sprachen nach dem nachmittägigen Segen in der Kirche gern bei ihr zu und fühlten sich geschmeichelt, wenn sie sich zu dem einen oder andern von ihnen setzte. Ihr Wort galt viel und ihr Rat war gesucht. In der Meinung der Leute durfte sie's sogar mit dem Vogelstein aufnehmen und gab's mehr aus, wenn sie einen ins Gebet nahm, als wie wenn der Pfarrer wetterte oder greinte. Man ließ zwar auch über ihren Seligen nichts kommen, aber leichter konnte man sich doch bei ihr ausreden, und von der Wirtschaft verstand sie soviel wie der alte Haberwirt, und mehr als der junge, der jetzt auswärts war auf Freiersfüßen.

Es sei zum Verwundern, bemerkte der Thalhofer, wie sie das alles am Griff haben können, da sie doch einmal ein Stadtfräulein gewesen. Doch das bestritten der Franz „auf der Höh" und der Peter „im Sausach", welche beide dafür einstanden, daß sie ein richtiges Bauernkind sei. Noch bessern Bescheid wußte der alte Jörg „auf der Seiten", wie nämlich ihre Eltern nur arme Holzschlagersleut' gewesen, wie aber die frühere Herrschaft sie, weil sie halt ein gar braves und kluges Kind war, ins Schloß genommen habe. Selbiger Zeit, fuhr der Alte fort, sei auch ein Holzschlagerbub', aber ein studierter, zu den herrschaftlichen Kindern gekommen, ein wahres Kreuzköpfel; er hätt' sollen ein lutherischer Geistlicher

werden, aber nachher habe man nichts mehr von ihm gehört. Er werde wohl das Rechte nicht getroffen haben.

Breit legte sich der reiche Gstättenbauer auf den Tisch vor, räusperte sich bedeutsam und sagte: „Ja, ja, die Holzschlagerischen haben gute Köpf'! Der St. Jörgner Pfarrer ist auch einer, und dem kann gewiß keiner was Unrechtes nachsagen."

„Und Kurasch haben's und gute Fäust' auch, setzte ein anderer mit raschem Verständnis hinzu, müßt' keine Holzschlagerische sein, die Haberwirtin, wenn sie nicht Kurasch für ein Mannsbild hätt' oder zwei."

„Ich denk' es noch wie heut', fiel ein dritter ein, wie sie den Fuchswirt-Hans, den Stänker, hat vor die Thür setzen lassen. Und am Sonntag drauf ist er doch selber wieder gekommen und hat gesagt: Recht habt ihr gehabt Frau Wirtin; ich bin zeitenweis ein unguter Mensch, und so ein Stänker gehört vor die Thür.

Es war heute wohl deshalb so viel von der Haberwirtin die Rede, weil sie keine Lust hatte, unter ihre Gäste zu treten. Nach all dem Traurigen, das sie neuerdings in der Erinnerung, indem sie es erzählte, so lebendig durchgemacht, konnte sie den Zechern keine freie, heitere Miene zeigen. Sie war nach der Unterredung mit dem Baron, welche alle ihre Sammlung und Seelenkraft in Anspruch genommen, auf ihr Zimmer geeilt, um

lösenden, lindernden Thränen freien Lauf zu lassen.

Sie gab sich keine Rechenschaft, warum sie flossen, aber sie thaten ihr wohl. Sie hatte ihre unglückliche Freundin gerächt; das hätte sie mit stolzer Genugthuung erfüllen können, wenn nicht ein doppeltes Mitleid die Oberhand gehabt hätte, Mitleid mit dem unverdienten Lose ihrer Lieben, aber auch Mitleid mit dem verblendeten und verhärteten Sinn Röders! Wie gern würde sie das Untröstliche ihm auf minder grausame Weise beigebracht haben! So jedoch hatte auch sie sich zur Härte zwingen müssen. Diese schmolz nun wieder ab in den leisen Thränen, in welchen ihr mildes, humanes Wesen gegen alles Herbe reagierte.

In der Zechstube vermißte man die Wirtin bald nicht mehr. Sie hatte sich gefüllt. Junge Burschе mit frischen Dirnen waren eingetreten; der Glasdeckel klapperte bald an diesem, bald an jenem Tische, bald in dieser, bald in jener Ecke; die Kellnerin konnte nicht flink genug herumschießen und hatte überdies noch jetzt ihre Schürze, jetzt eine Rockfalte von zu täppischer Hand loszumachen oder einen derben Schäker abzutrumpfen und dem Gelächter der übrigen preiszugeben; der Lärm wurde groß und der Qualm dicht und dichter. Um diese Zeit, wann's so bunt und geräuschvoll herzugehen anfing, hatte sich die Haberwirtin immer schon unbemerkt zu entfernen gewußt.

Die Alten steckten so eifrig die Köpfe zusammen, die Jungen hatten so viel ihren Schönen zuzuflüstern oder überboten sich, einander aufzuziehen, daß niemand sogleich den Geiger bemerkte, welcher schüchtern eingetreten war und sich zwischen Thür und Kachelofen zum Uhrkasten gestellt hatte. Erst als er auf seinem Instrument die Probegriffe that, schaut' und horchte man auf.

Es war, soviel man sehen konnte, eine fremdartige, Mitleid erregende Erscheinung. Um den Hals hatte er einen groben Shawl geschlungen und ungeschickt geknotet. Die Kleider, aus städtischer Werkstadt, aber verschossen und bestaubt, schlotterten an den mageren Gliedern. Ihn fror, trotzdem die Bauernburschen in Hemdsärmeln dasaßen und die Wangen der Dirnen glühten. Sein Auge blickte gutmütig, scheu, zerstreut. Die hohe Stirn war kraus und schien in ihren Furchen und Falten zu einem unfertigen Ausdruck erstarrt zu sein. Gleicherweise stereotyp spielte ein verlegenes Lächeln um seine fahlen Lippen. Wirr hingen ihm die langen grauen Haare über die Schläfen und in den Nacken; das spitze Kinn war struppig. Aber der Schnitt des schmalen Gesichts war edel. Auf den blassen, eingefallenen Wangen zeigte sich zuweilen ein jähes, scharf umschriebenes Rot. Wie schlummermüde beugte sich das Haupt vor. Mit Mühe hielt sich der hinfällige Körper aufrecht; er glich dem Schatten von einem Leben.

Der Geiger begann zu ſpielen und zu ſingen:

Iſt es denn auch wirklich wahr,
Wie ich hab' vernommen,
Daß ſo viele Tauſend Mann
Sind nach Rußland kommen?

Helles, übermütiges Gelächter erſcholl von allen Tiſchen und Bänken der jungen Leute.

„Das hat ja ſchon mein Urahnl geſungen!"

„Eh's noch in die Schul' gangen iſt, gelt?"

„Verſteht ſich; ſein Stückel iſt ſo jung, als er ſelber iſt."

„Fehl geſchoſſen; es war ſchon damals nicht mehr wahr."

So übertrumpfte ein Einfall den andern, während man mit neugierigen Blicken die zitternde Jammergeſtalt muſterte.

Aber vom Altmännertiſch kam die Einladung: „Trink, Alter! ſollſt leben!"

Es war des Gſtättenbauers Stimme, der auch fortfuhr: „Mach keine Umſtänd', man ſieht dir den Durſt an."

In der That führte der Geiger, der ſein Inſtrument auf die Ofenbank gelegt hatte und mit einem Salonbückling vorgetreten war, mit bebender Haſt das dargereichte Glas an die brennenden Lippen. Statt zu danken oder Beſcheid zu thun, bemerkte er entſchuldigend, indem er an dem wulſtigen Halstuch rückte: „Die Stimme hat etwas gelitten auf der See."

„Ich glaub', der bildet ſich auf ſeinen Geſang

gar noch was ein," lachte der Peter „im Sausach," zu seinem Nachbar Franz gewendet.

Aber Jörg wehrte dem Spott, indem er sagte: „Laßt ihn! bei dem ist's nicht richtig unterm Dach, er ist ein armer Häuter."

Dieser Ansicht waren bald alle, und darum wollte auch jeder seine Gutherzigkeit zeigen. Trink, Alter! hieß es immer wieder. Laß dir's gut geschehn! Gehst ja so nicht mehr fort heut'. Kannst dich ausrasten und ausschlafen; die Haberwirtin hat auch für dich einen Bissen und eine Lagerstatt. Mußt wieder zu Kräften kommen! Wo kommst denn her? O du mein! übers Meer, sagt er. Trink, setz dich auf die Ofenbank und laß das Singen.

So drang sich Bier und Wein und Schnaps von allen Seiten dem alten Spielmann auf. Er mußte zulangen und trinken, trinken. Er that es zaghaft, widerstrebend; er glaubte trinken zu müssen, lächelte blöd' und fuhr zusammen unter dem anherrschenden Ton, den bäuerliche Gutmütigkeit anschlug.

Die Dirnen guckten ihm ins Antlitz und wendeten sich, die einen kichernd, die andern entsetzt, ab.

Nachdem der Geiger mehr taumelnd als gehend den Weg in seinen Winkel zurückgefunden, strich er wieder die Saiten und sang:

Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine!
Zürnet nicht, ihr morschen Totenbeine!

Aber er kam mit der ersten Strophe kaum zu Ende, als der Lärm von neuem losbrach. Eh schon wissen! Eh schon kennen! rief's herüber von den Bänken der Junggesellen. Was neues, was lustiges! verlangten die Mädchen. Das Fischerlied, wie sie's in der Stadt drin singen! begehrte der lauteste Bursch, während einige der Alten noch fortsummten: Wenn ich euch — wenn ich euch in eurer Ruhe stör'.

Der Geiger blickte verzagt und verstört ins wüste Treiben. Er entnahm demselben nur so viel, daß er seinem Publikum nicht zu Danke gespielt habe. Er seufzte wie zur Entschuldigung: „Es ist schwer, etwas populäres zu finden! Die Stimme hat etwas gelitten auf der See."

Das übermütige Volk, welches nicht verstand, was der Alte murmelte, wollt' es ihm leicht machen und schrie ihm zu:

„Einen Tanz! einen Tanz! Wirst doch wohl einen Tanz spielen können?"

Und als er gleichwohl nicht zu begreifen schien, schwang sich ein behender Bursch über die Bank und machte vor ihm hopsende und schleifende Bewegungen.

Das leuchtete dem Geiger ein; er lachte vor sich hin, sein Auge blitzte, und was er anstimmte, war das derb-muntere — Yankee-Doodle.

Der behende Bursch versuchte, da er bereits auf den Beinen war, darnach zu tanzen, stellt' es aber bald ein, unwillig äußernd:

„Das tanz' ein anderer! So was Verrückt's hab' ich noch nicht gehört!"

„Was wirds denn auch besonderes sein?" entgegnete jener, der das Fischerlied begehrt hatte; „ein böhmisch Gestampfter ist's."

„Das ein Böhmischer?! Laß dich heimgeigen, Cenz!" versetzte der erstere, der sich wieder auf den Platz zu seiner Schönen schwang.

Damit war ein lebhaftes Für und Wider eingeleitet, und während einige stritten, versuchten andere mit der flachen Hand auf ihren drallen Schenkeln oder mit den Füßen unter dem Tisch den fremdartigen Rhythmus nachzuschlagen, wobei nur zu bald Der wie Jener aus dem Takt kam. Die Alten nickten schnell und schneller mit dem Kopf, blieben aber auch nicht länger mit der seltsamen Musik im Einklang.

„Es ist ein verflixtes Stück!"

Einer sprach's aus und alle übrigen stimmten ihm bei.

Man lachte über die eigene Ungeschicklichkeit und verlangte die Wiederholung.

Und diesmal hörte man aufmerksamer zu.

Und noch ein drittes mal mußte der arme Greis anheben. Man gewahrte nicht, daß seine Griffe unsicherer, seine Stimme schwächer wurde, bis er nach einem grellen Mißklang unter leisem Gewimmer in seiner Ecke zusammenbrach, und seine Geige mit einem schneidenden Klage-Akkord vor ihm zu Boden schlug.

Die Dirnen ſchrieen Zeter und ſchnellten von ihren Sitzen auf, noch ehe die Burſche recht begriffen, was geſchehen.

„Na, na!“ brummte der Gſtättenbauer breit und tief ins Gekreiſch, was wird's denn auch ſein? Daß man marodi wird, kann bald einem geſchehen. Das viele Zubringen und der Rauch!“

„Und hat vielleicht den ganzen Tag nichts rechtes gegeſſen,“ bemerkte Peter weiſe, aber ſpät, während der alte Jörg rief:

„Kellnerin, ſpritz' ihm doch ein friſches Waſſer ins Geſicht.“

„Oder einen Eſſig!“ ergänzte eins der älteren Mädchen, das bereits mit mancherlei Zuſtänden vertraut zu ſein ſchien.

„Das hat man von all der Gutheit!“ murrte die Angerufene; „es darf aber auch alles ins Haus herein!“ Gleichwohl war ſie ſchon auf dem halben Wege zum Hausbrunnen.

Derweil that ſich auch die Küchenthür auf und herein eilte Roſel mit fragendem Geſicht.

„Die Teichhüter-Roſel!“ ging's mit freudiger Verwunderung durch die Reihen der Burſche, zum Verdruß der Dirnen, die ihr aber, ohne daß ſies ſelbſt merkten, Platz machten.

Roſel ſah kaum, daß der unglückliche Geiger im Fall mit dem Kopf an die Wand geſchlagen, als ſie ſich zu ſeinen Häupten niederließ und ihn ſanft auf ihren Schoß zog.

Das gefiel dem behenden Burſchen, der früher

nach dem Yankee-Doodle zu tanzen versucht hatte, so wohl, daß er gegen die anderen Mädchen äußerte:

„Ihr seid's rechte Gänsʼ; steht's da herum; aber so was fällt Keiner ein.“

„Warum ist's denn dir nicht eingefallen, Grobian?“ gab die zurück, welche den Essig zu schätzen wußte.

„Die Burgel hat Recht!“ urteilten die Mitgescholtenen, die Kameraden lachten und der Behende, welcher sich der Rosel bemerkbar machen wollte, mußte sich beschämt zurückziehen.

Nützlicher erwies sich der kleine Michel, welcher auf den Lärm gleichfalls herein gekommen war; denn was ein Roßkamm werden will, muß Grütze im Kopf haben. Er sagte zur Rosel:

„Ich geh's der Frau Mutter sagen, und hol' den Großknecht.“

„Thu' das“, erwiderte Rosel mit einem freundlichen Blick; „und nachher schau in der Kuchel, daß nichts anbrennt oder übergeht.“

Als die Kellnerin mit dem Wasser kam, ihre Finger eintauchte und gegen das fahle, schweißüberronnene Gesicht des Geigers ausschnellte, der regungslos, mit schier erloschenen Augen dalag, trat eine merkwürdige Gestalt in die Thür, bei deren Anblick Stille und Spannung eintrat; kaum daß am entferntesten Tisch noch die Worte gewechselt wurden:

„Ein luthrischer Pfaff!“

„Was dir einfällt, ein polnischer Jud' ist's."

„Ich meint' aber, daß das ein Jesuit ist."

Es war der Baron Röder, den das Yankee-Doodle herbeigeführt. Er hatte die Stimme des Sängers erkannt. Sie hatte ihn aus qualvollen Betrachtungen aufgeschreckt, um ihn peinlichem Erstaunen und grausamer Ahnung zu überantworten. Als Sang und Spiel plötzlich abbrach, als er in seiner oberen Stube so viel vom Fall und Geschrei in der unteren hörte, daß er sich's als etwas Ungewöhnliches, Bestürzendes deuten mußte, da konnte er nicht länger bleiben, da mußte er Gewißheit haben, und sollte sie ihm auch eine neue Anklage, eine neue Demütigung eintragen.

Er war selbst ein Bild des Jammers, da er eintrat, mit ängstlichem Blick, blaß und schlaff im Gesicht, unsicher hastend.

Als er des Fremden ansichtig ward, kniete er an der Seite desselben nieder, forschte ängstlich in seinen Mienen, fühlte ihm den Puls, trocknete ihm Stirn und Wangen, bestrich ihm Schläfen und Nase mit dem mittlerweile herbeigeholten Essig und redete ihm zu, liebevoll, eindringlich, bittend in einer fremden Sprache, in der Sprache der Yankee-Doodle. So sehr war Röder mit dem greisen Musikanten beschäftigt, daß er die Rosel, welche seit seinem Eintreten finster blickte, gar nicht zu bemerken schien.

Seine Bemühungen blieben nicht fruchtlos.

Der Geiger schlug die Augen auf und lächelte glücklich.

Lebhafter fuhr Röder fort, zu ihm zu sprechen, wurde aber weder verstanden noch erkannt. Mit angehaltenem Atem lauschte er seinen Worten aber sie waren zusammenhanglos, waren irre Gedanken.

„Populär sein ist schwer ... und hat etwas gelitten auf der See," sagte der Kranke. ... „Will alles noch viel schöner und wirksamer ausarbeiten ... ja, ja, die Orchestration hat Fortschritte gemacht ... Mein Buch?! ... ach ja, kann's verschmerzen, was er mir genommen ... Mit den **melodies transatlantiques** den Anfang machen ... Niemand wird ihm Glauben schenken ... Der Plagiator ..."

Und wieder erstarb seine Stimme, aber er lächelte besitzselig. Wiederholt hatte er an die Brusttasche gefühlt, wohl nach seinem Buch. Die Geige mit den gesprungenen Saiten ließ er unbeachtet. Er hatte sich aufgesetzt nnd blickte mit seinen gutmütigen Augen ruhig vor sich hin. Wo er war, was ihn umgab, was mit ihm geschah; er schien alles in Ordnung zu finden. Keinen Gedanken spiegelte seine Stirn; für die geängstigten Mienen und Augen der Umstehenden hatte er sein stetes verlegenes Lächeln. Und wie schläfernd oder schwindelnd sank er wieder zurück — er wußte nicht wohin.

Entsetzt und kummervoll richtete sich Röder

auf; daß die Gedanken des Geigers einen anderen fixen Mittelpunkt hatten, als welcher in der Erscheinung und fühlbaren Gegenwart lag, konnte er länger nicht bezweifeln.

Als er sah, daß vier Arme den lächelnd Eingeschlummerten schonend faßten, bat er: „Auf mein Zimmer, in mein Bett!"

Doch die Haberwirtin, welche sich, von ihm nicht gesehen, genähert und schon eine Weile sein eindringliches Benehmen dem kranken Musikanten gegenüber viel mehr mit mißtrauischem Blicke betrachtet als verstanden hatte, sagte, sein Anerbieten zurückweisend:

„Herr Baron, für Leib und Seele derer, die Gott ihr ins Haus schickt, ist zunächst die Wirtin zu sorgen verpflichtet. Sie betonte das Wort „Seele" schärfer, so daß Röder den Stachel des Verdachts fühlen mußte. Es durchzuckte ihn schmerzlich, aber er schwieg. Er schwieg, zumal er den Worten der Wirtin entnahm, daß sie nicht wußte, wen ihr Gott ins Haus geschickt.

Aus dieser ihrer Unkenntnis erwuchs ihm aber der schwerste Seelenkampf, der entscheidende. Er brauchte den greisen Geiger nicht zu kennen und es blieb ihm erspart, sich selbst noch tiefer beugen zu müssen, als er bereits gedemütiget worden. Aber durfte er sich mit einer Lüge der neuen Beschämung entwinden? konnte er sich diese Feigheit verzeihen? Riesig bäumte sich sein Hochmut auf, aber gleichzeitig fühlte er sich nichtiger

als je, seit ungesühnte Schatten klagend gegen ihn aufstanden und ein Sterbender, ein Irrer über den Ocean hierher gefunden, um gegen sein stolzestes Werk zu zeugen.

Auf dem Wege nach dem Gemache, welches die Wirtin für den kranken Greis bestimmt hatte, mußte sich in Röders Seele der Kampf entscheiden. Wird der Mensch die Oberhand gewinnen, erbarmungswert in seiner Schwäche und mild in seinem Urteil? Oder bleibt der hoffärtige Eiferer Sieger, der andere desto härter richtet, je mehr er sich selbst verzeiht?

Als man den greisen Sänger hinaustrug und der Fremde mit dem weißen Bart und dem schwarzen Samtkäppchen an der Seite der alten Haberwirtin ernst und schweigend hintennach schritt, schüttelten die Bauern in der Zechstube die Köpfe, und es währte noch einige Augenblicke, bis der Gstättenbauer das bannlösende Wort fand:

„Kellnerin, eine frische Halbe! Bei dieser Geschicht' ist einem ganz trocken worden."

Der verlassenen Geige hatte sich Rosel angenommen, die unbemerkt mit ihr in die Küche verschwand.

Der Großknecht, der treue Valentin, half der Haberwirtin den kranken Mann zu Bett bringen.

Trotzdem sein Anerbieten nachdrücklich abgelehnt worden, war aber auch Röder ins Gemach gefolgt und ließ den Sänger des Yankee-Doodle nicht aus den Augen.

Der Irre ſchlummerte fort; Kein's hatte bisher ein Wort geſprochen.

Valentin legte die Kleider des traurigen Gaſtes auf einen an das Bett gerückten Stuhl und fühlte in der Bruſttaſche des Rockes ein Buch, das er hervorholend vorzeigte.

Raſch langte die Hand des Barons danach, mußte aber vor einem wehrenden und ſtrafenden Blick der Matrone innehalten, die das Buch unbeſehen in einen kleinen Wandſchrank verſchloß.

„Diesmal thun Sie mir Unrecht, Frau Habermann"! ſagte der Baron beſcheiden, „obwohl mich Ihr Vorwurf nicht kränken darf. Ich kenne unſeren armen Geiger, auch ohne mich noch mehr vergewiſſert zu haben."

Valentin, wollte nicht neugierig erſcheinen und verließ ungeheißen das Zimmer.

„Der da vor uns liegt," fügte Röder bewegt hinzu, iſt unſer guter Müller!"

„Müller? — Gott, du gerechter, ſo muß ich ihn wiederſehen?!" ſchrie die Wirtin auf und warf ſich über den geliebten Freund und Lehrer, wie um noch einen geſunden Blick aus ſeinen guten Augen zu trinken, wie um noch einen Lichtgedanken auf ſeiner Stirn zu leſen.

Aber ob ſie gleich mit zitternder Hand leiſe drüber hinſtrich, die krauſen Falten glätteten ſich nicht, und aus den halbgeſchloſſenen Augen brach nur noch der Dämmerſchein einer ſcheidenden Seele.

„Verzeih', du Guter und Edler," jammerte sie, „daß ich dich in deinem Elend nicht erkannt habe, — o, du lebtest zu schön und glanzvoll in meiner Erinnerung!"

Und zum Baron gewendet fuhr sie fort in einem Ton, den ihr Schmerz spitzte und schärfte:

„War er wirklich gut aufgehoben in Amerika? Wahrlich, Sie haben eine glückliche Hand zur Seelenführung!"

„Ja," antwortete Röder, tief erschüttert; und wenn auch noch die schwarzen Menschenkinder Afrikas sich einstellten und wieder mich aufstünden, und meinem Namen fluchten, ich wunderte mich nicht. Gott läßt sich kein unwürdiges Werkzeug aufnötigen und segnet nur die Thaten selbstloser Liebe."

Sprach's mit bebenden Lippen, und in seinen Augen standen Thränen, Thränen der Menschlichkeit.

Diese Thränen hatten eine versöhnende Macht.

„Der Gute zürnt uns gewiß nicht," sagte die Matrone, auf Müller hinweisend, und reichte dem Baron die Hand.

Und auch nach jener Hand griff sie, welche vor kurzem noch das Yankee-Doodle gespielt, um sie dankbar zu küssen, aber diese Hand war kalt und starr.

Sie lauschte nach dem Atem des Schlummernden, aber spürte keinen Hauch mehr.

„Er ist tot!" sagte sie erschaudernd. „O trau-

rige Pflicht, unseren Lieben die Augen zuzudrücken! Man meint, es müsse finster werden in der Welt, wenn solche Augen brechen!"

Weinend sank sie am Bett des Entschlafenen in die Knie.

Als sie sich ruhiger erhob, sagte sie:

„Und so hab' ich keinen Wunsch mehr auf dieser Welt. Einen Liebesdienst wollt' ich ihm erweisen können, und er nimmt von mir den letzten an, der ihm werden konnte."

Sie betrachtete wehmütig die geliebten Züge und fragte nach einer Weile, selbst unter Thränen lächelnd:

„Däucht Ihnen nicht auch, daß er jetzt ververständig lächle?"

Aber Röder wendete sich an den Toten, indem er sprach:

„Glücklicher Freund, deine Sehnsucht, deine Kräfte reichten so weit, daß du fandest, wo deiner Liebe harrte! Ich darf mein Enkelkind nicht an mein Herz drücken und werde einsam sterben."

Als die Wirtin und der Baron mit dem Valentin und der Rosel, welche dem toten Sänger die stumme Geige wieder beigesellt hatte, an der Bahre des Freundes treue Nachtwache hielten, wurden nicht minder seine letzten dunklen Worte wie sein rätselhaftes Erscheinen erwogen und besprochen. Sein Buch wurde aus dem Schrank hervorgeholt und aufmerksam durchgelesen. Es enthielt zumeist thematische Aufzeichnungen die in

den ersten Jahren des amerikanischen Exils rasch aufeinander folgten und ein reges geistiges Schaffen bekundeten. Sonstiger Andeutungen fanden sich nur wenige, aber sie verbreiteten Licht. So lautete eine Stelle: „Gott Lob, aus der Heirat wurde nichts;“ unter einem späteren Datum las man: „Er ging und ließ mich zurück!“ — ein Wort, das dem Baron besonders schwer auf die Seele fiel — und in noch unvergilbter Schrift erschien als letzte Eintragung: „Endlich nach Newyork aufgebrochen!“ Jahr und Tag waren angegeben und damit ein wichtiger Anhaltspunkt zur Erforschung der Schicksale des Heimkehrenden gewonnen. Offenbar hatte Heimweh und der Wunsch, für seine Kompositionen ein empfängliches Publikum zu finden, den weltverschlagenen Müller zur Rückkehr nach Europa getrieben. Aber auf welche beklagenswerte Weise kam er um seinen Verstand? Wo blieben seine musikalischen Schöpfungen? Wer war unter dem Plaginator gemeint?

Auf diese Fragen erfuhr man erst nach Monaten, dank den Bemühungen des Herrn von Vogelstein, so viel: daß Müller mit einem jungen Menschen in Hamburg gelandet, daß dieser Jüngere zu ihm in dem Verhältnis eines Schülers zum Meister gestanden zu haben scheine, eines Tages aber mit der besseren Habe des Alten verschwunden sei und ihm wie zum Hohne eine alte Geige zurückgelassen habe. Einem so schändlichen Verrat gegenüber konnte wohl auch ein klügerer und

minder vertrauensvoller Mensch, als der gute Kandidat Müller war, von Verstand kommen. Übrigens glaubt Herr von Vogelstein dem Plagiator wenigstens für Europa seinen Raub verleiden, und wenn je die Kompositionen ans Tageslicht kommen sollten, dem wahren Schöpfer Namen und Ehre sichern zu können.

Vom Grabe des Geigers begab sich Röder auf den Kreuzbühel, um dem Vogelstein einen Besuch zu machen. Daß er hierzu Lust und Mut verspürte, war eine Wirkung seiner Sinnesänderung. Vom Schloß kehrte er mit einem Schriftstücke zurück, das er der Haberwirtin überreichte. Sie las es nicht und zeigte sich doch erfreut und zufrieden. Mit Recht; denn die engherzige Stiftung hatte sich in eine reine Schenkung verwandelt.

„Zur Überraschung an ihrem Hochzeitstag nicht wahr?“ fragte die alte Frau.

„Wie Sie es für gut finden, Freundin,“ erwiderte Röder, „und sagt den lieben Kindern, sie möchten meiner mit etwas Liebe und viel Nachsicht gedenken.“

Als er den Wagen bestieg, der ihn entführen sollte, überreichte ihm Rosel die letzen Blüten des Hausgärtchens, die noch Knospen gewesen, als der Willkommsstrauß für die Vogelsteinschen gepflückt wurde.

„Sei brav und werde glücklich, liebes Kind!“ sagte er bewegt.

„Sie hätten länger bleiben sollen, Herr Baron!“ erwiderte das Mädchen; „die letzten Tage hat's Ihnen gut angeschlagen.“

„Ja, würdest du denn mit mir auskommen können?“

„Jetzt schon, Sie sind lange nicht so schlimm, als Sie ausschauen.“

„Behalte diese gute Meinung von mir,“ bat Röder weich und küßte das Mädchen auf die Stirn, und die Rosel litt es.

Als der Wagen ihren Blicken entschwand, sagte sie zur Haberwirtin:

„Ich weiß nicht, warum? aber anfags hab' ich ihn gar nicht leiden können, und jetzt thut's mir doch leid um ihn.“

Röder fuhr nicht in die nahe Bischofsstadt, wo man zusammenkam, um über Fragen der Herrschaft zu streiten, statt in Werken der Liebe zu wetteifern, sondern kehrte nach Italien zurück, und trat nicht wieder in den Vordergrund, wenn es sich darum handelte, „Sauerteig unter die trägen Massen zu bringen.“ Aber auch den glühenden Boden der Heimat, der den entwöhntesten Menschen wieder zum Menschen macht, hat er nicht mehr betreten. —

Die dritte lange Woche ging zu Ende, seit Fritz sich schweren Herzens vom Kreuzbühel und Haberwirtshaus losgesagt. Er hat kummervolle Nächte und verdrießliche Tage gehabt seither, sein ehrliches Gesicht kann's nicht verhehlen.

Ein Brief suchte ihn an der Trace und fand ihn glücklicherweise noch im Zwielicht, so daß Fritz nicht erst eine halbe Stunde durch die frühe Nacht zur Talgkerze in seinem Quartier zu wandern brauchte, um zu erfahren, welche Botschaft ihm zugedacht sei. Seine Hand zitterte, als er das Schreiben erbrach; als er's überflogen hatte, sprang er vor Freude hoch auf. Der Brief lautete:

„Lieber Fritz!

Nicht wegen meiner und auch nicht Deinetwegen ergreife ich die Feder, denn so was verdienst Du gar nicht, Du garstiger Trotzkopf. Sondern weil der Haberwirtin ihr Jüngster am Sonntag in St. Marein seine Hochzeit hat, thut sie Dir die Ehr' an, daß Du Brautführer sein sollst. Ich bin Kranzeljungfrau, aber Du brauchst mich nicht anzuschauen, wenn's Dich nicht freut. Um fünf Uhr in der Früh muß schon eingespannt werden, schau daher, daß Du nicht zu spät kommst. Vielleicht könntest schon für den Samstag abkommen, aber ich red' Dir nicht zu.

Selbigen Samstag, wie Du so schön gewartet hast unter den Kirschbäumen, ist bei uns ein alter Bratelgeiger gestorben, um den die Frau Mutter und der Baron sehr geweint haben. Der Baron ist noch eine Woche geblieben. Jeden Morgen ist er auf den Friedhof hinausgegangen zum Musikanten und zum alten eisernen Kreuz, zum

schiefen, weißt, wo der Förster mit seiner erschossenen Tochter liegt. Die letzten Täg' ist er ganz ein anderer gewesen und ist uns allen leid um ihn.

Ich hab' viel zu thun gehabt für die Ausstattung. Es ist gar nicht zu sagen, was die neue Haberwirtin alles kriegt. Gottlob, wir werden bis zur Hochzeit fertig, weil ein Teil der Wäsch' nicht gemerkt werden darf, warum, weiß ich nicht. Die Frau Mutter will alles der jungen Wirtin übergeben und sich just in das Stübel zurückziehen, wo der Geiger gestorben ist. Sie läßt sich's nicht ausreden. Sie ist jetzt oft so traurig und wunderlich, daß ich mich recht grämʼ, darf's aber nicht sehen lassen. Der alte Valentin kriegt das Stöckl für so lang als er lebt.

Neues weiß ich Dir sonst nichts zu schreiben, wer weiß auch, ob Du auch noch was hören willst von uns.

Einen schönen Gruß von der Frau Mutter, und wenn Dir was daran liegt, auch von der

Teichhüter-Rosel."

Selbstverständlich stellte sich der glückliche Fritz schon am Samstag ein, und war ihm der Weg über's Gebirg noch nie so leicht geworden als diesmal.

Die Rosel flog ihm, allen trotzigen Vorsätzen zum Hohn, freudig entgegen, und die Haberwirtin empfing ihn herzlich.

„Schön," sagte sie, „daß Ihr so zeitig kommt. So können wir nach dem Essen auf den Kreuzbühel und in den Markt fahren; denn ich will, daß Ihr und die Rosel zur selben Stunde das erstemal von der Kanzel verkündet werdet, in welcher mein Sohn in Marein vor den Altar tritt. Vierzehn Tage später giebt's dann noch einmal Hochzeit im Haberwirtshaus. Dann mag Ruhe werden für die alte Haberwirtin — es ist Zeit. Aber sie möcht' alle ihre Lieben, die sie überleben, glücklich sehen: von denen, die ihr vorausgegangen, waren es ohnehin nur wenige.

Schluchzend vor Dankbarkeit und Rührung fiel Rosel der alten Matrone um den Hals, während Fritz ihr die Hand küßte und ein- ums anderemal stammelte:

„Tausend Dank, Frau Mutter! Gute Mutter!"

Maler und Modell.

I.

Von weitem nimmt sich das fürstliche Schloß noch stattlich und vornehm genug aus, aber die herrschaftliche Seele waltet längst nicht mehr darin. Wenn sich ja zuweilen eine Hofhaltung einstellt, so ist sie die frühere glänzende nicht mehr und auf einige Dauer hat sie's in den seltensten Fällen abgesehen.

Wie alle Welt, so sind auch die alten Geschlechter der Unrast verfallen; sie sind zu fahrenden Leuten geworden, für welche das bequeme Stadthaus so wenig als der lieblichste Landsitz einen fesselnden Reiz hat. Vor lauter gastlichen Besitzungen kommen sie zu keinem rechten Heim mehr, und ihre festesten Anwesen werden zu flüchtigen Lagerplätzen.

In ihrer Lebensführung sind sie vernüchtert, denn noch haben sie die Revolutionsschrecken nicht gänzlich verwunden; und der Umstand, daß neue begehrliche Stände sich regen und nach Geltung ringen, verschüchtert sie noch mehr. Daher die gesuchte Einfachheit ihres Auftretens und äußeren Gehabens.

Einst war mit ihren schönen Titeln und

Wappen ein Machtbereich, ein Wirkungskreis, Amt und Würde verbunden; sie waren auf ihren Burgen und Schlössern weitreichende Gebieter, und das gab ihnen einen Halt; sie hatten zu thun und zu schaffen, denn Herrschergelüst ist ein mächtiger Ansporn zur Thätigkeit. Heutzutage sind ihre klingenden Vorzüge nur mehr für ihre gesellschaftliche Stellung von Wert; sie führen mehr noch als einst zur Ausschließlichkeit und engen ihnen das Leben ein.

Oder verlohnt sich's noch, mit einer willigen Dienerschar so umzuspringen wie weiland mit Hörigen, Unterthanen und Fronpflichtigen? Selbst der Reichtum der Erbgesessenen sieht sich mehr und mehr zum Müßiggang verurteilt; er bildet auch keinen ansehnlichen Vorrang, da ihn der nächstbeste Glückspilz zu überbieten vermag; und will er sich bethätigen, so scheut er die alten Ziele, welche Ruhmsinn und Verschönerung des Lebens ihm gewiesen, und stürzt sich mit Vorliebe ins Wirtschaftliche, darin ihm der plebejische Wettbewerb oft genug empfindliche Einbußen und Kränkungen bereitet.

So ist der Glanz des Adels verblaßt, und seine Besitzfreude hat abgenommen.

Galt er einstens um seiner selbst, willen so setzt nunmehr auch bei ihm jedes erhöhte Ansehen persönliche Tüchtigkeit voraus, und das hat er im Grunde mit dem gewöhnlichen Sterblichen gemein.

Den fruchtbaren Boden, in welchem er früher

wurzelte, hat er verlassen oder verloren; mehr gelangweilt als das thätige Volk, hastet er auch mehr nach Zerstreuung und Abwechselung; je wahlloser er dabei verfährt, desto bälder verbraucht er Lebenskraft und Genußfähigkeit: seine Altersſorge und Weisheit heißt sodann — Diät.

Der Anblick, der Besuch des fürstlichen Schlosses rechtfertigt diese Erwägungen zur Genüge.

Breit ist die Straße, welche dasselbe mit der Stadt verbindet; Kastanien besäumen sie, und der Sturm hat in ihre Zeilen noch kaum eine Lücke gerissen. Die Stämme sind zu großer Mächtigkeit erwachsen; weit und reich verzweigen sich die Äste, und das Laubwerk ist üppiger denn je, eine dunkle Schattenhalle bildend, durch welche die Sonne nur in dünnen Strahlen bricht, welche golden den Weg besprenkeln. Aber wo bleibt die würdige Auffahrt? Was zögern die Läufer, die Vorreiter, das andalusische Sechsgespann, der ungarische Viererzug, von weither leicht unterscheidbar an Farben und Wappen, an dem bedächtigen Dreispitz des Kutschers so gut wie an den hellen Kappen der gelenken Bursche, welche sich hintauf geschwungen? Nach einer besternten Brust, nach spanisch-steifen Frauenmienen hascht ja das Pöbels Blick so gern über den Wagenschlag hinweg durch die Glasfenster des sich gemächlich in den Federn wiegenden Wagens oder der noch sachter einherschwebenden Sänfte. Und diese Herrlichkeit rauscht und rasselt so glitzernd

und lebensfreudig vorüber, als wollte sie's mit den einfallenden spielenden Lichtern aufnehmen. Ja, so war's vormals.

Heutzutage aber kommt den breiten Laubgang daher ab und zu ein schlendernder Städter, ein einsamer Grübler oder ein Arbeiter, der Feierabend gemacht hat, oder ein Bäuerlein, wie solches schon damals den Schlössern wenig hold war, oder eine Mietkutsche, deren Insassen neugierige Fremde sind. An Sonn- und Feiertagen giebt's mehr Lustwandler, doch es ist meist bürgerliches Pack, was sich da ans zahme Schloß heranwagt. Das Parkthor that sich früher vielleicht nur erwarteten Gästen auf und gestattete unebenbürtigen Augen nur durchs großmaschige Eisengitter verstohlenen Einblick. Jetzt steht der eine Flügel offen, und der andere scheint daran zu sein, einzurosten.

Die Parklandschaft, welche in gemessenem Abstande das Schloß umgiebt, weist seltene Bäume, wirkungsvolle Gruppen, schöne Durchblicke und Fernsichten, die saftigsten Matten und munterſten Wasser auf; aber sie gilt für feucht, seit sie ihrem stillen Behagen, ihrem eigenen Genügen überlassen ist. Man kann sich aus der willigen Natur einen Ziergarten, einen Lusthain gestalten; sobald sie sich jedoch vernachlässigt glaubt, fällt sie rasch und rascher in ihr elementares Weben und Brüten zurück.

Stolz hebt sich aus dem Grünen das Schloß

empor; es will aber mit seinen Ecktürmen und seinem Mansardendach eher für festlich als für trotzig gelten, eher gastfreundlich als wehrhaft aussehen. Es soll mit so vielen Fenstern, als das Jahr Tage zählt, in die Runde blicken, doch diese Augen sind zum größten Teil blind, weil verhängt und verschalt. Ein Graben umgiebt den schönen Bau, aber er ist grün bewachsen; auf seinem Grunde lagern und äsen junge Hirsche — danach läßt sich ermessen, wie sehr der geräumige Herrensitz der Vereinsamung überantwortet worden! Eine Brücke führt zum Thor; es ist dies aber keine Zugbrücke, denn eine solche stimmte nicht wohl zum Säulenschmucke der Eingangshalle. Breit ist der Kies, bequem die Anfahrt, hoch wölbt sich das Portal, doch nur ein Pförtlein im Thor gewährt dem Ankömmling Eintritt; für gewöhnlich lohnt sich's nicht, die Thorflügel offen zu halten. Über dem Thore prangt das fürstliche Wappen, vor Zeiten ein beredtes, ein gestrenges, lebendiges Wahr- und Hauszeichen, jetzt ein heraldisches Rätselbild, das gedeutet sein will; denn des Erbauers Geschlecht ist dahin, ist halbvergessen schon. Die marmornen Wappenhalter lächeln allerdings noch zuversichtlich herab; auf dem Schilde ist die vornehme Versippung recht umständlich dargethan; darüber spannt sich der Hermelin baldachinartig aus, und dessen oberster Bausch verliert sich in die Krone.

Ob der Pförtner oder sein Bürschlein den Führer durch die verwaisten Räume abgiebt, kommt so ziemlich auf eins hinaus; denn des einen wie des andern Mund mißhandelt die Götter- und Heldennamen gleich ergötzlich. Helden und Götter aber spuken in den Sälen, sich zum Zeitvertreib zu tollen Reigen verschlingend; denn das bannende und ordnende Licht fehlt ihnen, bis wieder ein flüchtiger Besuch kommt, dessen hallend nahende Schritte Ordnung schaffen. Sobald ein Thürflügel sich regt, ist denn auch alles schon an seinem Platze, und höchstens ein leises Staubgezitter dort, wo ein Lichtfaden sich zeigt, verrät noch, daß einiges Hin- und Widerhuschen stattgefunden.

Aber noch dämmert's; die Farbenmassen an Decke und Wänden regen sich grausig; sie scheinen nach fester Gestaltung zu ringen, und es wirkt beklemmend, dieses Weben und Werden. Bringt denn der kleine Pförtner keines der hohen Fenster auf? Endlich Zucht und Helle! Aber man merkt es den hohen Gestalten, den bedeutsamen Gruppen, den sinnvollen Auftritten an, daß sie vor kurzem noch Unfug getrieben. Sie blicken wie aus übernächtigen Augen: sie scheinen sich noch nicht recht zu einander gefunden zu haben; da und dort sitzt nicht gut, was sie in der Eile, um würdig zu erscheinen, an sich gerafft; verblaßtes, zerknittertes Zeug läßt schier auf ein überlanges, bewegtes Faschingsfest schließen, und

gerade den Schönsten ist mitunter übel mitgespielt worden; oder soll dieser kalte Schatten, diese krankhafte Bläße für jugendliche Frische, für unverwelkliche Blüte, für olympische Gesundheit und Unsterblichkeit gelten?

Der sehnlichst erwartete Gast hat die bunte Gesellschaft denn doch auch überrascht, und die Frauen insbesondere mögen ihm zürnen, denn sie sollen da huldvoll empfangen und glänzen, noch ehe sie völlig an ihrem Putztische fertig geworden. Oder ist die unfreiwillige Einsamkeit, die gewaltthätige Finsternis schuld, daß die Gemälde so viel von ihrem Glanze, ihrer Klarheit, ihrem Einklang und von ihrer sicheren Haltung eingebüßt haben? Der heiterste Freskenhimmel muß vor der Zeit stumpf werden, wenn ihn nicht wieder und wieder das goldene Sonnenlicht auffrischt, und vom Olymp ist's überdies bekannt, daß er sich gern zu schönen Menschenkindern herabließ; wie soll ihm hier die orkusartige Abgeschlossenheit behagen?

Die Fresken setzen sich durch alle die Säle des Hauptgeschosses fort, und diese Säle münden ineinander; der erstbetretene entläßt auch wieder den Besucher. Die ununterbrochene Gemächerflucht biegt zum Rechtecke ab und beschreibt dasselbe vollständig. Abteilungen im Freskengürtel bewirken hier die schmucke Hauskapelle, dort ein mit orientalischen Fließen ausgetäfeltes Kabinett, ein dritter kleiner Raum, den wunderliche Chinesereien einnehmen, und wieder an anderer Stelle ein

Zimmerchen, in dessen Wände schöne italienische Majoliken eingelassen sind. Ins fortlaufende Farbenspiel fügen sich auch diese Glieder. Für die figurale Freskenwelt erscheinen Livius, die Metamorphosen und die biblische Geschichte förmlich ausgeschrieben. Die eingesprengten Landschaften sind vorwiegend Idyllen- und Ruinenromantik; sie haben sich frisch erhalten, was auch vom Zierwesen an Friesen, von Guirlanden und Gehängen gilt. Der Susannasaal gewährt eine üppige Augenweide. Mucius Scaevola fühlt sich ziemlich eingeengt; Horatius Cocles, Decius Mus und die biblische Judith entwickeln sich freier und breiter; was auf die Hauptfelder entfällt, ist nicht immer das Gelungenste. Was Tracht, Gewaffen und Gehaben anbelangt, erblickt man mitunter Wunder naiver Auffassung; die starken Freskanten waren nicht immer auch Archäologen.

Aber der große Audienzsaal läßt sich nicht lumpen. Er ist in Architektur und Malerei ein unverblichenes Meisterwerk und verherrlicht die Sieges- und Friedenszeit Prinz Eugenius' des edlen Ritters. An der Decke empfängt der Ruhm den Frieden und setzt ihn wieder in sein Erbe ein. Wie froh und freudig Pax, die Verbannte, blumenbekränzt, unter Flöten- und Schalmeienklang heranzieht! Merkur muß dem bacchantischen Gefolge Schweigen winken vor dem huldvollen Nahen der von Triumphen umgebenen Gloria ...

Halt, Junge! Dampft die Suppe schon auf

dem Tisch, oder fürchtest du, was das Trinkgeld anbelangt, zu kurz zu kommen? Es mochte angehen, daß du, kaum daß der eine Saal betreten ward, den anderen schon wieder der Dunkelheit anheimgabst. Doch du wirst erlauben, daß wir hier, dem Thronsitz gegenüber, der alten Durchlaucht noch unsere Verehrung bezeigen. Es ist uns nicht um das Krönlein auf dem geschnörkelten Tisch, nicht um die sorgsam gefältelte spanische Halskrause, nicht um Vlies und Stern, nicht um Mantel und Degen, sondern um das vornehme, gescheite Gesicht zu thun, das welt- und schaffensfreudig aus der Wolkenperücke blickt. Das ist wohl einer der Grandseigneurs, die noch dem irdischen Göttergeschlechte angehörten, welches Jugend und Alter zu verwischen verstand, das Ernste wie ein heiteres Glücksspiel betrieb und das Spiel ernst nahm, Gebrechlichkeit unter Würde und Gleichmut verbarg, dem Schönen huldigte, der Welt lebte und sich zu Gott und Zukunft philosophisch stellte.

Da und dort in den Kriegsbildern des Saales begegnen wir diesen Zügen wieder. Die alte Durchlaucht hatte an dem Heldenwerke der welschen Prinzen rühmlichen Anteil genommen; sie durfte sich in diesem Raume an ihrer eigenen Vergangenheit weiden; sie hat sich das Schloß gebaut, das keineswegs auf eine zwecklos verpuffte Jugend und Kraft zurückzublicken brauchte.

Nun aber hallt's in diesen Sälen und Gängen,

wie's eben nur in verlassenen Gebäuden hallt. Der prächtige Arkadenhof ist verödet, die große Uhr schläft oder hat wenigstens Zeit dazu — allwärts ein Stillstand, wie solcher den Verfall einleitet.

Und doch brauchte die alte Durchlaucht oder ihresgleichen nur den Fuß über die Schwelle zu setzen, und alles schüttelte Schlaf und Langeweile von sich, alles lebte von neuem auf: wieder flüsterten schöne Frauen unter dem Fächer einander zu, wieder liefen Diener hin und her oder schäkerten mit den Zofen, wieder blickte das Schloß mit so viel hellen Augen aus, als das Jahr Tage zählt, wieder drehte sich in der Küche der Spieß, rührte sich im Keller der Wein, wieherte der Marstall nach Wagen und Reitern, und der spukhafte Reigen in den Prunksälen hatte ein Ende.

Als der alte Fürst schaltete und baute, lag die Stadt verhältnismäßig weitab von diesem seinem aufstrebenden Landsitze. Sie hatte noch ihre ungebrochene Feste, ihren Mauergürtel mit den dunklen Thoren, ihre engen Gassen und noch engeren Satzungen. Ihre Häuser waren giebelig, ihre Sitten umständlich und steif. Gleichwohl war das Völklein, das da hauste, rührig und hatte seine Wehrhaftigkeit wiederholt schon tapfer erprobt. Es unterhielt ein wohlgerüstetes Zeughaus, und wenn darin nun Spieß und Harnisch zu rosten begannen, so war dies den Siegen zu danken, mit welchen die kaiserlichen Waffen schon

seit einem Menschenalter den Türken weidlich heimzahlten. „Kreidfeuer“ auf den Bergen vertraten damals in drangvollen Tagen den Telegraphen, aber seit geraumer Zeit hat man sie nicht mehr aufzuzünden gebraucht.

Und es gab auch schon ein zuversichtliches Geschlecht, das den schrecklichen Pestlauf nur vom Hörensagen kannte.

Von zwei großen Plagen, die so oft wiedergekehrt, durfte man sich nunmehr befreit halten, und das gab den Städtern Mut, Unternehmungslust, neue Gedanken.

Es hob sich der Verkehr, wenn man denselben auch noch nicht nach den langen Zügen auf der Eisenbahn, sondern nach dem Fuhrwerk auf den Straßen und nach den Flößen ermessen konnte, welche landeten oder vorüberzogen.

Allenthalben regte sich ein Drang ins Freie, Weite, und manch einer verlegte frischweg sein Dach und Fach, seine ganze Wirtschaft vor die Thore hinaus. Das ergab aber vorerst nur Pfahlbürger.

Die friedlichen Aussichten, die günstigen Verhältnisse ließen eine größere Ausbreitung, einen mächtigeren Aufschwung zu. Nun endlich durfte gebrochen werden mit dem Engen, Winkeligen, Dumpfen. Licht, Luft und schöne Räume stiegen in der Anerkennung; man trug Verlangen danach, man schwärmte dafür, und eine stilsichere Kunst

kam diesem fühlbaren Bedürfnisse bereitwilligst entgegen.

So stellte sich am Ausgange der Pest- und Türkenzeiten als Ausdruck des erhöhten Lebensgefühles eine ungemein rege, großzügige Baulust ein, welche neues schuf und altes umgestaltete, so daß in den Städten Paläste entstanden, auf dem Lande Villen, in den Bergen Jagd- und in den Hammergräben Herrenhäuser. Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster, ja selbst Feldkapellen und Wegkreuze erfuhren eine Umgestaltung ins Freundliche, Prächtige. Kunstsinnige Große konnten sich in diesen Stücken ein Genüge thun, und so unternahm die alte Durchlaucht ihren Schloßbau, während sein Kammermaler, Jörg Kranzhofer, als Pfahlbürger vor die Stadt ins Grüne siedelte.

II.

Meister Jörg hat sich seine Werkstätte, sein Künstlerheim selbst aufgerichtet. Platz und Lage sind gut gewählt; der schlichte, gefällige Bau hat Ausblick auf den Festungsberg und das Stadtbild vorn, auf ein doppeltürmiges Wallfahrtskirchlein zur Rechten, auf einen stillen Weiher zur Linken und darüber hinaus allwärts auf besiedelte Höhen und ausdrucksvolle Berge. Er ist geräumig genug, auch eine junge Hauswirtschaft zu umfassen, denn vor kurzem hat der Meister seine Stasi heim-

geführt. Sie ist ein junges, schmuckes, munteres Geschöpf, also sichtlich geeignet, einen Mann zu beglücken; weiß sie aber auch, daß sie den Künstler mehr und mehr verstimmt und nachdenklich macht?

Jörg arbeitet mit einem geschickten Gehilfen, und auch der Lehrling läßt schon beim Farbenreiben seine lernbegierigen Blicke zweckbewußt umherschweifen. Beide sind Landsleute, Heimatgenossen des Meisters, weshalb der Verkehr offen, gemütlich ist und nichts Hinterhältiges hat.

Kranzhofer ist gesucht, gefeiert; mehr als ein vornehmer Auftraggeber hat bereits versucht, ihn der alten Durchlaucht abtrünnig zu machen; aber er vergißt nicht, was er dem fürstlichen Gönner schuldet, der ihm die Wege nach Italien geebnet, ihm die ersten anspornenden Aufgaben gestellt hat. Ist er doch auch als Verwaltersſohn auf einer der fürstlichen Herrschaften aufgewachsen; er weiß sich frei, die Anhänglichkeit ist ihm aber ein liebes Geständnis; und der alte Herr betrachtet ihn als einen der Seinen, läßt es ihn aber nicht fühlen.

Jörgs gewaltigstes Werk ist die Seligenglorie an der Decke des Schloßkirchleins der Altenburg mit der heiligen Cäcilia inmitten des Lichtgewoges und mit einer entzückten himmlischen Zuhörerschaft. Dieses große Fresko hat ihm den Ruf eines zweiten Correggio eingetragen, und um dieses seines Schatzes willen wird das Bergkirchlein von Künstlern und Kennern eifrig besucht.

Über dieser Arbeit hatte Jörg schier unbewußt die Vierzig überschritten. Er durfte sich eine Erholungsfahrt gönnen, und daß diese ihn auch in die heimatlichen Berge führte, darf nicht wundernehmen. Hier hörte er von Stasi als einer entfernten Verwandten, und daß dieselbe mit dem Gerichtsschreiber verlobt sei. Die Nachricht ließ ihn ziemlich gleichgültig, bis er eines Sonntags die Braut zu Gesicht bekam. Ei, ei, dachte er sich, dieses artige Köpfchen verdient gemalt zu werden, und dann bin ich nicht länger um ein schickliches Hochzeitsgeschenk verlegen.

Er erkundigte sich näher und vernahm, daß Stasi mütterlicherseits verwaist sei, einiges Vermögen besitze und die Klosterschule besucht habe. Der Sparpfennig kam dem jungen Paare zu statten; der Vater des Mädchens konnte dem Bewerber vorwärtshelfen und seine Stellung verbessern; die Dirn selbst war schmuck und frisch — Jörg begriff vollkommen den Eifer des Schreibers. Dieser hinwieder galt für einen anstelligen Jungen, an dem nichts auszusetzen war als etwa sein leut- und blickscheues Wesen. Doch lieber das als Vordringlichkeit; ein Schreiber braucht sich noch nicht sonderlich zu fühlen. So hätte also auch der Meister im Familienrate zu der bevorstehenden Verbindung Ja und Amen gesagt, falls er ausdrücklich um seine Meinung angegangen worden wäre.

Er rückte bald seine Staffelei zurecht, und nachdem er an dem Sonntagsstaat des Mädchens einige Falten und Farben verbessert hatte, sagte er zu der Befangenen: „So, mein liebes Kind! Setze dich hieher, ein bißchen dem Fenster zugekehrt. Dort der Stockuhr wende den Blick zu, und halte dich fein ruhig. Das heißt, du darfst immerhin dein Göschchen regen; ich plaudere selbst auch gern unter der Arbeit, und du sollst mir auf dem Bilde nicht schläfrig aussehen. Der Spiegel ist freilich ein flinkerer Maler und du stehst wohl auf gutem Fuß mit ihm? Verleugne ihn nicht; es hat alles seine Zeit, auch daß du ihm und er dir Freude macht. Heute geht's aber schwarz ab, und du darfst mir nicht auf die Leinwand sehen; auch die Rose bekommt nicht schon über Nacht Form und Farbe. Du wirst mit mir zufrieden sein — vorausgesetzt, daß du nächstens etwas freundlicher dreinschaust. Denke nur, ein Brautbild!"

Der Meister war bei guter Laune; das Köpfchen, von dem er mit raschen Strichen eine Kohlenzeichnung auf die Leinwand warf, befriedigte ihn sichtlich.

Stasi verhielt sich aber so wortkarg, als könnt' ihr weder Scherz noch Schmeichelei etwas anhaben. Blieb sie ungern? Verdroß sie das Sitzen, oder war ihr der berühmte Onkel zuwider?

Gewiß nicht; sie fühlte sich nicht gelangweilt; ihr macht' es Spaß, dem Meister zuzusehen; war's

doch für sie ein völlig neues Thun, darein sie mitverflochten war. Auch ist ja der Onkel ein gar stattlicher Herr, der artig zu reden versteht. Gewiß hat sie sich sein Gesicht schon besser eingeprägt als das Zifferblatt der Stockuhr mit den eiligen Zeigern — heimlich, versteht sich!

Warum aber heimlich; warum dieses Schweigen, dieser hinterhältige Ausdruck, diese hartnäckige Scheu? Das Mädchen ist doch sonst nicht verlegen und hat Mutterwitz.

Es muß wohl im artigen Köpfchen etwas Ungewohntes vorgehen; und wenn sich schier trotzig der Mund verzog, so geschah's sicherlich, weil die Dirn irgend etwas nicht recht zu reimen vermochte und darüber innerlich erbost war.

Stasi taute auch bei den folgenden Sitzungen nicht auf.

Sie erschien regelmäßig; sie verriet keinerlei Ungeduld; es überraschte sie nicht unangenehm, sich im Bilde zu erkennen. Aber sobald sie sich als Modell gesetzt hatte, nahmen ihre Mienen wieder den teilnahmslosen, verschlossenen, verdrießlichen Ausdruck an.

Mehr als einmal rüttelte sie der Meister mit den Worten auf: „He, Mädchen, das geht nicht an! Gefällst du dir als Klosternovizin, oder willst du meine Kunst zu Schanden machen? Eine sauertöpfische Braut — daß Gott erbarm'! Ich scheide bald: soll ich denn von meiner hüb-

schen Nichte keinen glücklichen Eindruck mit fortnehmen?"

Mit ähnlichen Bemerkungen verdarb's der Meister das nächste Mal vollends. Das Bild sollte im Rahmen fertig gestimmt werden; es galt, dem Original noch einige liebliche Feinheiten abzulauschen und dem Konterfei einzuverleiben. Aber Stasi setzte sich heute mürrischer denn je, so daß nach einer Weile auch Jörg die Geduld verlor und unwillig ausrief: „Ein so widerspenstiges Modell ist mir in der That noch nicht vorgekommen!"

Stasi sprang auf, trat ans Fenster, deckte sich mit dem Fürtuch die Augen zu und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Dirn, was hast du denn? Du weinst doch nicht gar?" fragte Jörg überrascht und schier ratlos. „Darf man so empfindlich sein? Du bist doch kein Kind mehr, und ich mühe mich ja nur, dich so schön herauszubringen, als du bist."

Das Weinen geriet noch mehr in Fluß, und als der Meister dem seltsamen Kinde die Hände vom Gesichte zog, blickten ihn zwei Schwarzaugen flehend und zürnend zugleich an.

„Stasi, sei gescheit und sag' deinem Onkel, was dich drückt, warum du weinst. Lassen wir jetzt den Maler aus dem Spiele."

„Weil ich ihn nicht mag! . . ." Eigensinnig genug kam's heraus.

„Wen nicht? den schönen Rahmen, das Bild

nicht? Wer ſagt dir denn, daß es dir gehören ſoll."

„Ah, was Bild! Es iſt eh ſchon ſchöner und braver, als ich je geweſen bin. Und der Herr Onkel will mich nur nicht verſtehen. Ihn mag ich nicht, den Schreiber Franz nicht!"

Das mußte den Meiſter höchlichſt befremden; er ſchüttelte den Kopf, einmal, zweimal, und entgegnete ernſteren Tones: „Das giebt eine heilloſe Geſchichte, Kind! Ich begreife dich nicht, und es iſt bereits zu weit gekommen. Wie konnteſt du dich, wenn du ihn nicht magſt, mit ihm einlaſſen — will ſagen verloben? Oder iſt er erſt in den letzten Tagen bei dir im Werte geſunken? Es muß etwas Beſonderes gegeben haben; anders kann ich mir's nicht denken."

„Ich hab' ihn nie recht leiden mögen. Er iſt ein Heimtückiſcher, und der Herr Vater hält nur deswegen ſo große Stücke auf ihn, weil er immer, bei Tag und bei Nacht, zum Kartenſpiel zu haben iſt. Und er hat eine Andere ſitzen laſſen, ja er, der Schreiber Franz."

„Wenn du dich aber täuſchteſt, wenn du zu ſchwarz ſäheſt? Vom rechten Vertrauen, vom guten Mut einer Braut iſt blutwenig in dir, und du dauerſt mich, Staſi! Brautleute müſſen darauf gefaßt ſein, daß ihnen viel eingeflüſtert, viel zugetragen wird, und meiſt iſt nichts anderes als neidiſches Gerede daran."

„O nein, nein, Onkel Jörg! Ich weiß, was

ich sag', und es würgt mich schon die ganze Zeit her. Und es soll auch schon ein Kind da sein . . ."

„Das wäre freilich, schlimm sehr schlimm. Und da muß vorgebeugt werden, ohne Frag'. Aber auch du bist übel daran, liebes Kind! Die Auflösung einer Verlobung wirft ihren Schatten auch auf den unschuldigen Teil. Es ist mir zwar nicht bang für dich; du bist noch jung und bist hübsch, was du gewiß nicht zum erstenmal hörst; aber ob du nun so bald den rechten Anwert findest . . ."

„Braucht denn der Herr Onkel nicht eine Hauswirtin? . . ." Diese Frage war von einem brennenden Aufblick begleitet, welcher mehr sagte als die Worte, die ganz unverfänglich hatten klingen wollen.

Nun war es der Meister, den's nicht länger auf dem Stuhle litt.

Er mußt' ans Fenster treten und hatte eine jähe Hitze des Gesichtes zu verwinden. Schämt er sich, daß er so an eine geordnete Häuslichkeit gemahnt werden muß, die er unschwer doch wohl längst schon hätt' bestreiten können? Oder ertappt er sich dem schönen Mädchen gegenüber bei einem Gefühle, das wärmer ist, als es einem Onkel zusteht? Oder ist es eine Anwandlung von Selbstsucht, die ihn erschreckt, und der er steuren will? Oder überfliegt er sein Leben. der Lichtpunkte, der zerstreuten, nur wenige gewahrend? Oder flüstern ihm seine Jahre ein

kränkendes Zuspät zu? Es giebt Augenblicke, in denen man blitzschnell des Glückes Summe zieht und errötend inne wird, wie arm man daran ist, sowie andere, in welchen man das Stückchen Weg, das man noch vor sich sieht, keiner Rast und Bequemlichkeit mehr wert erachtet.

„Ja, Stasi," sagte Jörg endlich, „du darfst nicht unberaten handeln, und ich könnte dich leicht mißverstehen. Ein rechtes Hauswesen hab' ich bisher allerdings noch nicht gehabt, aber es fragt sich . . . wie sag' ich nur gleich? . . . ob das Öl noch ausreicht für einen frischen Docht. Und erbarmt dich des Bildes denn gar so wenig? Ich habe viel Fleiß drauf verwendet. Sitz' jetzt ruhig und setze einige freundliche Lichter auf. Es wird wohl das beste sein, wenn ich mit deinem Vater spreche . . ."

Ob dieser Zuspruch das Mädchen beruhigte? In eigener Angelegenheit ist das weibliche Gemüt ungemein feinfühlig; es errät Halbbekanntes, und weit jenseits der männlichen Bedenklichkeit und Zurückhaltung läßt es seinen Hoffnungsanker sinken. Gewiß ist, daß Stasi nie ruhiger saß, nie freundlicher blickte, nie bräutlicher fühlte als eben jetzt. Insbesondere hatte das Thränenbad ihren dunklen Augen einen Glanz, einen Zauber verliehen, der geradezu berückte.

Die Unterredung zwischen Onkel und Vater,

zwischen dem Maler und dem Amtmann, hatte zur Folge, daß der Schreiber Franz jählings versetzt und befördert wurde. Er schied ungern und hat wohl nie recht erfahren, was ihn vorwärts brachte, indem es ihm die Braut abspenstig machte. Der scheue Junge war besser als sein Ruf, und Stasi war viel zu argwöhnisch und zu sehr auch schon vom eigenen Wunsche beeinflußt, als sie den üblen Gerüchten, welche ihn zum Gegenstand hatten, Gehör schenkte.

Der Hang, aus Übel Ärger zu machen, ist eine schlimme Mitgift, aber der verliebte Onkel gewahrte ihn mit nichten im Herzen seiner jungen Braut, er, der doch in seinen unbefangenen Augenblicken ausdrücklich vor Leichtgläubigkeit und Mißdeutung gewarnt hatte — so sehr macht Liebe blind!

Der Meister setzte seine Reise fort, kehrte aber bald wieder, und ein halbes Jahr nach des Gerichtsschreibers Versetzung schritt Stasi zum Traualtar.

So ist Jörg Kranzhofer, der fürstliche Kammermaler, zu seinem Weib gekommen, und so hatte er ein schönes Bild gemalt, von dem er nicht wußte, daß es seine Braut vorzustellen habe.

Und Frau Stasi wirtschaftet flink und zuversichtlich. Ihr behagt das Häuschen im Grünen, welches Werkstätte und Heim zugleich ist. So weiß sie sich dem Gatten nahe, auch wenn er der Kunst angehört.

Da der Bau noch neu ist, so verlohnt sich's, mehr und mehr ausfindig zu machen, was ihm zum Schmucke gereicht und seine Bequemlichkeit vermehrt. Hierfür hat Stasi gute Einfälle, und die Werkstatt ist geneigt, an die Wohnung Glanz und Farbe abzugeben. Des Hauses Zubehör, ein Grundstück, ist zwar klein, aber schickt sich bereits an, zum Nutz- und Ziergärtlein zu gedeihen, und wer dieses Sprossen und Blühen betrachtet, muß auf die Vermutung kommen, daß nunmehr in die Künstlerwirtschaft eine rührige Hausfrau eingezogen.

Diese wollt' es gar bald auch im Atelier so rein und geordnet haben wie in Küche und Stube, aber da stießen Staubbesen und Waschlappen auf Widerspruch und Hindernis; einiges widrige Geklecks, Gesprenkel und Geschmier muß wohl Stasi dem Handwerk ihres Mannes zu gute halten.

Aber desto mehr runzelte sich ihre schmale Stirn, als sie auf Ölstudien und Skizzen stieß, welche vom bergenden Feigenblatt nichts zu wissen schienen. Ob sich denn derlei für einen Heiligenmaler schicke, fragte sie spitz, und Jörg war nachgiebig genug, die vorlautesten und aufrichtigsten dieser Bildwerke in die Rumpelkammer zu verbannen. Er hat Aufträge für Kirchen und Kapellen, mehr als genug, und benötigt vorläufig diese anstößigen Behelfe weniger. Kommt Zeit, kommt Rat; allmählich wird die Meisterin

unbefangenen Einblick gewinnen in die Rechte und Freiheiten der edlen Malerkunst.

Gehilf und Lehrling fanden Gnade vor der strengen Gebieterin. Beide sind fleißig, und damit haben sie schon einen Stein im Brett. Hans, der Gesell, ist zu allem Geschickt, zu allem willig, erfinderisch und selbständig, daher dem Meister um so anhänglicher, daher um so verläßlicher, wie's Frau Stasi bald richtig heraus hat. Und den kleinen Michel darf sie hudeln nach Herzenslust; er leidets und muß es leiden. Auch ist er ja ein feines Bürschchen, ein hübscher Junge, der Grütze im Kopfe hat.

III.

Eines Morgens gewahrt Frau Stasi vom Fenster des Speisezimmers aus eine weibliche Annäherung, ein junges, schlankes Mädchen, an dem die Kleider auffallend lose sitzen. Der Mann ist noch über dem Imbiß, er hat nichts bemerkt. Schnell ist die Späherin zur Thür hinaus, und schon richtet sie an die Herangekommene die Frage, was sie wünsche, wen sie suche.

Sie sei herbestellt, antwortete die Schlanke, sich dem Atelier zuwendend, als wisse sie, daß sie hineingehöre.

Das müss' ein Irrtum sein, wehrte Stasi nachdrücklich; denn sie habe schon ihre Dienstdirn, sie brauche keine Dienerin.

Die Fremde darauf: es sei ihr auch nicht um einen solchen Platz zu thun; sie komme zu Meister Jörg und sei Modell.

„Modell!“

Aber nur für Kopf und halbe Figur; sie sei die Cenzi, und die Frau Meisterin werde sicherlich schon von ihr gehört haben.

„Schön' Dank für die Bekanntschaft! Und so gehst du von einem zum anderen und stellst dich und legst dich, wie sie's haben wollen? Dies Geschäft könnt' mich freuen!“

„Warum nicht? So lang wir bei den Tüchtigen Anwert finden, gehen wir den Stümpern und Sudlern fein aus dem Weg; 's Schönsein hat noch keine Dirn gekränkt, und in den Spiegel, schaut jede gern, und ein gutes Bild ist ein Spiegel, der die Schönheit festhält.“

„Hast wohl Ursache, eitel zu sein! . . .“ Das klang sehr geringschätzig von seite der Frau Stasi. „Schau nur, daß sie dir nicht zu viel abgucken von deiner Schönheit, und daß du damit noch eine Weile auskommst!“

„Wo denkt sie denn hin, die Frau Meisterin? Die Maler sind ja keine Menschen; das heißt, wenn einer den Liebhaber spielen will, so ist er eh schon verloren; es ist schad' um Zeit und Geld, und mit einem solchen mag auch ein rechtschaffenes Modell nichts zu thun haben.“

„Möcht' für diese Rechtschaffenheit nicht die Hand ins Feuer strecken.“

„Ich für die und die Frau just auch nicht. Es hat keine von uns mehr zu hüten oder mehr zu verlieren; das dürfte sie wohl selbst schon wissen.“

„Du bist unverschämt, rote Kröte!“

„Ich brauche mir nichts bieten zu lassen. Ist der Meister Jörg zu Hause?“

„Wer hat dich herbestellt, Windfahn', Schandlarve! Das will, das muß ich wissen.“

„Je nun, der Meister selbst durch die Nähterin Marie in der Stadt, die der Schatz ist seines Gesellen . . .“

„Da hört man schöne Geschichten!“

„Oder die Braut . . . wenn Ihr schon gar so kitzliche Ohren habt.“

„Pack dich und komm mir nicht wieder unter die Augen. Es ist eh alles erlogen, Meister Jörg braucht kein Modell, braucht kein Modell mehr . . .“

„Oho! Euer Mann vielleicht nicht, aber der Meister Kranzhofer ja wohl noch, will ich hoffen. Und wenn er ein anderer geworden, ist mir an seiner Kundschaft gerad' auch nicht viel gelegen . . .“

„Stasi, Stasi, schimpfier' mir mein Modell nicht! die Cenzi ist unser aller Liebling und Beistand . . .“ Mit diesen Worten trat Meister Jörg vors Haus; er wollte sich in die Werkstatt verfügen, und der Zank hatte ihn aufhorchen gemacht. Und er schickte sich auch schon an, mit dem

Mädchen ſein abgeſondertes Arbeitsgemach zu betreten.

Darüber erſtarrte Frau Staſi; ſprachlos ſtand ſie da; ſie traute ihren Augen nicht. So konnte ihr Mann ſie bloßſtellen, ſo hintanſetzen? Sie wollte ihm nachſtürzen, ihm die Dirn entreißen, ihn zur Rede ſtellen, ihn beſchämen, die Hausehre retten und wahren — das alles wollte ſie und vermochte doch nur die Worte hervorzuſtoßen: „Du haſt's notwendig! Schämen ſollſt du dich, alter Sünder!"

Kleinlaut trat ſie ins Haus zurück; ihr war, als hätte ſie Blei in den Beinen, als knickten ihr die Knie ein, als müſſe ſie erliegen, als könne ſie unmöglich dieſe Enttäuſchung, dieſe Schmach überleben.

Rechtfertigen die Vorgänge im Studio ihren ſchwarzen Verdacht?

Beim Eintreten bemerkt Cenzi ſeufzend: „Wie ſagtet Ihr einſt, Meiſter Jörg . . . wir ſeien Tempeldienerinnen der Kunſt? Euer Weib hat eine ganz andere Vorſtellung von uns — ſchad' um ſie! Eiferſucht macht häßlich."

„Mach dir nichts draus, Cenzi!"

„Ach ja, wir ſollten längſt daran gewöhnt ſein, im Leben verachtet, im Bild aber begafft und bewundert zu werden."

„Staſi iſt klug; ſie wird unſchwer einſehen lernen, wie ſehr wir von der ſchönen Natur ab-

hängig sind und froh sein müssen, wenn sie sich uns entschleiert."

„Und was habt Ihr vor? Doch ich seh' es ja — den Auftrag des Grafen Lamberg."

„Er ist Kenner; ihn befriedigt nur die feinste Ware, und er drängt; also muß ich wohl endlich an die Hebe gehen, welche dem Herkules den Trank der Unsterblichkeit reicht, und an die Ariadne, die sich getröstet an Bacchus emporrankt ... eines des anderen Seitenstück."

„Die verlassene Ariadne stell' ich mir etwas üppiger vor, wie die Färber-Resi etwa."

„Möglich; aber die schlanke Hebe darf sich nun nicht länger sträuben."

So ging man an die Arbeit, welche weidlich die Ausdauer und die Aufmerksamkeit beider Teile in Anspruch nahm.

In der Rastpause fragte Meister Jörg: „Wie steht's, Cenzi, mit deinem Brautschatz; rundet er sich, und bist du deines Liebhabers sicher?"

„Er schreibt mir, daß er Hoffnung hat, Verweser zu werden, und dann übersiedeln wir in den Hammergraben; so komme ich bald Eurer Frau Stasi aus den Augen."

„Nicht rachsüchtig sein, Cenzi! Wir werden dich schwer vermissen ..."

Und der Rest des Beisammenseins war wieder Arbeit im Dienste des Schönen.

Als der Meister zu Tische ging, fand er sein Weib in Thränen aufgelöst. Dieser Anblick

ärgerte ihn; denn unbilligen Eigensinn gewahrt man nicht gern an seinen Lieben. Er schritt ein paar Mal unruhig auf und ab, bezähmte sich aber doch und begann gelassen: „Du hast der Cenzi Unrecht gethan; sie ist ein anständiges Mädchen.“

„Ja, wenn eins fürs andere einsteht, muß man euch wohl glauben.“

Ohne sich durch diese Stichelei irre machen zu lassen, fuhr Jörg fort: „Und ein gutes Modell kann ein gewissenhafter Maler nicht entbehren; sonst wird er flach, arbeitet flüchtig und verfällt in die Schablone . . .“

„Ich hätte doch geglaubt, daß ein Mensch mit geraden Gliedern so ziemlich dem anderen gleiche, und daß ein Meister dieses Krippespiel längst auswendig kennen müsse. Du bist doch her und her mit den Heiligen ohne Modell ausgekommen, oder sind die sündhaften Menschenkinder schwerer zu treffen?“

„Bei den heiligen Gestalten, liebe Stasi, kommt's zumeist auf den schönen, reinen, überirdischen Ausdruck an; den trifft man, indem man aus der eigenen Andacht schöpft, oder trifft ihn nicht — dann soll man's bleiben lassen. Das übrige bei kirchlichen Gegenständen ist mehr oder minder ein Sack voll Glieder, den man zur Not aus der allgemeinen Kenntnis von der menschlichen Gestalt ordnet. Übung und geschulte Anschauung ist immerhin auch dazu nötig, und wenn

gleichwohl ein kleiner Fehler mit unterläuft, so bleibt er leichter verborgen, weil Altarblätter und dergleichen gewöhnlich hoch hängen und in die Ferne zu wirken haben."

„Aber wenn man leckeres Zeug zu malen hat, muß man sich selbst erst an sündigem, an käuflichem Fleisch sattsehen? Pfui!"

„Wie du nur so reden kannst, Stasi! Das verunreinigt deinen Mund, und so weit darf der garstige Verdacht nicht gehen."

„Als ob man nicht schon gehört hätte, wie's die Maler treiben, und wozu die Modellwirtschaft gut ist. Daß aber auch du noch nicht gescheiter geworden: schämen muß ich mich an deinerstatt!"

„Ziel nicht auf mich, du triffst mich nicht. Modelle benötigt der Künstler, um an ihnen die Genauigkeit, die Feinheit und Mannigfaltigkeit der Natur zu beobachten. In diesen Stücken lernt er nicht aus. Naturwahr soll ein jedes Gemälde sein, auch wenn es in der Auffassung über das gegebene Vorbild hinausgeht; und je feiner die Arbeit geraten soll, desto mehr muß die Natur zu Rate gezogen werden."

„Und desto mehr Unterhaltung hat der saubere Künstler dabei."

„Wenn er darauf sein Absehen hat, so ist er als Künstler verloren, und ein Modell, das sich dazu hergiebt, hat sein Gesicht am längsten zu Markte getragen."

„Wie das aufgeschossene, schlampichte Ding,

mit dem du so vertraut thust, als wie wenn dein Weib nichts zu gelten hätte. Und wie lang ist's denn her, daß du mich noch hübsch nanntest und sagtest, daß ich gut gewachsen sei? ..." Thränen erstickten die Stimme der Erregten; es waren dies Thränen gekränkter Eitelkeit.

„Aber, liebes Weib ..."

„Ein Bäcker holt mit derselben Schaufel blasse und braune Semmeln aus dem Ofen, und du solltest nicht, nun du dein Modell zu Hause hast, die eine Figur ein bißchen heller, die andere dunkler, die eine schlanker, die andere dicker malen können? Komm mir nicht mit solchen Ausreden."

„Aber, süßes Weib, dich betracht' ich ja mit ganz anderen Blicken; dir gegenüber bin ich Freund, Liebhaber, Gatte, und an Zärtlichkeit, an Aufmerksamkeit hab' ich's bisher kaum fehlen lassen."

„Ihr steckt wohl euren Modellen gegenüber andere Augen auf? Das ist zum Lachen; halt mich nicht für so kindisch ..."

„Und doch ist es so, genau so, und weh' dem Künstler, der sein Modell mit sinnlichen Blicken umfängt!"

„Heuchler, der du bist! Kurz und gut: mir darf eine solche Bettel nicht mehr über die Schwelle."

„Und ich lasse mir mein gutes Künstlerrecht nicht verkürzen. Verstanden, Stasi?"

Die Küchenthür heftig zugeſchlagen, antwortete darauf. Das Eſſen war kalt geworden und blieb unberührt.

IV.

Eine Zeitlang brütete der Meiſter vor ſich hin, und ſeine Stirn war kraus. Dann aber jäh ſich aufrichtend, that er einen leiſen Pfiff, dehnte und ſtreckte ſich und blickte in die junge Frühlingslandſchaft hinaus. Das Fenſter war offen, die Luft ſtrich ſchneidig und würzig herein, das Wetter verſprach Dauer, und die Tageslänge geſtattete noch manches zu unternehmen. Er ſchien ſich gelenk und wagemutig wie vor Jahren zu fühlen. Schrank und Truhe ging er an, ſich zu einer Wanderſchaft rüſtend, und zur Überraſchung ſeiner Geſellen betrat er die Werkſtatt mit den Worten: „Packt das Nötigſte zuſammen; wenn wir bis fünf Uhr noch den Höhenſattel gewinnen, können wir mit den Hinterauer Mönchen zu Abend eſſen. Sie werden große Augen machen, wenn ich ihnen innerhalb einer Woche die ganze irdiſche Laſterhölle an die leere Sakriſteiwand male. Verſprochen hab' ich's, eine leichtſinnige Wette über Tiſch hin war's, aber ich will doch ſehen, wie weit wir damit kommen. Belaſtet euch nicht zu ſehr; Farben, Töpfe, Pinſel und Kittel müſſen ſich noch von früher her dort vorfinden. In Gottes Namen alſo!"

Und schon stiegen die drei an dem Fenster vorüber, hinter welchem Frau Stasi grollte, den sonnigen Hang hinan. Sie blickte auf, die Meisterin, und erstaunte nicht wenig, aber ihr Gesicht verfinsterte sich. Ein heller Nachruf: „Glückliche Fahrt, lieber Mann!“ hätte vielleicht den Bann gelöst, den Verdruß ausgeglichen, aber Stasi brachte ihn nicht aus der Kehle. Was sie vor sich hin murmelte, lautete ganz anders. „Ohne Abschied zu nehmen, machst du mich zur Strohwitwe — wart', das tränk' ich dir ein!“ So tröstete sich die Verlassene und begann geräuschvoll zu schaffen im verödeten Hause.

Es galt, rüstig zu klimmen auf schmalen, rauhen Steigen, einer hinter dem andern; man hatte nicht Zeit zum Sprechen, und das war dem gedanklichen Meister eben recht.

Er erwog Bilder und Gestalten. Längst zwar hatt' er die Skizze fertig, aber sie kam ihm jetzt zu zahm vor. Auch die geplante Aufteilung der Wand gefiel ihm nicht ganz; sie soll sich mehr bereichern, dem Inhalt nach, wie für das Auge. Doch an dem großen Ganzen, an dem Höllensturz, an dem Knäuel der sieben Todsünden läßt sich ohne völlig neuen Entwurf wenig mehr ändern. Allenfalls thäten es Nebenfelder, grau in Grau, in die Umrahmung verlegt, mit bildlichen Anspielungen auf den Pfad der Tugend, auf Müßiggang, Verführung und Sündenfall — das wär' etwas. Doch soll hierfür wieder nur die heilige Schrift herhalten? Die Sakristei ist noch nicht

Kirche, und was in dieser am Platz ist, braucht sich in jener nicht zu wiederholen. Wenn ich mich im Mythologischen umsähe? — Die Patres sind ja Lateiner; ihnen schmeichelt ein klassischer Merks. Ja, so könnt's gehen — ich hab' es! Herkules als Tugendheld, der zu Falle kommt, durch Weiber zu Falle kommt, das ist keine üble Randglosse zu den sieben Todsünden ...

Der Meister hielt inne; er war immer hastiger aufwärts gestiegen, und auf seiner Stirn perlte Schweiß. Er verwunderte sich, schon so hoch gekommen zu sein, und bog mit Vergnügen in den kühlenden Waldpfad ein; nun er der Hauptsorge ledig war, gewahrt' er erst, wie leicht er ging.

Hans war ihm wacker an den Haken geblieben, und mit ihm besprach er nun gemächlich den Zuwachs an bildlichen Darstellungen. Vier derselben und die ganze Umrahmung teilt er dem nickenden Gehilfen zu — das fünfte größere Feld behält er sich selbst vor. Er thut damit geheimnisvoll und blickt ernst aus.

Der kleine Michel war wie ein Böcklein; er hüpfte mehr, als er ging. Und wie ein junger Jagdhund, der im noch ungewohnten Walde seines Spürsinns inne wird, so springt er vom Weg ab, jetzt in ein größeres Dickicht lauschend, jetzt zu den Neutrieben der Fichten aufblickend, welche goldenen Pfötlein gleichen, jetzt mit seinen Kirschaugen in den Waldtümpel stierend oder dem silbern glänzenden plätschernden Forellenbächlein folgend;

ein springendes Eichhörnchen, kein hackender Specht, kein kreisender Habicht entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er würde sich mit dem weidenden Vieh tollen, wenn der Auftrieb schon stattgefunden hätte; nun er aber ein scheues Rehauge auf sich gerichtet sieht, hält er doch den Atem ein, bis das schlanke Wild verwundert Kehrt macht. Den Kohlenmeiler hat er umgangen, als prüft' er ihn fachmännisch und auf dem jährigen Holzschlag hat er den hoffnungsvollen Stand der Himbeeren vermerkt. Seine Wangen glühen, hat er sich doch auch nach Waldblumen gebückt, so daß seine Hand kaum mehr den bunten Strauß umspannt.

Auf der Sattelhöhe wird Rast gehalten und ein stärkender Trunk gethan. Die Umschau ist köstlich, sowohl für staunende als auch für geübt abwägende Künstleraugen. Die fernen Berge beginnen zu blauen, über ganze Waldhänge ist der Sonnenstrahl wie ein Goldnetz gebreitet, die Tiefen dämmern in kalten und wärmeren Schattentönen. Da schmiegt sich ein Gehöft in buschiges Dunkel, dort leuchtet ein anderes hell auf, als wollt' es sich seines gastfreundlichen Wesens berühmen, und von den umliegenden Örtlein ist jedes anders gebettet. Man zählt viele Kirchtürme in der Runde, aber gedoppelt blinkt vom grünen Bühl nur jener herüber; er gehört dem Kloster Hinterau an, und es ist noch weit dahin.

„Also auf! Auf dem Heimweg haben wir Zeit, uns dies oder jenes ins Studienheft zu zeichnen."

So tröstet Meister Jörg, indem er voranschreitet, thalwärts.

Der Meister hatte gut gerechnet. Das letzte Chorglöckchen war verklungen, und das Avegeläute begann, als er mit den Seinen vor der Klosterpforte hielt. Der Frater Thorwart kannte ihn und auf die Meldung desselben kam bald der halbe Convent herbei: der Pater Kämmerer, der Schaffner und Kellermeister, der Prior und Novizenmeister, und schon auch funkelt das goldene Kreuz des Prälaten heran. Der Empfang war herzlich und ehrenvoll; man wunderte sich, daß der gefeierte Künstler als rüstiger Fußgeher und nicht zu Roß oder zu Wagen eingetroffen.

„Ehrwürdige Väter, ich komme, um mein Versprechen einzulösen."

„Wir haben es ja nicht so ernst genommen"

„Der hochwürdige Herr Abbas meint wohl gar, es habe nur der treffliche Klosterwein aus mir geprahlt."

„Den ihr, Herr Kammermaler, so es Euch beliebt, alsbald wieder verkosten könnt; Ihr folgt uns doch gleich ins Refektorium?"

„Bepackt und bestaubt, wie wir sind?"

„St. Benedikti-Schüler lieben das wackere Tagwerk, welcher Art es sei, und scheuen nicht dessen Spuren. Legt ab und macht keine Umstände. Wir sind auf dem Land."

Der Herr Prälat nötigte den Meister an seine Seite; den stillen Hans geleitete der Frater

einer, und die mittlerweile herbeigekommenen Novizen hatten bereits den munteren Michel, der das große Haus und dessen schwarze Herren nicht genug begucken konnte, in ihre Mitte genommen.

Schon ging man auch zu Tische; und nachdem man, an die Wände des Saales zurückgetreten, das Tischgebet verrichtet, nachdem der jeweilige Lektor vom Pult herab sein salbungsvolles Stücklein verlesen hatte, hob bald in der oberen Tafelrunde ein lebhaftes Gespräch an.

Eingeleitet wurde dasselbe gewissermaßen durch die Bemerkung des Meisters, der da meinte, das Deckengemälde, die wunderbare Speisung der Menge mittels der zwei Fischlein und der fünf Gerstenbrote, habe bereits stark nachgedunkelt oder sei vielmehr von den aufsteigenden Dämpfen angefettet; er erbitte sich die Erlaubnis, es zu reinigen, während sein braver Hans in der Sakristei schaffe.

Das Anerbieten fand freudigen Anklang, und der öffentlich belobte Gesell verzog lächelnd seinen Mund.

Der Prälat klagte über die Kosten der Neubauten, fühlte sich aber getröstet, als Jörg dessen Geschmack und das Gelingen des Werkes rühmte. Der alte Prior fand es sehr löblich, daß der Meister in den heiligen Ehestand getreten, für welche Anerkennung sich letzterer etwas zurückhaltend bedankte. Der Schaffner fragte den Gast, wie er auf dem Weg her Wald und Wild sowie

den Saatenstand gefunden. Der Kellermeister äußerte sich abfällig über die letzten Fechsungen, wiewohl der aufgetischte Tropfen sichtlich mundete. Von den jüngsten Kriegs- und Siegesläuften sowie von dem, was man sich in der Landeshauptstadt erzähle, wollte der feine Kämmerer erfahren, und der Novizenmeister erkundigte sich über den Nachwuchs in den Schulen, und ob man sich von ihm etwas versprechen dürfe.

Auch der alten Durchlaucht wurde gedacht, mit Segenswünschen für ihre Tage und Unternehmungen, und ob sie denn nicht bald wieder die nahe Altenburg besuchen und an der Klosterpforte vorsprechen wolle? Man wußte ja gar wohl, in welchem Ansehen bei ihr der Meister stand.

Dann fand man unmerklich den Übergang zu Geschichten, die, wenn auch noch so alt, immer neu bleiben und in angeheiterter Gesellschaft ihre Wirkung selten verfehlen. Und es ist auch kein verfehlter Abend, an dem man ungestraft einander aufziehen darf. Der Pastor jovialis trat in sein Recht, und daß ein Prälatenwitz just nicht das magerste Gericht ist, dürfte bekannt sein.

Als man sich trennte, wurden drei Gastzimmer aufgethan. In das vornehmste derselben wurde Meister Jörg geleitet. Auch Hans durfte zufrieden sein, er schlief bald ein und schlief gern.

Für den kleinen Michel aber erschloß sich die Studentenstube. Ihm war gar seltsam zu Mute: hatte doch auch er sein Schöpplein geleert. Er

dünkte sich nicht wenig, und doch wagt' er kaum laut aufzutreten, betrachtete das blanke Bett und das weiße Ding darunter mit einer gewissen Scheu und ordnete seine Sächelchen so bänglich, als fürcht' er das Nachsehen der gestrengen Frau Meisterin. Seiner Waldblumen hatt' er nicht vergessen, und da sie die Köpflein bereits hängen ließen, setzte er sie ins Wasserglas. Als gut geratenes Kind versucht' er auch sein Nachtgebet; aber dasselbe schrumpfte heute zu dem Wunsch zusammen, Gott möchte ihn doch nur halb so berühmt und geehrt werden lassen wie seinen geliebten Meister.

V.

Am nächsten Tage nach dem Conventamte besah sich Meister Jörg die Umgestaltung, die baulichen Veränderungen des Klosters. Die Prälatur, welche die Hauptfassade des umfangreichen Baues zu werden versprach, war seit seiner letzten Anwesenheit mächtig emporgewachsen; sie zeigte edle Formen, und Kranzhofer bemerkte anerkennend, der Baumeister sei vom Geiste Bramantes beseelt. Der ursprünglich romanischen Kirche war der neue Stil aufgedrungen worden; sie nahm sich trotz erhöhten Glanzes und gerade wegen der mehr ausladenden Pracht etwas engräumig aus. Der Bibliothekssaal hatte mehr Licht und sinnreichen Schmuck bekommen.

In flüchtig aufgezimmerten Hütten waren Bildhauer und Steinmetz thätig, der Holzschnitzer arbeitete dem Vergolder in die Hand, die Wölbungen der Säle und Gänge überzogen sich mit ornamentalem Weißwerke, Schmiede und Tischler hatten vollauf zu thun, so daß sich der Klosterfrieden auch schon mit Hammerschlag, pfauchendem Blasebalg und zischendem Hobel abgefunden hatte.

Auch engere Zunftgenossen fand Jörg beschäftigt; er würdigte ihre Leistungen wohlwollend und neidlos.

Mit dieser vielseitigen Thätigkeit war heuer frühzeitig begonnen worden, und sie bekundete freudigen Einklang, gedieh sichtlich.

Die stillen Nachmittagsstunden benutzte Jörg zur Reinigung des Deckengemäldes im Sommerrefektorium; eine Bühne war rasch aufgerüstet, da überall taugliches Gerät zu Hand war und die Arbeiter Übung hatten. So segnete, als man sich zum Abendmahl zusammenfand, Christus um Vieles freundlicher die wenigen Brote und Fischlein.

Meister Jörg hat also den ersten Tag, seines Versprechens uneingedenk, gleichsam verbummelt? Keineswegs. Es war Hans, der an der Sacristeiwand die Vorarbeit that und sozusagen für die künstlerische Aussaat den Acker bestellte, indem er den Rahmen zog, die Felder einteilte und so weit als möglich den Karton übertrug.

Am Morgen darauf begann der Meister sein

Werk; der Bewurf zog prächtig, der Pinsel tanzte, der Eifer übertraf sich selbst. Und diese Laune, dieses Schaffensglück hielt an, Tag für Tag, bis der Lasterknäuel, der Sündenfall vollends an die Wand gebannt war.

Und nun staunte Jörg selbst die Schöpfung wie einen verwegenen Traum an. Sie überflügelte seine Erwartung und befemdete ihn. Es erschien ihm, als habe er nicht nur gehastet, sondern förmlich gewütet und im Ausdruck der Sünder, der Verzweifelnden des Guten zu viel gethan. Mußt er auf Seite der Beschauer ein so verhärtetes Gewissen, so grobe Nerven voraussetzen? Durft' er denn mit Schuld und Wahn so unerbitterlich ins Gericht gehen? Aber es war nun einmal geschehen, und auf das Urteil der Mönche war der Meister neugierig. Oder sollte ihm davor bangen? Ei was, eine unbesonnene Wette hatte eine tolle Künstlerlaune zur Folge, nichts weiter!

So wurde denn die Bergewand beseitigt, hinter welcher Jörg so unglimpflich mit den Schwächen der Sterblichen verfahren — und die zur Schau versammelten Patres staunten und lobten, daß dem befangenen Künstler schier schwindlig wurde. So also, dacht' er sich heimlich, muß man diesen Herren zu Gehör sprechen? Auch recht, wenn das Gemälde nur seinen Zweck erfüllt!

Im Abgehen flüsterte aber doch der feine Kämmerer dem Prälaten zu: „Mir deucht, P. Kochems Geist ist über den Meister gekommen."

Der Hochwürdigste drauf: „Wir haben keinen Prediger, der dem Volke so ins Gewissen zu reden verstünde.“

Heutzutage gelten die sieben Todsünden für das übermütigste und grellste Werk Kranzhofers.

Da die Größe der Wand ein gleichzeitiges Arbeiten von Meister und Jünger zugelassen, so waren nun auch schon vier der Nebenfelder ausgefüllt. Hans hatte sich nach gewiesenen guten Vorbildern gehalten, und so kamen „Herkules am Scheidewege“, „Herkules und Jolaus im Kampfe mit der Lernäischen Schlange“, „Herkules ruhend“ und „Herkules im weiblichen Anzuge mit dem Spinnrocken“ gut zur Geltung. Auch wurden diese Sinnbilder als Tugendwahl, fruchtbarer Wetteifer, Müßiggang und Selbstentwürdigung unschwer aufgefaßt.

Was aber war dem größeren, noch leeren Felde im Scheitel des Bogens zugedacht? Das war des Meisters Geheimnis. Er wollte sich nicht in die Karten sehen laßen und gab seinem Gehilfen Urlaub.

Für Hans traf sich das prächtig; denn gegen Abend kam sein Schatz, die Nähterin Marie, auf Besuch.

„Ja, wie kommst du daher?“ begann der wortkarge Liebhaber.

„Meinen lieben Bengel such' ich, und sehen will ich, wie er sich aufführt,“ antwortete die

zierliche, lebhafte Perſon. „Mich belängt ſchon daß du fort biſt.“

„Vierzehn Tag' ſind's am nächſten Erchtag. Hat man dich denn ohne weiteres hereingelaſſen?“

„Wie du ſiehſt, ja. Ich habe nach dir gefragt, und du ſcheinſt hier was zu gelten. Das macht mich völlig ſtolz auf dich.“

„Ein weiter Weg iſt's . . .“

„Ja, ich bin kein Stubenvogel, der, wenn er einmal auskommt, ſich nicht über den nächſten Zaun traut. Aber verwundere dich nicht. Schau, heut iſt ein halber Feiertag, morgen iſt Sonntag, und am Montag muß ich beim reichen Stegwirt in die „Ster“. Das iſt juſt der halbe Weg hierher. Ich werde viel zu thun haben, und ſo könnt' es leicht geſchehen, daß du zurückkämſt und mich gar nicht zu Hauſe fändeſt; und das thät' dir leid, wie ich dich kenn'!“

„Das ſchon; aber im geiſtlichen Haus hier kannſt du nicht bleiben.“

„Das Örtel wird wohl ein Wirtshaus haben?“

„Ja, und ob du ſchon was gegeſſen haſt, muß ich fragen. Oder willſt lieber zum Lebzelter hin?“

„Schön, daß mir denn doch ſo was einfällt! Und du — haſt du ſchon Feierabend gemacht, oder kannſt du noch immer nicht vom Fleck?“

„Ich habe Urlaub heut'.“

„Alſo komm'! Muß wohl ich dich führen.

Hier schaut's ohnehin aus, als sollten die Fledermäuf' ausgetrieben werden."

„Aber ich muß doch noch den Frater Thorwart fragen . . ."

„Wirst den schwarzen Dingern nicht abgehen. Oder mußt du hier Maulaffen feil haben? Wenn du nur nicht gar so unbehilflich wärst!"

„Frag' den Meister; er hat mich vor allen geistlichen Herrn gelobt."

„Daß du dein Geschäft verstehst, glaub' ich dir gern; aber wie man mit Schürzen umzugehen hat, muß erst ich dich lehren. Sei froh, daß du in solche Hände geraten bist."

„Willst wohl auch gelobt sein, weil du so geschickt bist im Maßnehmen und Zuschneiden."

„Und was ich flick' oder stopp', das hält, will ich hoffen."

So wanderte endlich das seltsame Paar zum Klosterhof hinaus.

Es stieg zum Märktlein hinab, das von einem Bergbach durchschnitten ist, so daß der eine Teil hüben, der andere drüben liegt.

Bei dem einen Wirtshause wurde gekegelt — die Nähterin drängte vorüber. Der „goldene Bär" flößte ihr mehr Vertrauen ein; denn vom „Gang" desselben nickten aufgeschlossene Nelken herab. Daß sie sich da mit ihrem Getreuen schicklich einführte, und daß ihre Munterkeit der Frau Wirtin bald ein willfahrendes Lächeln abgewann, darf man getrost annehmen.

Im Stifte gab Meister Jörg gern zu verstehen, daß er seinen Gehilfen einen freien Tag gegeben.

Erst am Morgen vor der Heimwanderung enthüllte Jörg sein Herkulesfeld. Es war dies eine ungemein klar gedachte und sauber ausgeführte Arbeit. Herkules stand am Opferaltar; Dejanira hatte ihm das Nessusgewand umgeworfen und ordnete dessen Falten. Aber schon spürt der Held das sich von demselben lösende tückische Gift, welches wie Feuer in Fleisch und Bein dringt, so daß er schmerzgefoltert aufblickt, wie vom Olymp Hilfe erwartend. Die schlanke Jole, wegen welcher Dejaniras Eifersucht entbrannt ist, steht abseits und wendet erschüttert vom Dulder das Antlitz. Diese deutsame Gruppe war des schönsten Beifalls würdig und fand ihn auch, obgleich sich derselbe nicht so lebhaft äußerte wie zuvor angesichts des siebenfachen Sündengerichts. Jetzt war namentlich der Stiftskämmerer befriedigt; er äußerte nun auf die Hauptdarstellung, nun auf die Rahmenbilder weisend: „Dies für die Bauern, das aber für uns!"

Hans und Michel standen mitbetrachtend hinter den geistlichen Herren, und der kleine Kobold vergaß sich so sehr, daß er mit heller Stimme ausrief: „Hans, seht doch, die Frau . . ."

„Halt's Maul!" wehrte Hans, und er hielt dem Jungen auch gleich den Mund zu.

Mehere Geistliche waren der Meinung, der

Wildfang dürfe immerhin auch seiner Freude Ausdruck geben über seines Meisters Werk; man sei ja nicht in der Kirche.

Aber Hans hatte dem Vorlauten auch schon einen Rippenstoß versetzt, und ein Rückblick des Meisters schien dieses Verfahren zu rechtfertigen.

Und was war's denn, das dem Kleinen auf der Zunge brannte? Die dort ist die Frau Meisterin, wollt' er sagen, und jene andere die Cenzi! Und so verhielt es sich auch; Jörg hatte seinem Herzen, seinem Unmut Luft gemacht. Die Patres brauchten nicht darum zu wissen, seinen Gehilfen aber mußte der gelungene Streich in die Augen springen. Hans verstand den Sinn und schwieg, was ihm auch bei anderer Gelegenheit nicht schwer fiel; Michel jedoch, von der Ähnlichkeit der Figuren gepackt, war daran, harmlos eine Äußerung zu thun, welche in weiterem Kreise zu denken gegeben hätte. Ist sonach Hans wirklich so unbehilflich, als ihn seine Marie gescholten?

VI.

Meister Jörg schickte seine Leute voraus und wies ihnen diesen und jenen Punkt für ihr Studienbüchlein; er wollte auf dem Heimweg sich selbst überlassen sein.

Kaum waren die zwei den Klosterbühl hin-

ab, so klagte Michel: „Ihr habt mich schändlich gestoßen, Hans!“

„Daß du aber auch nicht schweigen konntest!“

„Dürfen denn die Leute nicht wissen, daß der Meister, völlig zum Verwundern, seine Frau und die Cenzi auswendig getroffen hat?“

„Es würde ein böses Gerede geben. Doch das verstehst du nicht.“

„So kläre mich auf; ich sag' und beicht' Euch alles.“

„Je nun, vielleicht ist's eh besser, wenn ich dich aufmerksam mache, als daß du schreist, wenn deine Nase daran stoßt. Die Frau Meisterin ist eifersüchtig.“

„Auf die Cenzi? Und deswegen hat sie neulich so gegreint?“

„Auf jedes weibliche Modell.“

„Das ist aber sonderbar. Wie soll's denn der Maler anders machen, und was ist denn dran?“

„So leicht ist's grad' nicht zu nehmen Michel.“

„Ihr habt wohl selbst schon nach dem Nackten gearbeitet?“

„Das will ich meinen; und so viel kann ich dir sagen: es gruselt einen ganz gewaltig, wenn man das erstemal so eine Dirn vor sich hat.“

„Ja warum denn?“

„Frag', warum es ein Jagdfieber giebt. Und das ist noch nichts dagegen.“

„Und wie habt denn Ihr's gemacht?“

„Ich, ich? Wie mit einer Medizin. Stell' dir vor, ſie ſchmecke ſüß wie der beſte Wein, und du habeſt Durſt; du darfſt aber nur einen Tropfen davon nehmen oder ſie wie ein Zauberglas, wie einen Edelſtein nur um und um anſehen. Nimmſt du mehr, ſo iſt es Gift; greifſt du zu, ſo verbrennſt du dich."

„Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Der Maler ſchafft doch nicht wie ein Kranker?"

„Aber aufs Sehen kommt's bei ihm an, aufs Sehen und auf ſonſt weiter nichts. Das merk' dir, Michel, und ich ſage dir's, weil ich's gut mit dir mein'!"

„Und das ſollte die Frau Meiſterin noch nicht wiſſen!"

„Die Weiber ſind Kinder mit ihrem Vorwitz, und der ſtellt ſich blind, wo er ſehen ſollt', und iſt vorlaut, wo er zu ſchweigen hätte. Doch jetzt laß' es genug ſein; halt lieber die Augen offen und den Stift bereit."

„Ich hab' Euch aber noch immer nicht recht verſtanden."

„So denk', daß, wer eine ſchöne Quelle zu malen hat, höchſt unklug daran thäte, wenn er ſie zuvor ausſchlürfen wollte ... Und da haben wir gleich ſolch einen Vorwurf."

Hans wies auf Trog und Röhrbrünnlein am bebuſchten Wegſaum, und der unermüdliche Frager mußte ſein Heft hervorholen. Daß er

eine Arbeit zugeteilt bekam, das war auch die beste Art, ihn zum Schweigen zu bringen.

Auf anderen Pfaden und mit gemischten Gefühlen wanderte der Meister seinem Heim zu. Sein Weib, die schlanke Hebe und die getröstete Ariadne, das sind die Gestalten, welche sich um den Vorrang streiten in seinem träumerischen Sinnen. Welchen Empfang hat er zu erwarten?

Frau Stasi ist mit sich ins Reine gekommen und hat Merkwürdiges vor, nachdem sie lange geschwankt und viel erwogen.

Erst schalt sie sich kindisch, daß sie ihren Zorn an unschuldigen Dingen des Hausrates, an Gegenständen, welche ihr wert und von nöten waren, hatte auslassen können. So darf und will sie sich nicht wieder vergessen, so nicht wieder vergreifen. Und könnte sie sein Liebstes zerschmettern, so wäre dies doch ein höchst unzulängliches Genüge für sie.

Strafen will sie ihren Mann, sich an ihm rächen, ihr Recht wahren; das schwebt ihr als Ziel und Zweck vor, aber der rechte Weg, das taugliche Mittel wollte sich nicht so bald finden lassen.

Daß aber ihr Mann leichtsinnig, daß er ihr untreu sei, und daß sie diese Wirtschaft nicht dulden dürfe, sagte sie sich immer wieder; das war die dunkle Kette ihres Gewebes, und nur der Einschlag wechselte. Nachts grübelte sie zumeist, auflösend, was sie bereits fest gewoben zu

haben glaubte. Nur daß sie selbst Unrecht habe, gestand sie sich niemals; denn eher weicht der leibhaftige Teufel von einer armen Seele als der Eigensinn von einem eifernden Weibe.

Warum hat er mich genommen, wenn er das Schandleben nicht lassen kann? Und daß er's leugnet, ist eine Feigheit, die ihn vollends verächtlich macht! So seufzte sie nicht selten auf, oder aber sie fragte sich: Wenn er mich denn doch liebte? Ja, sie will glauben, daß er auch sie liebt, doch pfui, diese bettelhafte Zuneigung, diesen geteilten Besitz verträgt sie nicht; er ist ihrer unwürdig.

Was ihr ziemt und was ihn am sichersten beschämt, ist, wenn sie sich kalt und spröde seiner Zärtlichkeit erwehrt, einer vornehmen Zurückhaltung sich befleißt und die gekränkte Frauenwürde hervorkehrt.

Diese Vorstellung schmeichelte sich so sehr bei Stasi ein, sie vertiefte sich dergestalt in dieselbe, daß innerhalb ihrer vier Wände sich förmlich ihre Wange bleichte, ihr Auge sich traurig senkte, ihr Gang, ihre Haltung etwas Gemessenes annahm, und daß sie als Märtyrin ihrer Ehre unter Thränen einschlief.

Und im Traume machte sie wohl eine endlose Leidenszeit durch; denn kaum erwacht, sprang sie auf und trat mit einer Duldermiene vor den Spiegel, als wollte sie gerührt sehen, wie weit

sie's schon gebracht habe in ihrer Entsagung und Selbstverleugnung.

Aber ein Blick ins ehrliche Glas genügte, sie hellauf lachen zu machen über das magdalenenhafte Zerrbild, das ihr daraus entgegenzuschweben schien.

Und die Augen dieses Gegenüber blitzen nicht minder selbstsicher und listig auf; über das Gesicht desselben fliegt ein tiefes Rot; das nachtdunkle Haar ringelt sich, als wollten Schlänglein draus werden; Busen und Schulter leuchten üppig, und dem halbgeöffneten Mund scheint ein schwelgerisches Ah zu entweichen.

So schaute Frau Stasi ihr untrügliches Konterfei, und nun wußte sie, was sie wollte; nun hatte sie einen Plan und war der Mittel sicher.

Ich bin schön, sagte sie sich, ich kann ihm viel, kann ihm alles sein. Wie thöricht, wenn ich ihn preisgeben wollte, weil ich seiner nicht sicher bin weil er meine Liebe nicht einmal noch recht kennt! Im Gegenteil, ich will ihn binden, will ihn ganz, will ihn so haben, daß er zusehen mag, was ihm übrig bleibt für andere!

Weiß Frau Stasi, daß diesem Entschlusse etwas Sirenenhaftes anklebt?

Weiß sie, daß das Gleichgewicht der Liebe, welches in einem beglückenden Geben und Nehmen des einen um des andern willen liegt, leicht zerrüttet werden kann; daß Liebe aufhört, Liebe

zu sein, wenn sie überlisten oder vergewaltigen will; daß berechnete Liebe frevelt?

Und wenn sie das weiß, woher dann ihr garstiger Vorsatz?

So ist schon manche junge Frau, von der alten Eva-Natur beraten, an ihrem ältlichen Gatten zur Sünderin geworden. So mag eine ängstliche Buhlerin verfahren ...

Es ist der leidenschaftliche Drang, welcher Stasi zu diesem bedenklichen Vorhaben verführt. Der Spiegel, welcher ihr den Liebreiz ihrer Gestalt zurückstrahlte, hat ihr nicht zugleich ihr verstörtes Inneres aufgehellt. Ihr Rechtssinn ist gereizt und steuert blind auf eine Genugthuung zu. Sie ist sich ihrer Macht bewußt, aber nicht auch des Umstandes, daß sie daran ist, dieselbe zu mißbrauchen. Sie geht von einem unbegründeten Verdachte aus und gerät infolgedessen auf einen Abweg.

Meister Jörg traute dem schönen Wetter, welches er zu Hause vorfand. Stasi war freundlich, aufmerksam, liebevoll, und er legte sich das aufs beste aus. Sie ist zur Einsicht gekommen, sie will die unliebsamen Auftritte vergessen machen, sich beargwöhnt mich und meinen Beruf nicht länger, sagt er sich. All das erkannt' er dankbar an und war seinerseits weit davon entfernt, ihr etwas nachzutragen oder das überstandene Zerwürfnis auch nur mit einem Worte zu berühren.

Artiges mit Artigem zu vergelten plaudert er launig von seiner Frühlingsfahrt, und wie ihm

der Gedanke dazu so plötzlich gekommen, von der kecken Wette, und wie er sich dieser wegen zu schanden gearbeitet, von den Mönchen, deren einige ein sattsam wunderliches Wesen hatten, vom bedächtigen Hans, von Michels kindlichem Mutwillen, und innerlich bereut er fast, sein Weib im Bilde bloßgestellt zu haben, so glimpflich und unauffällig es auch geschehen.

Einige Tage der Rast, der Erholung durft' er sich auch immerhin gönnen, und an der Seite der Gattin gewann er ihnen nicht wenig Reiz ab; gab sie sich doch völlig anders, als er gefürchtet hatte. Jetzt erst schien sie sich ganz als die Seine zu fühlen, das zeitweilige Fremdthun abgestreift, volles Vertrauen gewonnen und in der zärtlichen Hingebung auch ihre eigene Herzensfreude gefunden zu haben. Flitterwochen, wenn sie sich spät einstellen, läßt man sich doppelt willkommen sein. Schön ist die Knospe, schöner die aufgeblühte Rose, wenn auch weniger geheimnisvoll. Süß ist der Kuß der Braut, süßer der ungestümere des Weibes, bei dem man Jugend und Naturell mit in Anschlag zu bringen hat.

So dachte Jörg, so war er innerlich gestimmt.

Wahrlich, nicht um sein Glück auf die Probe zu stellen, sondern weil ihn der schon mehrmals und erst kürzlich wieder zurückgestellte Auftrag des Grafen Lamberg beunruhigte, wagte der Meister in traulicher Stunde die Andeutung, daß er nun wieder an die Staffelei treten müsse und bei dieser

heikeligen Aufgabe des Naturbehelfs kaum entbehren könne, auf welchen der Künstler nun einmal angewiesen sei.

„So laß die Cenzi kommen oder eine andere," lautete zu seiner nicht geringen Freude die Antwort, welche wie selbstverständlich klang.

Und der Mund, welcher so zustimmte, lächelte bezaubernd, allerdings von einem Seitenblicke begleitet, der denjenigen, den er streifte, stutzig gemacht haben würde, wenn er ihn bemerkt hätte. Es war der Blick der Sirene, welche mit ihrem Opfer spielt.

Jörg ist also glücklich, überglücklich, und nun es wieder ans Schaffen geht, verspricht er sich von diesem Hochgefühle nicht wenig. Aber Liebe und Arbeit gehen nicht selten getrennte Wege, und die nächste ist nicht immer auch eine gute Stunde. Der Meister däucht sich übernächtig und schreibt dies dem schweren Weine zu, den er die Zeit her als Schlaftrunk genommen; es war dies ein Klosterfäßchen. Er ist mit seiner Hand, seinem Auge unzufrieden und meint, das stamme noch von der letzten Freskowirtschaft. Er läßt wieder und wieder die schlanke Cenzi kommen, aber diese ist sicherlich nicht schuld, wenn das Werk nicht vorwärts will, oder wenn kein munteres Wort die Rast würzt.

Der Meister kennt diese zeitweilige Öde und hat Geduld. Doch die flotten Arbeitsstunden wollen nicht wiederkehren. Das fällt ihm auf: das ist ihm ein beunruhigendes Rätsel. Wo ist

die alte Schwungkraft hin? Er ist nicht krank, er fühlt sich nicht unwohl, er rüttelt sich auf, und dennoch lastet's wie ein lähmender Bann auf ihm. Vielleicht ist er der schon so oft vertagten Aufgabe überdrüssig geworden; er setzt die Hebe ab und nimmt die Ariadne vor, schickt die Cenzi heim und läßt die Färber-Resi holen, doch mit dem anderen Vorwurf, mit dem neuen Modell stellt sich keineswegs auch die gewohnte Weise, die frische Arbeitslust und das flinke Gelingen ein.

Das währt nun schon die ein' und andere Woche; und auf die Dauer verstimmt's den Meister; er wird nachdenklich.

Das merkt Hans längst und schweigt auf seine Weise.

Das merkt der kleine Michel und fragt: „Was er nur hat, unser Meister? Ist's vielleicht wieder wegen der Cenzi?"

Das merkt, wer sonst Jörgs festen Schritt und sicheres Wesen kannte.

Das merkt der Künstler endlich selbst auch; soweit ist er sich klar, daß er auf dem besten Wege sei, sich fremd zu werden.

Einmal soweit gekommen, fragt er sich ernster, forscht er gründlicher. Er ahnt die Wurzel des Mißbehagens, trägt aber Scheu, sie bloßzulegen. Ihn wandelt von Zeit zu Zeit ein leiser Verdacht an, doch ihn auszusprechen vermag er nicht; er errötet davor, daß er für denselben einen Namen finden könnte. Er ist geneigt, sich selber

einer Schwäche anzuklagen; doch soll er dieselbe sträflich finden, so muß er Arges denken oder sich blind schelten.

Nur ein Wesen in der Umgebung des Meisters scheint diese seine Veränderung nicht zu bemerken oder aber völlig unbedenklich, ganz natürlich zu finden. Das ist Stasi, des Meisters Gattin.

Sie ist die Unbefangenheit, der Frohmut selbst. Sie ist erfinderisch in Aufmerksamkeiten und heiteren Einfällen, um ihre Zufriedenheit zu bezeigen. Sie glättet mit kosender Hand dem Manne die Stirn, sie scherzt und lacht ihm jede üble Laune fort. Er soll nur Sonnenschein finden in ihrer Nähe. Sie blüht, mag er welken; aber daß er sich ja nicht bespiegele, nicht Zeit und Lust dazu finde! Er soll so dahinleben, bis sie den Ausreißer völlig zahm gemacht.

Wieder einmal will sich Jörg in sein Atelier verfügen und die guten Geister beschwören.

Noch unter der Thür drückt ihm Stasi einen Kuß auf die Wange; derselbe soll ihm die Arbeit gesegnen, deren schlechten Fortgang er sorgsam geheim gehalten zu haben meint.

Was zaudert der Meister; will er noch ein herzliches Wort zurückrufen? Hat er in der Wohnung etwas vergessen?

Er macht kehrt auf der Schwelle und begegnet aus dunklen Augen einen so überlegenen triumphierenden Blicke, daß er davor zurückprallt.

Aber schneller noch richtet er sich auf. Der

Höllenblitz hat ihm eine Leuchte aufgezündet, darin er furchbar klar sieht.

Aufs Weib eindringend, das sich hinter Stuhl und Tisch flüchtet, kreischt er:

„Kratz' dir die Augen aus, denn sie haben dich verraten! Circe, ich durchschaue deine schwarzen Künste. Aber noch bin ich Mannes genug, solche Netze zu zerreißen, solche Bande abzustreifen. Deine Frauenwürde hast du verwirkt für immer . . ."

Man rühmt vom Gewitter, daß es die Luft reinige; oft führt es aber auch grimmigen Frost herbei. Der Blitzstrahl, welcher trifft, tötet wohl nicht immer, aber von lähmender Wirkung ist er stets begleitet, und diese ist nicht so bald verwunden.

Der Tag verstrich ohne weitere Stürme.

Als es Schlafenszeit war, streckte sich Jörg auf die Bärenhaut in seinem Atelier.

Frau Stasi hatte Zeit, darüber nachzudenken, wie von einem selbstgefälligen Augenblick ihr schnöder Anschlag ausgegangen, und wie derselbe durch die gleichen Augen zu Schanden geworden.

Ja, was kann ein Blick nicht alles offenbaren, zumal für ein Künstlerauge!

Am nächsten Tage stellte Meister Jörg seiner Gattin die Wahl, entweder heimgeschickt zu werden oder sich in jenes Nebeneinander zu fügen, welches er ihr vorschreiben würde.

Beschämt und zerknirscht flehte sie um Duldung, und des geringeren Aufsehens wegen gestand ihr der Richter dieselbe schweigend zu.

VII.

Für den Künstler, der unter den Mißverständnissen der Gatten am meisten gelitten, kam bald Trost. Denn wenige Tage nach der eingetretenen Entfremdung schickte die alte Durchlaucht nach dem Meister.

Ein Kammerherr überbrachte die Botschaft; ein stattliches Zweigespann hielt vor der Künstlerklause.

Dieser Ruf und die mit demselben verbundene Auszeichnung ermutigte Jörg, richtete sein ganzes Wesen auf.

Er wußte, um was es sich handele, und schon der Gedanke, daß der Künstler und einzig der Künstler in ihm zu neuer Geltung und Bethätigung aufgerufen werde, beschwingte seine Lebensgeister, die da wußten, welche Richtung sie zu nehmen hatten.

Jörg kleidete sich sorgsam; seine Künstlerseele hatte heute einen Festtag. Darum wollt' er auch äußerlich den Kammermaler hervorkehren. Unwillkürlich richtete sich auch seine Gestalt mehr auf, blickte sein Auge zuversichtlich, und seine Mienen verrieten, daß sie sich auch in die große Welt zu finden wußten.

Staſi war noch zu ſehr verſchüchtert, als daß ſie ſich viel hätte bemerkbar machen können. Der feine Fremde und die zauberhafte Verwandlung ihres Gatten drängten ſie vollends in den Hintergrund. Und dieſen herrlichen, dieſen gefeierten Mann hätte ſie von ihrem Lächeln, ihrem berechneten Kuß, vom weichen Kreis ihrer Arme abhängig gemacht? Dieſe Verrechnung fiel ihr ſchwer aufs Herz, ſie fühlte ſich klein.

Sie verwunderte ſich auch nicht, daß der Gatte ihr kaum ſein feierliches Geſicht zukehrte, daß er für ſie nur eine grüßende Handbewegung hatte, als er in den Wagen ſtieg.

Sie zog ſich raſch zurück, und ihren gefährlichen Augen entſtrömten diesmal aufrichtige Reuethränen.

Der Wagen aber rollte der Stadt zu, raſſelte durch das Burgthor, flog die ſteile Plattnergaſſe hinab, überquerte den Hauptplatz, verließ durchs Flußthor wieder das Weichbild der Stadt, enteilte über die große Brücke, um nach einer Weile in die lange Schattenhalle, welche zum neuen Schloſſe führte, einzulenken. Man kannte Wappen und Farben des Gefährtes, man kannte und grüßte den Meiſter. Und dieſer Gruß beſagte, daß man ihm Ehre und Auszeichnung gönne. So konnte er auch ſchon mit einigem Stolze den fürſtlichen Bau betreten.

Die Durchlaucht, ſein Gönner, erwartete ihn im neuen Saale.

Der alte Herr hat einen Krückstock zum Gefährten und hält den feinen Kopf kaum merklich gesenkt, indem er langsam auf und nieder schreitet. Nicht seine Gestalt kann auffallen, wohl aber die Würde der Erscheinung, die sich als etwas Unzertrennliches, Selbstverständliches giebt. Er ist in Gedanken, aber diese schatten sich an seinen Mienen nicht grämlich oder lebensmatt ab. Das graue Auge insbesondere bekundet noch ungebrochene Unternehmungslust und Schauensfreude. Unter dem olympischen Gelock der Perrücke erscheint das Gesicht kleiner und bleicher, als es ist. Die Nase ist schmäler und feiner geworden. Schmal ist auch der Mund, sowie frei von geschwätzigen Runzeln; aber das Kinn bezeugt Willenskraft. An den Schläfen und Backenknochen vornehmlich tritt die Bildung des Hauptes als zartes Gehäuse zu Tage. Die Wangen eingesunken, scheinen das Oval nach unten zu verlängern, und was von der Glätte und Farbe des Antlitzes Kunst ist, fällt nicht auf.

„Willkommen, lieber Kranzhofer!“ begann der Fürst, den Eintretenden begrüßend. Die Stimme hatte noch Klang, und die knappe Ausdrucksweise kennzeichnet den früheren Befehlshaber. „Seht Euch um, was alles Eures Könnens und Fleißes harrt; Architekt und Bildhauer haben ihr Möglichstes gethan. Jetzt kommt Ihr an die Reihe, und von Euch versprech ich mir das Beste.“

„Wenn Kraft und Erfindung auslangen.

Aber, durchlauchtigſter Herr, ich glaube mich ſchon auf der Altenburg ausgegeben zu haben, und damals bin ich doch den italieniſchen Eindrücken noch um ſo viel näher geſtanden."

„Mißtraut Euch nicht. Gönnt meinem Alter noch eine lichte Augenweide. Wir haben große Zeiten durchgemacht und Erfreuliches erlebt. Das ſollen wir dankbar beglaubigen, und deswegen liegt mir daran, daß aus dieſem Heldenſaale was Rechtes werde. Ihr kennt den Plan — habt doch Ihr mir dazu den Einſchlag gegeben. Beginnt mit der Friedensglorie an der Decke."

„Mit dem ſchwerſten Teile, Durchlaucht?"

„Eben deswegen. Ich kann nicht mehr lange warten."

„Aber, fürſtliche Gnaden!"

„Ich verſtehe, lieber Meiſter! Eine kleine Weile mag's noch angehen; wer an einem regen Kriegsleben teilnimmt, verbraucht ſich entweder bald oder aber härtet ſich für etliche Jahre über die Rüſtigkeit hinaus. Wenn mein Sohn, der jetzt da und dort in der Welt ſeine Aufwartung macht, zurückkehrt, ſoll er nichts Halbgethanes vorfinden. Auch deshalb dräng' ich. Geht alſo daran! Es ſoll ein würdiges Seitenſtück zu Eurer heiligen Cäcilia werden."

„Ach, die beſcheidene Altenburg und dieſer Prachtbau. . . ."

„Ihr habt Recht; ich hätte den alten Kaſten längſt gern einreißen laſſen, aber des Bildes

wegen schont man auch des Rahmens. Das mag sich Eure Cäcilia zur Ehre anrechnen. Versprecht Ihr Euch von diesem Schloß eine weniger bleibende Städte für Eure Kunst?"

„Im Gegenteil, der Reichtum, die Pracht beängstigt mich, hinter welcher ich nicht zurückbleiben soll. Ich habe vorwiegend arme Heilige gemalt und darüber vergessen, wie die Welt lacht. Wo find ich so bald die schönen Vorbilder, die geeigneten Modelle auf?"

„Ich weiß Rat und hab' einigermaßen vorgedacht," erwiderte die Durchlaucht mit feinem Lächeln. „In der Stadt gastieren noch die Italiener; sie haben ein nettes Balletkorps — allerdings mehr schöne Natur als Kunst; doch gerade auf die erstere kommt's Euch an, und die letztere besitzt Ihr selbst. Ich nehme die Gesellschaft für den Sommer zu mir heraus. . . ."

Das versprach eine Modellwirtschaft im großen, und große Augen machte darüber Meister Jörg. Er bevölkerte bereits im Geiste seine Friedensglorie; er schwelgte in der Vorstellung von schlanken, schmeidigen Formen, lichten und dunklen Inkarnaten, feinen und schneidigen Rassengesichtern; er vergaß auf diese überraschende Eröffnung, auf diese fürstliche Zusage zu erwidern.

Auf eine freudige Zustimmung schien die Durchlaucht auch gar nicht zu rechnen; sie fuhr ruhig fort: „Und Ihr, Meister, seid verheiratet, habt Gehilfen . . . Euch räum' ich das Garten-

stöckel ein, wirtschaftet darin nach Behagen. Braucht's vorläufig noch mehr?"

„Durchlaucht, wer ein solcher Vorbereitungen würdiges Werk schaffen sollte, müßte ein Tizian, ein Veroneſe, ein Guido sein!"

„Spaßt nicht, lieber Kranzhofer! Ihr überbietet leicht, was ich dazu thun kann. Kommt bald heraus und laßt lieber andere warten. Ich bin Eure älteſte Kundschaft."

So verabschiedete der Fürſt den Künſtler, und dieſer verließ das Schloß freudetrunken. Er wäre am liebſten in die Schatten des Parks, in den dichten Wald gerannt, um die Aufregung zu bergen, die Pulſe zu kühlen und eines geradezu bacchantiſchen Getümmels von Bildern und Farben Herr zu werden. Zum Glück war er auf der Rückfahrt allein, und ſo ordneten ſich gemach auch ſeine Gedanken. Als er ſeines kleinen Häuschens anſichtig wurde, war ihm ſogar plötzlich, als ſtreiche ein ſengender Reif über ſeine Hochgefühle. Und das, was den glücklichen Künſtler ſeufzen macht, iſt ſein häusliches Unbehagen und heißt mit Namen Staſi.

Die Italiener fühlten ſich in Schloß und Park bald heimiſch. Sie trieben's da ſo bunt und frohſam, als hätten ſie keinen Wind oder Wink zu befürchten, wie ſolcher ſie ſchon im nächſten Augenblicke hinwegfegen konnte. Da ihr Mutwille Jugend, ihr Sinn Sorgloſigkeit, ihr Eigennutz meiſt Daſeinsfreude war, ließ man

sie nicht ungern gewähren. Sie schienen mehr auf Wetters- als Herrengunst zu achten, und den blauen Himmel, Wiesengrün und Waldesschatten durften sie in der That als ihnen geschenkt betrachten.

Die Prima Ballerina hieß Giannina; sie waltete wie Diana unter ihrer Schar. Ihre Schwester Marietta war ein stilleres Kind; mit ihren großen schönen Augen konnte sie stundenlang ruhig in die Welt oder in sich stieren; kam aber die Lustigkeit über sie, dann war sie die behendeste unter allen und klang ihre Stimme noch einmal so hell. Ihre Formen waren noch zart; ihren Bewegungen war eine herbe Grazie eigen.

Teresa dagegen neigte schon einigermaßen zur Üppigkeit; wenn sie tollte, konnte man an eine rasende Bacchantin denken.

Die dunkle Rosaura schonte sich; das Spiel mußte einen besonderen Reiz darbieten, wenn es sie gelüsten sollte, mitzuthun; dann aber brachte sie Schwung, einen fast feierlichen Rhythmus in dasselbe. Ernstere mimische Aufgaben waren ihr das Liebste.

Andere Mädchen gaben das Füllsel ab; es waren ihrer Gestalt nach einige darunter, die ganz gut Knaben oder junge Bursche darstellen konnten. Von den beiden Alten ging der einen das Herz auf, wenn sie das Tambourin zum Reigen schlug, während die andere grämlich drein-

sah, was zur Folge hatte, daß sie umsomehr geneckt wurde; unangefochten darf sich ja die Eule nicht unter dem Taggevögel blicken lassen.

Der Haupttänzer war des Impresario Sohn Beppo; er war gut gewachsen, eine jugendliche Heldenfigur, aber ohne Heldenseele. Das Stramme mußte von außen in ihn fahren, wenn er's zum Ausdruck bringen sollte. Sein jüngerer Bruder hatte sich mehr in der Gewalt; er schnellte seinen Körper wie eine Feder, war aber roh, und als ihn der Parkaufseher überraschte, da er eben Eidechsen spießte und den Singvögeln nachstellte, setzt' es Ohrfeigen ab.

Der Impresario war glatzköpfig, hatte zwikernde Augen, einen allzeit lächelnden Mund und war die Geschwätzigkeit selbst. Das Geschäft mocht' er verstehen und die Zucht hielt er leidlich aufrecht, was ihm, wie er behauptete, nur der Umstand ermöglichte, daß starke Familienbande die Gesellschaft zusammenfaßten. Diese Verwandtschaftsgrade näher zu prüfen, nahm sich niemand die Mühe.

Das waren die Leutchen, welche des Fürsten Gastfreundschaft genossen und dem Kammermaler desselben zu Diensten stehen sollten.

An regnerischen Tagen mußten sie übrigens auch „spielen", und das Haustheater bot hinreichenden Raum dazu. Auch hatten sie Grund, sich zusammenzunehmen, denn nicht selten erschien der Fürst mit geladenen Gästen im Zuschauer-

raum, von den Beamten, von der zahlreichen Dienerschaft der Durchlaucht ganz abgesehen. Doch vielleicht waren gerade die hintersten Sitzreihen die strengsten Richter; denn großer Herren Diener sind anspruchsvoll.

Gute Leistungen aber setzen Übungen voraus, und mit diesen rückten die Italiener, dieweil ihnen nun einmal ein so unvergleichlicher Tummelplatz zu Gebote stand, am liebsten ins Freie, auf die grünen Wiesen, zwischen die schönen Baumgruppen als natürlichen Coulissen, in die frische Luft, in den goldenen Sonnenschein. Die Alte schlug die Schellentrommel, der Glatzkopf patschte den Takt oder fuchtelte ihn mit seinen dürren Armen in den Wind, und die jungen, schmeidigen Glieder regten sich, im Einzeltanz oder sich gegesellend, sich verschlingend zu einem lieblichen Reigen.

Daß da Meister Jörg und seine Gesellen mit ihren Skizzenbüchern herbeieilten, begreift sich. Manch schöner Pas, manch artige Wendung, manche wertvolle Pose ließ sich erspähen, und die freundlichen Geschöpfe ließen sich auch gar nicht irremachen, thaten nicht scheu, sondern wiederholten auf ein gegebenes Zeichen gerne das eine und andere. Was Wunder, wenn also von den dreien der eine sitzend, der andere knieend, der dritte liegend im Gras seinen Stift mittanzen ließ?

Und fast noch mehr Anregungen als diese Schulübungen boten den Künstlern die freien

Spiele der italienischen Banda: ihr Laufen und Haschen mit den jähen Bewegungen, ihr Suchen mit dem Lauernden und Lauschigen in Blick und Haltung, ihr Ballspiel, welches die Beine stemmte, die Arme in Schwung versetzte und das Auge scharf zuzusehen nötigte. Und nicht nur Licht und Schatten des Tages, auch die Mondnacht wurde ausgenützt. Bunter als sonst angethan, zog man auf die schimmernden Flächen, durch warmen, gespenstigen Schatten schreitend, und ein phantastischer Tanz warf jähe, grellblitzende Lichter in den ruhigen Silberschein.

Manchmal kam, wenn sich das junge Volk belustigte, auch der Fürst für einen Augenblick heran und nickte.

Bei solcher Gelegenheit bemerkte Meister Jörg einmal, von seiner Arbeit aufblickend, und auf den Reigen weisend: „Glücklich ist doch nur die Jugend, Durchlaucht."

„Wenn sie's selber wüßte, oder auch nur ahnte, dann bliebe dem Alter kein anderer Trost, als sich beizeiten aufzuhenken," antwortete der Gestrenge und schritt gedanklich weiter.

VIII.

Bald stand sich mit den fremden Gästen niemand besser als der muntere Michel.

Er hatte ihr Treiben erst groß bestaunt, aber in der nächsten Stunde wieder fühlte er sich von

demſelben angezogen. Und dieſe Anziehung war wechſelſeitig; auch die italieniſchen Mädchen hatten gleich anfangs mit Wohlgefallen nach dem deutſchen Knaben ausgeblickt. Als er mutig in ihre Reihe ſprang, obwohl er ihres Geſchnatters kein Wort verſtand, gab's ein einhelliges: „Bravo, ragazzo!“ und die eine beguckte ihn ſo lebhaft als die andere, und jede wollte ihn auf ihre Seite herüberziehen, und lobte ihn dieſe mehr, ſo lockte ihn jene deutlicher. Natürlich wollte ihn jede flugs italieniſch lehren, und das eifrige Zuſammwirken aller ergab ein ſinnverwirrendes Durcheinander.

Michel hielt ruhig Stand; nicht um ihr Gerede, ſondern um ihre Spiele war es ihm zu thun, und dieſe erfaßt er raſch, in dieſen trifft er's zum Verwundern. Er iſt mit ſeinen neuen Kameradinnen zufrieden und dieſe mit ihm. Er hat freie Zeit, und bei ihnen hat der Feierabend zwölf ſonnenhelle Stunden. Dieſes Leben könnt' ihm gefallen, und faſt verlernt er ſchon, ſeinen Meiſter zu beneiden, der denn doch nur Mühe und Arbeit hat.

Aber mit dieſer luſtigen Freundſchaft kam's ebenſo plötzlich zum Bruch, als ſie begonnen hatte.

Es war ein ſchwüler Nachmittag. Der dichtere Schatten wurde den Wieſen, die Ruhe dem Hüpfen und Springen vorgezogen. Nur die lebendigen Quellen atmeten Friſche; ſie lagen tiefer im Wald; denn vorne im Park waren ſie zu ſpiegelnden Becken und ſchleichenden Bächlein geworden. Weil

der trübe Himmel sich in ihnen beschaute, schienen sie ihre eigene Klarheit verloren zu haben.

Kein helles Lachen unterbrach das Schweigen der Landschaft; was an Hauch zu verspüren war, glich einem schweren, bangen Atmen. Wie das Blätterrauschen und Wipfelschwanken aufgehört hatte, war auch der Vogelsang verstummt, und wenn so die ganze Natur schlief, war ihr Träumen eher sommerlich-üppig als lenzhaft-magdlich.

Um solche Zeit beschleicht der Faun die schlummernde Nymphe.

Die Kinder des Südens hatten sich in die dunkleren Gründe zurückgezogen. Sie lagerten da einzeln oder zu zweien und mehreren. Sie hielten die heimatliche Siesta, aber nicht auf heißem Sand, auf hartem Gestein, sondern im Grünen auf deutschem Waldboden. Längst haben sie ihn schätzen gelernt; sie preisen seine gastliche Hut; in seinem Schoße ruht sich's weich und sicher.

Wenn die Maler mit Stift und Blatt die Runde gemacht hätten, würde ihnen manch idyllisches Motiv friedlicher Ruhe, lässigen Behagens, bukolischen Genügens aufgestoßen sein; aber sie waren nicht recht aufgeräumt. Ihre Hand ist ungelenk; es flimmert ihnen vor den Augen, es schläfert sie im Gehirn.

Nur der kleine Michel ist mit den Fremdlingen ausgezogen; weilt er bei der ernsten Rosaura oder bei der traumäugigen Marietta? Hat ihn

die schlanke Giannina in ihre Nähe gezogen, oder nickt ihm schlafbefangen die gutmütige Alte zu?

Den boshaften Altersgenossen flieht er, und der große Kerl ist ihm zu träg.

Wenn's seinen Freundinnen mit den Lehrstunden Ernst ist, so können sie ihm heute manch ein wohllautendes Wort, manch artige Redeweise beibringen; ist er doch gelehrig, und es ist ihm schon längst nicht recht, daß sie ihn so selten verstehen, ihm so wenig gehorchen . . .

Was giebt's, was soll das? Tief aus dem Wald hervor kam's, und wenn er so duselt, der Wald, wird er selber leicht aufgeschreckt und ist ein guter Schallverbreiter.

Ein zorniger Aufschrei des deutschen Michels war's. Er kommt auch schon mit roten Backen, roter Stirn hervorgerannt und ist froh, auf den langweiligen guten Hans zu stoßen.

„Was hast denn, Michel? Es ist doch kein Stier hinter dir her . . ."

„Ich mag nicht mehr umgehen mit den Welschen."

„Es hat dir's auch niemand geschafft."

„Ihr habt leicht spotten."

„Nun, was wird's denn auch sein?"

„Ich lass' mich nicht wie eine Docke auseinandernehmen, nicht wie ein geschossenes Wild zerlegen!"

Grimmig stieß es der Knabe hervor, blickte aber zugleich offen zum langen Freund auf.

Der sann eine Weile nach und schwieg.

„Nun, was sagt denn Ihr dazu?“ drängte der Kleine.

„Ich hätte dir längst sagen können, daß sie ihre Unarten haben, diese Zigeuner! . . .“ erwiderte der Bedächtige endlich.

„Die Marietta nicht, und die Große nicht, und die Rosalia auch nicht.“

„Dann kehr' nur gleich zu ihnen zurück.“

„Ihr laßt mich aber auch gar nie Recht haben.“

„Bist denn vielleicht fleißig gewesen? Zeig' mir deine Arbeiten, und wenn sie gut sind, will ich sie loben.“

Das brachte den aufgeregten Jungen zur Besinnung; er schlich ins Haus wie ein Schüler, dem man sagt, daß das Buch auf ihn warte.

Hans blickte ihm freundlich nach und murmelte: „Es ist ohnehin besser, daß er nicht Lehrgeld hat zahlen müssen.“

Auf italienischer Seite aber gab's eine arge Verlegenheit.

Man zischelte, stichelte, spottete und bedauerte, indem man die Köpfe zusammensteckte, und alle diese Äußerungen betrafen die weißarmige Bacchantin, die tolle Teresa.

Man mochte ein unglückliches Straucheln, einen spitzen Stein, einen vordringlichen Dorn, einen dürren Ast vorschützen: es half alles nichts.

Der Schaden trat offen und unverkennbar zu Tage: die Signora hatte einen Biß in die Wange.

Welches böse Tier des Waldes konnte man dieses Frevels zeihen, eine giftige Schlange? Dann ist das Opfer verloren, unrettbar verloren, und dagegen sträubt sich die Schöne nicht wenig

Lieber rate man auf ein tückisches Eichhorn, auf Iltis oder Wiesel, oder gar auf den genäschigen Meister Lampe als Thäter. Seit wann aber fallen diese niedlichen Geschöpfe den Menschen an?

Ach ja, daß es ein mutiger Löwe, ein hungriger Tiger gewesen wäre! Doch diese schönen Bestien kommen in der hiesigen Gegend nicht vor, und sie hätten von der Holden wahrlich kein Stückchen übrig gelassen.

Die Katze kratzt eher, als daß sie beißt; die Jagdhunde können von Koppel und Leine nicht los. Wer kann's gethan haben? Einzig nur der Bär, ein deutscher Bär, ein junger deutscher Bär. Das ist noch das Wahrscheinlichste, und ein junges zartes Gebiß ist's unstreitig, was an der Signora runder Wange seine grausame Spur zurückgelassen.

Also ein Bär ist es gewesen; und dafür spricht auch der Umstand, daß der Bär für einen Honigschlecker gilt.

So bekam der erlittene Überfall denn doch noch ein anständiges, fast heroisches Gesicht; denn es ist nicht unrühmlich, sich eines jungen leckeren Bären gewehrt zu haben, sollte das auch nicht ohne einige Tropfen heißen Blutes abgegangen sein.

Dafür ist eine kühlende Quelle zur Hand gewesen, so daß die Wunde nicht Gefahr läuft, brandig zu werden.

Schlimm ist nur, daß die Dame mit dem Wangenbiß heute auftreten muß; es wird gespielt, denn es gewittert und regnet, so daß die vorausgegangene Schwüle völlig gerechtfertigt erscheint.

Wie die räthselhafte Verletzung bergen? Die Schminke allein vermag's nicht. Auch Mouches müssen herhalten, und es gilt dieselben schlau zu verteilen.

Sollte das Publikum gleichwohl dahinter etwas Ungewöhnliches vermuten und lachen — ei, so geschieht es halt, weil es sich keinen Bären will aufbinden lassen.

Unglücklich auf der schönen weiten Siedelung fühlt sich Frau Stasi, sie allein oder sie doch zumeist. Sie ist ihrem Mann ungern hierher gefolgt, aber konnte sie zurückbleiben? Der unselige schwarze Verdacht erlaubt es ihr nicht. Sie ist mit ihm übel gefahren, aber aufgegeben hat sie ihn keineswegs. Er darf sich nicht zeigen, aber heimlich wuchert er weiter. Herrisch zurecht gewiesen, schweigt er zwar, doch grollend und in den Tiefen wühlend, weiß er sein Opfer allein, kann's unbelauscht geschehen, so bricht er empor und tobt sich aus. Er ist hungrig und findet täglich neue Nahrung; argusäugig gewahrt er bedenkliche Anzeichen, wo keine sind, und erfinderisch

hält er für wahr, was er sich aus den Fingern gesogen.

Die arme Frau kann im herrschaftlichen Stöckel schalten und walten, wie's ihr gefällt; aber Bequemlichkeit und Pracht vermag sie nicht zu trösten, sie findet sich nicht darein; nicht einmal geschenkt möchte sie ihn haben, den ganzen Plunder.

Sie ist dieselbe nicht mehr, die ihr Häuschen weit drüben, ihr Gärtchen so gern und sorgsam bestellt hat — freilich nur, so lang' es noch keine Cenzi gab zu ihrem Ärgernis und zu des Mannes Verderb!

Den Park hat sie um seines Würzhauchs, seiner Frische willen oder wegen des Licht- und Schattenspiels kaum einmal betreten. Wenn sie sich je hinausstahl, so geschah es, um ihrem Gatten nachzuschleichen und zu sehen, was er den an den Narreteien des fremden frechen Volkes finde. Nun ja, um einen schicklichen Vorwand zu haben, schleppt er das große Skizzenbuch mit sich und kritzelt hier und da ein paar Striche hinein; aber was das hochflatternde Gewand der willigen Dirnen zur Schau bietet, ist seine Augenweide; nach dem vorblinkenden Busen, nach nackten Armen und Schultern späht er lüstern. Wie man doch als gesetzter Mann, die ergrauenden Haare schändend, sich so vergessen, so wegwerfen kann!

Ein einziger solcher Anblick, und der Verdacht

der Grüblerin hat sich für einen ganzen Tag wieder vollgesogen.

Die schönen Fremden, voran die schlanke Diana, die ernste Rosaura und Mariette, das träumende Kind, für welche drei Grazien doch selbst der gewitzigste brave Mich eleinsteht, hätten die stolze Meisterin gern in ihren heiteren Kreis gezogen; dieselbe ist ja jung und hübsch und muß Freude am Leben haben. So dachten sie, die sich bewußt waren, daß ihre angelnde Blicke eine Macht besaßen. Aber schon im nächsten Augenblicke bemerkten sie ein seltsam verstörtes Wesen, einen Wetterumschlag an dieser Deutschen, so daß sie gern von weiterer Bewerbung abstanden.

Stasi hinwieder hatte für die braunen Kostgänger des Fürsten nur Blicke der Verachtung; für sie waren sie insgesamt ein flatteriges Gelichter, von dessen Aufführung man nicht Arges genug denken könne. Sie verdächtigte das Alter und den Geschmack der Durchlaucht kaum weniger als den Verkehr ihres Mannes mit diesen Leuten und daß beide trotz des Unterschiedes an Jahren, wonach Jörg des greisen Fürsten Sohn hätte sein können, unter einer Decke spielten, bezweifelte sie nicht länger.

Warum auch hätte sonst der Schloßherr just neben seiner Wohnung einen Saal zum Atelier bestimmt? Warum verschließt sich dasselbe sofort immer, sobald eines der niedlichen Dirnchen hin-

eingeschlüpft? Sie werden einzeln vorgenommen — es ist ohnehin schicklicher, und der Zeitvertreib dauert um das länger! Und warum darf die Gattin dem Manne während dieser geheimnisvollen Sitzungen nicht mit einer Frage, selbst mit einer dringenden Angelegenheit nicht kommen oder ihm eine Erfrischung bringen? Überall nichts als Geheimthuerei, und da glaube man noch, daß es mit rechten Dingen zugehe!

Stasi war wenig darnach angethan, stumm zu dulden, still zu ertragen. Am liebsten wäre sie auch hier wetternd dreingefahren, sobald sie Unfug witterte. Aber sie hatte sich schon einmal verrannt, und das machte sie vorsichtiger. Auch war sie hier zu Gast; sie durfte das fürstliche Schloß, das herrschaftliche Stöckel nicht wohl mit ihren Launen erfüllen, nicht mit ihrem Willen durchgellen. Ach, daß sie dieses lähmenden Zwanges ledig wäre! Auch hält sie des Mannes gemessener Ernst und festes Beharren in Bann und Schranken. Ja, dieses frostige Nebeneinander quält, verwirrt und entwaffnet sie mehr als alles andere.

Wie lange soll das noch so fortgehen? fragt sie sich ängstlich. Sie selbst wäre längst zur Nachgiebigkeit geneigt, und an Jörgs dauernden Groll kann, will sie nicht glauben. Geduld, ich werde ihn wieder herumkriegen — so schmeichelt sie sich. Geduld, er wird's aufs neue auftauen, so hofft sie. Und das Schrecklichste: daß sie ihn

liebt, ihn noch mehr als zuvor lieben könnte, gewahrt sie, während er sie hartnäckig vernachlässigt. O, jetzt wäre sie schon für eine kleine Aufmerksamkeit, für ein tröstendes Wort, für ein versöhnliches Anzeichen dankbar! Sie muß ihn anerkennen, verehren, bewundern trotz seiner rätselhaften Schwächen. Sie möcht' ihn anbeten, wenn er nur ein bißchen anders wäre, ihr gegenüber anders wäre. Und wenn er doch nur aufrichtig wäre, wenn er einbekennte, was so hell zu Tage liegt, und offen ihre Nachsicht in Anspruch nähme: wie gerne wollte sie ihm verzeihen, ihn trösten; um wie viel lieber ihn bemitleiden als verachten!

So die milderen Regungen, die sanfteren Stimmungen der unglücklichen Frau. Ja, sie kann weich werden und in Thränen zerfließen. Aber das Tauwetter hält nicht an; wieder gewinnen Frost und Trotz die Überhand, und sofort ist ihr um Gewißheit zu thun, so schrecklich, so vernichtend sie auch ausfallen möge. Sie schilt sich feig, indem sie so lange schon den Zweifel ertragen. Sie will den schuldigen Mann betreten, entlarven und demütigen, sollte darüber auch ihr eigenes Glück in Trümmer gehen. Und es muß sich eine Gelegenheit finden, hinter seinen Verrat, hinter seine Schliche, hinter diese verdammte Modellwirtschaft zu kommen!

Auch in der jüngsten Nacht, die, wie so viele andere, schlaflos geblieben, ist Frau Stasi zu

diesem Entschlusse gekommen, hat sie sich zu dieser Entschiedenheit aufgestachelt. Nun merkt sie mit dem scharfen Auge, das sie auf ihres Gatten Thun und Treiben gerichtet hält, daß sich für heute etwas ganz besonderes vorbereite. Meister Jörg schreitet ungeduldig auf und nieder, mit seinen Gedanken wohl schon wo anders als in seiner Wohnung in der Nähe seines Weibes, bei dem noch gedeckten Frühstückstische. Er reibt sich die Hände, wie's seine Art ist, wenn er sich auf ein Unternehmen freut und sich des dazu gehörigen Mutes versichern will. Er prüft wieder und wieder die Schräge des einfallenden Sonnenstrahles, und jetzt hat er auch schon die Thür hinter sich und schreitet durch den Garten aufs Schloß zu. Und wohin er sich weiter verliert, das weiß Stasi nur zu gut.

Eine kleine Weile vergeht, und die Späherin wird der waltenden Diana unter den Fremden, wird der schlanken Giannina ansichtig. Dieselbe kommt wohl schon von einer kurzen, frischen Morgenwanderung zurück; sie hält sich in ein Umhängtuch geschmiegt und scheint im Übrigen seltsam bunt angethan zu sein. Sie schlägt den Weg ein, den eben erst Meister Jörg zurückgelegt, und durch dasselbe Seitenthor wie er betritt auch sie das Schloß.

Also heute kommt sie daran, bemerkt Frau Stasi bitter für sich hin; sie, die schönste und Eingebildeste von allen! Heut geht's wohl noch

feiner und luſtiger als ſonſt zu, und man vergewiſſert ſich innen zweimal, daß der Riegel gut vorgeſchoben. Die Schöne hat aber eine klare Stimme und kann ihr Kichern, ihr Lachen nicht unterdrücken. Am Ende hör' ich genug für meinen Teil, wenn auch die Thür zu iſt. Ich will's verſuchen, und das gleich, und wenn's mir zu toll dünkt, renn' ich die Thür ein. Es iſt mir ſchon alles eins, wie's ausgeht!

IX.

So Staſi; und von ſich werfend, was nur als Morgenanzug gerechtfertigt war, rüſtet ſie ſich ſo ſchnell als möglich zum Ausgehen. Noch einen Blick in den Spiegel, der nicht unzufrieden ſcheint, und ſchon durchſchreitet ſie den Garten, haſtig, immer haſtiger, aufs Thor zu, durch welches die beiden Tauben ihren Einzug gehalten. Jetzt iſt wohl ſchon das Neſt warm!

„Gemach, ſchönes Kind; renn' Sie einen alten Mann nicht über'n Haufen!"

Der Fürſt iſt's, der mit dieſen Worten der zum Thor Hereinſtürmenden wehrt, unwillkürlich den Krückſtock erhebend und ſich an die Wand drückend.

„Ich bitt' tauſendmal um Verzeihung, fürſtliche Gnaden!" ſtottert die Überraſchte; ſie hätte in den Erdboden verſinken mögen; ſie wollte Kehrt machen.

„Ei, sieh' da, die Kranzhoferin, unseres Meisters schönere Ehehälfte — nicht?" fuhr die Durchlaucht fort, sich weidend an der Verlegenheit des jungen Weibes.

„Die Kranzhoferin, ja, gnädigster Herr!"

„Und was hat Sie denn so eilig?"

„Ich möchte meinem Mann etwas sagen; etwas zu hinterbringen hätt' ich ihm."

„Ja, weiß Sie denn nicht, daß er heute eine schwierige Sitzung hat und nicht gestört werden darf?"

„Das wohl, Dnrchlaucht; aber ich hätte gedacht, keine Fremde könne dem Weibe den Zutritt verwehren zu ihrem Manne?"

„Wie spitz das klingt; Sie ist wohl gar ein bißchen eifersüchtig?"

„Und hätte unsereins nicht Grund dazu ..." Das wollte launig vorgebracht sein; es ließ sich aber bitterer Ernst mitvernehmen.

„Hm, hm" meinte der Fürst; „Sie hat doch schon gesehen, wie Ihr Mann Fremde empfängt; wie und wozu der Maler Modelle braucht?"

„Zu Gnaden, Durchlaucht; wenn ich mich mitten zwischen sie setzte, könnten die Zwei allerdings nicht zusammenrücken."

Die alte Durchlaucht wurde nachdenklich, und ernster als sein bisheriger Ton war, sagte er: „Liebe Frau, Sie ist krank, entschieden krank; Sie verkennt Ihren eigenen Zauber — unmöglich kann einem Künstler solch ein Weibchen für ein Modell

feil sein! Aber Sie hätte keinen Künstler heiraten sollen, oder ich muß meinen braven Kranzhofer bedauern."

Das war Mitleid und Tadel in Einem. Frau Stasi fühlte den doppelten Stachel schmerzlich. Sie stand verwirrt; tiefe Röte überzog ihr Angesicht, und in die Augen traten ihr Thränen. Sie hätte aufbrausen mögen; aber die Erscheinung des Fürsten flößte ihr Scheu ein — er war so gar nicht der leichtfertige alte Herr, als welchen sie sich ihn gedacht hatte. Was blieb ihr übrig, als beschämt abzuziehen; die kochende Seele konnte nicht früher als in ihrem einsamen Gemach sich austoben.

Aber die alte Durchlaucht wollte die Gekränkte nicht ungetröstet entlassen. Ihn dauert ihr Anblick. Und wie er so sann, kam ihm ein Einfall, den er auch schon ins Werk zu setzen sich beeilt. „Laß' Sie nicht so das Köpfchen hängen, junge Frau," sagt' er; „selbst das bißchen Eigensinn möcht' ich an ihr nicht missen. Ich bin ihr gut um unseres Meisters willen. Komme Sie mit — Sie soll selbst sehen, wie's um den Ernst künstlerischer Arbeit bestellt ist."

Das war beschwichtigend gesprochen; so richtet man ein verzagtes Kind wieder auf. Der alte Herr ging voraus; er stieg zu den Gemächern hinan, die er eben erst verlassen. Frau Stasi folgte bangend, erwartungsvoll. Sie wußte nicht was der Fürst vorhatte, und zu fragen fehlte ihr

der Mut. Eine seltsame Ahnung beschlich sie, doch sie konnte nichts rechtes daraus ballen. Für die Herrlichkeit, die sich ihr mit den fürstlichen Zimmern aufthat, hatte sie kein Auge. Ihre Aufregung wuchs, so daß ihr die Kniee zu zittern begannen. Sie folgte ungern, aber doch unwiderstehlich fortgezogen. Ihr war, als bestiege sie einen Turm, von dem sie sich hinunterstürzen müsse.

In sein Arbeitskabinett gelangt, ließ sich der alte Herr für einen Augenblick auf den Stuhl vor dem Schreibtische nieder. Er war selbst so leise eingetreten, daß sich Stasi nicht zu regen wagte. Nun horcht er gegen die Wand hin, aber es herrscht die unbedingteste Stille in der Nachbarschaft. „Nun wohl," meint er für sich, „sie sind mit der Aufstellung fertig; das ist die thätige Ateliersruhe."

Dann bedeutet er der ratlosen Frau zu schweigen, heranzutreten, und eine geräuschlose Tapetenthür öffnend, weist er in den anstoßenden Saal hinaus.

Stasi hätte trotz aller Warnung am liebsten einen Schrei der Überraschung ausgestoßen. Was sie sieht, ist eine blendende, berückende, für sie noch unverständliche Welt.

Ist dies Tageslicht oder Himmelsschein?

Dieser geflügelte Gott, der mehr zu schweben als zu stehen scheint, was will er? Gilt ihr der finstere Blick, der drohende Wink mit dem Finger?

Kein Laut ist hörbar geworden, ihr Puls sogar will stillstehen; also verdrießt ihn wohl der leise Luftzug, und mit erhabener Zornesgebärde wehrt er jeder Annäherung.

Und diese dort wäre Giannina? Eine Hirtin, eine Nymphe scheint sie, die aus blumiger Niederung, selbst blumenbekränzt, die lichte Höhe erklommen. Und von ihren herrlichen Schwestern zur Seite gebietet die eine der Schellentrommel Schweigen, dämpft die andere den klingenden Triangel, hält die dritte den singenden, rufenden Ton ein, während der braune Junge das schmetternde Horn absetzt — alle staunender Bewunderung voll und von freudiger Huldigung hingerissen. Und das sollten die leichtfertigen Italiener sein? Statuen sind sie, an denen kein Glied sich regt, keine Wimper zuckt, oder holdgestaltetes Licht- und Farbenspiel, das im nächsten Augenblicke sich auflösen und in eitel Sonnenschein zerfließen kann.

Und wo ist ihr Gatte, wo der Maler? Der dort, der gedrückteste, der bescheidenste, der unscheinbarste von allen? Ja, er schafft, er hastet, er regt sich von allen allein. Jetzt nimmt er diese, jetzt jene Farbe, und zwar mit dem einen und wieder mit einem anderen Pinsel von der Palette und vervollständigt und ändert seine Skizze, die ein kleiner, bunter Fleck auf der Staffelei ist. Aber dieses sein musterndes Auge! Das ist ein Adler-, das ist ein raubgieriger Blick, der den Gestalten vor ihm Leib und Seele zu entraffen

willens ist, den Leib stückweise und die Seele ganz. Und das ist ein Herrscherblick — weh dem, der davor nicht zitternd hält! ein schöpferischer Blick, der im Nu mit dieser Welt aufräumen und eine andere erstehen lassen kann.

Und dieser schaffende Mann, dem man die Mühe und den Eifer ansieht, wäre ein pflichtvergessener Tändler, dieser sein gewaltiger Blick das Schmachten eines Liebhabers, diese Modellschau ein leckerer Genuß, diese weihevolle Werdestunde ein tolles Spiel?

Stasi seufzt.

Aber schon hat sie der Fürst von der Schau abgekehrt, schon die Tapetenthür wieder geschlossen.

Meister Jörg hat sie, sein Weib, nicht gesehen. Er hat nicht ein einziges Mal über den Bannkreis seiner Gestalten hinausgeblickt.

„Kranzhoferin, Sie hat genug gesehen," begann die alte Durchlaucht. „Denke Sie zu Hause darüber nach, wie sauer sich's ein Künstler werden lassen muß, und wozu die Modelle gut sind; und erheitere Sie Ihrem Manne das Leben."

Frau Stasi war zu kleinlaut, fühlte sich zu sehr gerichtet, als daß sie hätte antworten können. Sie ergriff die Hand des Fürsten und küßte sie.

„Nicht so!" wehrte der Fürst. „Welke Lippen taugen nicht mehr auf warme; aber Sie dürfen eine schöne schmale Stirne küssen, die sich so bald nicht wieder kraus ziehen soll."

Die Malersgattin wollte sich eilends entfernen. Aber die Durchlaucht sagte:

„Geduld, schönes Kind! Bis zum Thor haben wir einerlei Weg. Sie ist schuld, daß ich mich mit dem Morgenspaziergange verspätet."

X.

Als Stasi endlich allein war, weinte und jubelte sie abwechselnd, in einem Atem. Sie fühlte sich so nichtig, so schuldig . . . und doch war ihr zugleich so leicht ums Herz, als wäre sie neugeboren. Jetzt wird's anders! rief sie aus, und ihre Augen strömten vor Freude über. Endlich, endlich! fügte sie stiller hinzu, und sie beklagte die Vergangenheit: ihren unseligen Eigensinn, ihren aufreibenden Kummer und das Unrecht, das sie ihrem Manne angethan.

So rührt sie das, was bereits überstanden, wie die Sühne, zu der sie rückhaltslos entschlossen ist, und nicht minder auch das Bild einer glücklicheren Zukunft. Ach, daß der geliebte Mann nur schon da, die schönere Sonne völlig herauf wäre und das neue Leben begonnen hätte! Sie zittert, daß zuvor noch ihr Herz stillstehen oder den Ersehnten ein Unglück treffen könnte. Noch nie ist sie einer so großen Aufregung, einer so seligen Unruhe zur Beute geworden. Die Brust will ihr zerspringen, der Becher ist zum Überschäumen voll.

Müd und abgespannt verließ Meister Jörg das Atelier. Er ging langsam durch den Garten seiner Wohnung zu, die ihm ja bisher so wenig geboten. Den Kopf gesenkt, blickt er nicht einmal auf, gewahrte also auch nicht, mit welcher Spannung Stasi ausblickte.

Als er eintrat, fiel ihm sein Weib zu Füßen, seine Beine umklammernd, unter Thränen flehend: „Ich bitte dich um Verzeihung, lieber Mann! Vergieb und vergiß; ich bin eine andere geworden und bereue jeden Gedanken, jedes Wort und jeden Auftritt, mit welchen ich dich verdächtigt, verfolgt und gequält habe. Ich habe an der Seite des Fürsten dich heute im Atelier gesehen, habe dich schaffen gesehen und könnte mir darüber alle Haare ausreißen, daß ich so spät erst zur Einsicht gekommen . . .“

„Steh auf, Stasi!“ erwiderte der Meister, nicht wenig erstaunt und der anschleichenden Rührung wehrend. „Ich sehe ja, daß du nicht Komödie spielst. Wenn du nun anders bist, so kann alles wieder gut werden. Du hast selbst auch darunter gelitten, daß du schlecht von mir dachtest, und ich habe deinem Naturell immer auch Rechnung getragen. Laß das nun abgethan sein für immer. Setzen wir uns zu Tische; ich bin hungrig, und du zitterst mir ja vor Aufregung. Später, wenn du ruhiger bist, erzähl' mir, wie das gekommen ist.“

Und mit ihrem Erlebnis, mit ihren Geständ-

nissen hielt Frau Stasi, als die Stunde darnach angethan war, keineswegs zurück. Jörg merkte wohl, von welchem Einfluß des edlen Fürsten Wort auf die Sinnesänderung seines Weibes gewesen. Aber er berührte diesen Umstand absichtlich nicht, sondern sagte ablenkend: „Also der prächtige Merkur und sein gebieterischer Wink hat dir solchen Respekt eingeflößt? Diese Figur verspricht auch gut zu werden. Aber damit wir den heutigen Friedensschluß würdig feiern, sollst du selbst auch, Stasi, an die Decke, mitten hinein ins Friedenfest! Ich weiß schon Rat; du trittst als Chorführerin an Gianninas Stelle, und diese steigt dafür zur Pax, zur Friedensgöttin selbst auf. Du sollst mir heiter und glücklich dreinschauen im Bilde."

Stasi bedankte sich mit einem Kuß im voraus für diese zärtliche Auszeichnung.

Von nun an schuf Jörg frohgemut.

Hans und Michel waren glücklich des Meisters wegen, und weil sie nicht mehr zu leiden hatten unter den unverständlichen Launen der Meisterin.

Für die braunen Gäste hatte Frau Stasi nunmehr freundlichere Augen; sie verkehrte auch mit ihnen.

Die alte Durchlaucht ließ gelegentlich die Bemerkung fallen: „Lieber Kranzhofer, die Eure ist ein Kernweibchen; man muß ihr manches zu gute halten."

Bald prangte sodann die Ruhmes- und

Friedensfeier vollendet an der Decke des Heldensaales.

Alles schaute lobend und bewundernd zu ihr empor. Der Meister stand bescheiden zurück. Ihm aber flüstert Stasi zu: „Ja, geradeso hat mich damals der Geflügelte angeblickt; ich weiß schon, was er mir zu sagen hat.“

Frau Stasi hat längst auch schon vom Herkules im Nessusgewande erfahren, und als nach Jahren die beiden Gatten das Hinterauer Kloster besuchten, blickte sie das Gemälde so lang an, bis ihr die Augen übergingen.

„Guter Mann,“ sagte sie, „was mußt du gelitten haben! Jetzt erscheint es mir ganz unglaublich, daß ich dich jemals so hätte quälen und umbringen können. Wie verblendet muß ich gewesen sein!“

„Und wie glücklich hast du mich seither gemacht!“ fiel Jörg ein, sie hinwegdrängend vom vorwurfsvollen Bilde.

Verlag von Georg Müller, München und Leipzig

Wilhelm Weigand

Erzählendes:

Michael Schönherrs Liebesfrühling und andere Novellen. (Inhalt: Der zwiefache Eros. — Anſelm, der Hartheimer. — Sirene. — Das Abenteuer des Dekans Schreck. — Michael Schönherrs Liebesfrühling.)
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die Frankenthaler. Ein Roman. Zehntes Tauſend.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5 —.

Lyriſches:

Sommer. Gedichte. 1894. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In der Frühe. Neue Gedichte. 1902.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Gedichte. Auswahl geh. M. 1.50, geb. M. 2.50. Liebhaberausgabe in 100 nummerierten Exempl. M. 4.—.

Dramatiſches:

Florian Geyer. Ein deutſches Trauerſpiel in fünf Akten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Agnes Korn. Ein Drama in 3 Akten. 2. Aufl. M. 2.—.

Lolo. Eine Künſtlerkomödie. M. 2.—.

Die Renaiſſance

Ein Dramencyklus

Teſſa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage.

Savonarola. Eine tragiſche Dichtung in fünf Akten. Dritte Auflage.

Cäſar Borgia. Eine Bühnendichtung in einem Vorſpiel und fünf Akten. Zweite Auflage.

Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. Geh. je M. 2.50, geb. je M. 3.50.

Verlag von Georg Müller, München und Leipzig

Dr. Theodor von Frimmel

Modernſte Kunſt. Eine Skizze. M. 2.—.

Kleine Galerieſtudien. Neue Folge, ſolide und vornehm geb. M. 15.—.

(Der Band enthält: I. Die Gemäldeſammlung in Hermannſtadt. Mit 6 Abbildungen und 3 Facſimiles. II. Von den Niederländern in der k. Gemäldeſammlung in Wien. III. Die Gräflich Schönborn-Buchheim'ſche Gemäldeſammlung in Wien. Mit 2 Vollbildern und 6 Abbildungen im Text. IV. Die Sammlung Figdor in Wien. Mit 14 Textbildern. V. Methodik und Pſychologie des Gemäldebeſtimmens. Mit 11 Textbildern.)

Geſchichte der Wiener Gemäldeſammlungen.

Erſter Band. Erſtes Kapitel. Die kaiſerliche Gemäldeſammlung. Ein ſtarker Band von 683 Seiten mit zahlreichen Illuſtrationen. Geh. M. 20.—. Vornehm geb. M. 21.—.

Die einzelnen Abſchnitte ſind auch in Einzellieferungen einſtweilen noch erhältlich: I. Einleitung M. 2.50. II. Die kaiſerliche Gemäldeſammlung M. 7.50. III. Die italieniſchen Meiſter in der kaiſerlichen Gemäldeſammlung M. 3.50. IV. Die alten niederländiſchen und deutſchen Meiſter und die modernen Gemälde ebendort. M. 6.50.

— Erſter Band. Drittes Kapitel. Privatſammlungen des achtzehnten Jahrhunderts. 211 Seiten. Mit 20 Abbildungen. Geh. M. 8.—, vornehm geb. M. 9.— (= Lieferung V der Galerieſtudien.)

— Erſter Band. Viertes Kapitel. Die Gemäldeſammlung in der Akademie der bildenden Künſte. 15 Bogen mit zahlreichen Abbildungen. (= Lieferung VI der Galerieſtudien.) Geh. M. 8.—, geb. M. 9.—.

Verlag von Georg Müller, München und Leipzig

Einzelausgaben der Schriften

Hans Grasbergers

Licht und Liebe. Gedichte. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Ein Triptychon, der humanistischen Jugend gewidmet. I. Epigramme. II. Elegien. III. Gebundene und freie Rhythmen. Mit Goldschnitt kart. M. 2.—.

Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine litterarhistorische Studie. Mit Goldschnitt kart. M. 2.—.

Maria-Buch. Eine Wallfahrtsgeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Maler und Modell. Eine Geschichte aus der Barockzeit. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Sieben Kaiserlegenden. Kart. M.—50.

Wilhelm Fischer in Graz

Die Freude am Licht. Roman. 9. Tausend. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Grazer Novellen. 2. Aufl. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Sommernachtserzählungen. 2. Aufl. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der Mediceer. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Unter altem Himmel. 2. Aufl. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

JUL 7 '67

ALDERMAN LIBRARY

The return of this book is due on the date indicated below

DUE	DUE

Usually books are lent out for two weeks, but there are exceptions and the borrower should note carefully the date stamped above. Fines are charged for over-due books at the rate of five cents a day; for reserved books there are special rates and regulations. Books must be presented at the desk if renewal is desired.

L-1—3670930

NX 001 274 163